H.Un.
696 g

Condillac

Des Herrn
Abts von Condillac

Geschichte

der ältern und neuern

Zeiten.

Aus dem Französischen übersetzet
von
Johann Christoph von Zabuesnig.

Sechster Band.

I. A. VON BELLI

Mit Röm. Kaiserl. allergnädigster Freyheit.

Augsburg,
bey Matthäus Riegers sel. Söhnen.
1781.

J. n. 124

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Fünfzehntes Buch.

I. Kapitel.

Zustand der Juden unter den asmonäischen Fürsten, und unter Herodes. Seite: 1

II. Kapitel.

Von den Meynungen der heydnischen Philosophen vor Christi Geburt, und in den drey ersten Jahrhunderten der Kirche. 9

III. Kapitel.

Von den Meynungen, die sich ohngefähr drey hundert Jahre vor Christi Geburt unter den Juden eingeschlichen haben. 23

IV. Kapitel.

Von den Hindernissen, welche der Ausbreitung der christlichen Religion im Wege standen. 41

V. Kapitel.

Betrachtungen über das erste christliche Jahrhundert. 49

VI. Kapitel.

Allgemeiner Begriff von den Begebenheiten in dem zweyten Jahrhunderte der Kirche. 70

VII. Kapitel.

Betrachtungen über das zweyte Jahrhundert. S. 85

VIII. Kapitel.

Von dem Anfange des dritten Jahrhunderts bis 325, wo Constantin der Kirche den Frieden schenkte. 98

IX. Kapitel.

Von der Kirchenzucht in den drey ersten Jahrhunderten. S. 128

X. Kapitel.

Beschluß dieses Buches. 138

Sechszehntes Buch.

I. Kapitel.

Constantins Betragen in Absicht der Kirche. 150

II. Kapitel.

Constantins Betragen in Absicht des Reiches. 163

III. Kapitel.

Von dem Zustande des Reiches um die Zeiten Constantins. 174

IV. Kapitel.

Von den großen Reichen und Völkern, die nach dem Tode Constantins das römische Reich umgaben. 184

V. Kapitel.

Von dem Tode Constantins bis zum Tode Jovians. 218

Siebenzehntes Buch.

I. Kapitel.

Nach dem Tode Jovians bis auf Theodosius. 250

II. Kapitel.

Theodosius. 263

III. Kapitel.

Von dem Tode des Theodosius bis auf die Eroberung Roms durch Alarich. 282

IV. Kapitel.

Bis auf den Tod des Honorius. 295

V. Kapitel.

Bis auf die Zeit, wo Attila das Reich zu bedrohen anfieng. 298

VI. Kapitel.

Bis auf den Tod des Attila. S. 317

VII. Kapitel.

Bis zum Umsturze des abendländischen Reiches. 326

VIII. Kapitel.

Beschluß von der römischen Geschichte. 337

Geschichte der ältern Zeiten.

Fünfzehntes Buch.

I. Kapitel.

Zustand der Juden unter den asmonäischen Fürsten, und unter Herodes.

Nachdem sich die Juden durch eine Reihe wunderthätiger Siege von der Herrschaft der Könige Syriens frey gemacht hatten, welche sie zwingen wollten den Göttern zu opfern; belohnten sie die Dienste der Machabäer dadurch, daß sie die Oberpriesterwürde, die Regierung der Republik, und eine unbeschränkte Gewalt in allen Dingen an Simon über-

überließen. Dieser Fürst war der erste aus den Asmonäern, denen man nach Asmonäus, dem Aeltervater Mathathias, des Vaters der Maccabäer, diesen Namen gegeben hatte; und unter ihm fiengen die Juden an, sich nach ihren Gesetzen zu regieren, in Frieden zu leben, sich sogar ihren Nachbarn furchtbar zu machen, wobey sie des Schutzes der Römer genossen, mit welchen Simon das Bündniß wieder erneuerte, das seine Brüder geschlossen hatten.

Johann Hirkanus, sein Sohn, erweiterte seine Staaten durch neue Eroberungen, hatte ganz Judäa, Galiläa, und Samaria in seiner Gewalt, befestigte vollends seine Macht, und hinterließ sie seinen Nachkömmlingen von aller Unterwürfigkeit frey. Aber der Haß, der zwischen den Pharisäern und Sadducäern herrschte, verstattete ihm niemals den innerlichen Frieden herzustellen, und da er sie nicht vereinigen konnte, wollte er sich zum wenigsten die ersten geneigt machen, die über die Herzen des Pöbels einen mächtigen Einfluß hatten. Er schmeuchelte sich dieses zu Stande zu bringen, weil er unter ihnen erzogen war, und weil er sich bisher zu ihrer Sekte bekannt hatte. Allein seine Bemühungen waren vergebens. Sie erklärten sich offenbar gegen ihn, und er schlug sich zur Partey der Sadducäer. Er starb nach einer Regierung von neun und zwanzig Jahren, und ließ Verwirrungen im Reiche nach sich, die für seine Familie unglücklich ausschlagen mußten.

Ari=

Aristobulus, sein ältester Sohn, nahm die Krone und den Titel eines Königs an, welches noch keiner von denen, die seit der babylonischen Gefangenschaft in Judäa regierten, gethan hatte. Um seine Macht zu behaupten ließ er seine Mutter, die regieren wollte, Hungers sterben; er steckte drey seiner Brüder in das Gefängniß, und ließ einen einzigen frey, welchen er bald aus grundlosem Argwohn hinrichten ließ. Er starb im zweyten Jahre seiner Regierung, unter heftigen Gewissensbissen.

Die drey Prinzen entkamen aus dem Gefängnisse. Alexander Jannäus, der die Krone erhielt, ließ einen seiner Brüder ermorden, und den andern leben, weil er ihn nicht fürchtete. Er unternahm nachmals verschiedene Kriege, wo er zwar Fähigkeit zeigte, aber durch seine Niederlagen vor den Augen seines Volkes verächtlich wurde, das die Pharisäer gegen ihn aufhetzten; und siegte er, so machte er sich durch seine Grausamkeit verhaßt. Als sich endlich seine Unterthanen öffentlich empöret hatten, mußte er sechs Jahre lang Krieg führen, bis er sie zu Paaren treiben konnte. Er rächete sich unmenschlich durch Ströme von Blut, und nach einer Regierung von sieben und zwanzig Jahren starb er an seinen Schwelgereyen.

Er hinterließ zween Söhne, Hirkanus und Aristobulus: aber er hatte verordnet, daß seine Frau Alexandra das Reich regieren, und zu ihrem Nachfolger jenen von seinen zween Söhnen

erwählen sollte, den sie für tauglich erachten würde.

Der erste Schritt, den Alexandra that, war, daß sie den Pharisäern die Besorgung der wichtigsten Geschäffte einräumte, weil sie sich diese furchtbare Sekte geneigt machen, und durch sie die Unterwerfung des Volkes befestigen wollte. Sie stellte sich an sogar, als ob sie dadurch nur den letzten Willen ihres Mannes in Erfüllung brächte.

Sie glaubte, sich Anfangs in ihrer Erwartung nicht betrogen zu haben: denn die Pharisäer schienen nicht allein ihres Hasses auf Alexander zu vergessen; sondern sie segneten noch sein Andenken, und hielten ihm ein überaus herrliches Leichengepräng. Unterdessen erkannte die Königinn bald, daß sie unter ihre Herrschaft gekommen war, und sie blieb ein bloßes Werkzeug von der Rache der Pharisäer. Ihre vorigen Freunde waren der Verfolgung dieser rachsüchtigen Männer ausgesetzt; sehr viele verloren das Leben; die übrigen rettete sie nur dadurch, daß sie dieselbigen in Plätze vertheilte, wo eine Besatzung von ihr lag. Endlich nach einer Regierung von neun Jahren, wobey sie nichts als ihre Schwachheit hatten blicken lassen, starb sie, und hinterließ die Krone Hirkanus, ihrem ältesten Sohne, der schwach war, wie sie, und eben so blind sich den Pharisäern ergeben hatte.

Allein

Allein Aristobulus, der während der Krankheit seiner Mutter entflohen war, durchreiste die festen Plätze, zeigte sich den Soldaten, und allen denjenigen, die ehemals seinem Hause zugethan gewesen waren. Er hatte bald ein Kriegsheer auf den Beinen. Das Volk selbsten schlug sich von allen Seiten zu ihm, weil es der Tyranney der Pharisäer überdrüßig war; und Hirkanus, der von dem größten Theile seiner Truppen am Stiche gelassen wurde, mußte seinem Bruder das Oberpriesteramt und die Regierung einräumen.

Die Factionen, die unter einem Volke herrschen, schlagen früh oder spät zum Nachtheile des Staates aus, wenn die Regenten wechselweise von einer Partey zur andern übergehen. Denn da sie dieselbigen bald schwächen, bald stärken, stürzen sie unvermerkt ihr Reich ins Verderben, und unterhalten einheimische Feinde, gegen welche sie allezeit zu schwach sind.

Antipas oder Antipater erwartete nichts von Aristobulus, und alles von Hirkanus, welchem er allezeit ergeben gewesen war. Er sann also auf Mittel, diesen Fürsten wieder auf den Thron zu setzen, der allzu träge war, selbst darauf zu denken. Er wendete sich zu diesem Ende an Pompejus, der eben von seinem Zuge gegen Mithridates zurückkehrte. Der Römer ließ sich von den Ansprüchen der zween Brüder unterrichten, als eine dritte Faction sich hervorthat, die keinen von beyden annehmen, und nur

von dem obersten Opferpriester regiert werden wollte, wobey sie den Asmonäern den Vorwurf machte, sie haben die Regierungsform verändert, und den Titel eines Königs angenommen, um ihre Tyranney zu befestigen.

Pompejus, der auf diese Vorstellungen wenig achtete, schien dem Hirkanus geneigt zu seyn. Allein Aristobulus, der immer zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, versuchte seine Gunst zu gewinnen, und zugleich seine Rechte mit Gewalt zu vertheidigen. Da er also bald bewaffnet auftrat, bald wieder sich demüthigte, war sein Betragen unbeständig und widersprechend, wodurch er am Ende seinen Sturz beförderte. Pompejus, zu dem er sich begeben hatte, ließ ihn gefangen nehmen, weil er über seine Untreue aufgebracht war; dann legte er sich mit seinem Heere vor Jerusalem.

Diese Stadt hätte eine lange Belagerung aushalten können: aber die Partey des Hirkanus eröffnete die Thore; und jene, die von Aristobulus nicht abweichen wollten, flüchteten sich in den Tempel, wo sie sich nach dreyen Monaten ergeben mußten. Sie hätten es ohne den Aberglauben, womit sie den Sabat hielten, länger aushalten können: aber sie glaubten nicht, daß ihnen erlaubt wäre, an diesem Tage Schanzen anzulegen, oder die Schanzen ihrer Feinde zu zerstören. Hirkanus wurde dann wieder eingesetzt, und Aristobulus nach Rom geschickt,

wo

wo er entfloh, und in Judäa zurückkam, um neue Zerrüttungen anzurichten.

Er hatte von Cäsar zwo Legionen erhalten; aber Pompejus ließ ihm Gift beybringen: und seinem Sohn Alexander, den man ergriffen hatte, wurde der Prozeß gemacht, und das Haupt abgeschlagen. Unterdessen erhielt Antigonus, ein Bruder des letztern, der seine Ansprüche nicht aufgab, von den Parthern Hülfe, die ihn auf den Thron erhuben. Er ließ seinem Oheim Hirkanus die Ohren abschneiden, damit er zum Priesteramt unfähig gemacht wurde, und übergab ihn den Parthern, die ihn mit sich fortschleppten.

Das war um die Zeit des zweyten Dreymännneramts. Herodes, Antipaters Sohn, begab sich nach Rom, in der Absicht, die Krone Judäens für Aristobulus, den Neffen des Antigonus und einen Sohn Alexanders, der enthauptet worden war, zu erhalten. Er hatte die Parthey dieses jungen Fürsten genommen, weil er hoffte, unter ihm zu regieren, wie Antipater unter Hirkanus regieret hatte. Ueberdas hatte er Mariannen seine Schwester zur Ehe genommen. Antonius, an den er sich wendete, und welcher damals allgewaltig war, setzte ihm selbst die Krone auf. Dieses gab Anlaß zu einem neuen Kriege, wobey der neue König den Sieg davon trug; Antigonus wurde überwunden, für strafbar erkläret, nach den Rechten geurtheilt und zum Tode verdammt. Er war der letzte von den

asmonäischen Fürsten. Also wurde Judäa, seit dem Tode der Alexandra, zwey und dreyßig Jahre lang zerrüttet.

Herodes war immer unglücklich, weil er immer gottlos, argwöhnisch, und grausam war. Er vertilgte vollends das ganze Geschlecht der asmonäischen Fürsten, weil er hoffte, alle Unruhen dadurch zu stillen: aber er fand neuen Stof an seinen Kindern, und vergoß das Blut seiner drey Söhne, als ob sie ein Ueberbleibsel von dem Blute der Fürsten gewesen wären, denen er die Krone geraubet hatte. Er regierte sieben und dreyßig Jahre, war sich selbst immer verhaßt, und bald von Argwohn, bald von Gewissensbissen gemartert. Er starb in seinem siebenzigsten Jahre.

Jakob hatte geweissaget, daß der Zepter von Juda nicht sollte genommen werden, und daß aus seiner Nachkommenschaft Führer des Volkes so lange aufstehen würden, bis derjenige ankäme, der gesandt werden sollte. Da nun die Regierung auf Herodes, einen Idumäer, der folglich von dem Geschlechte Juda nicht abstammte, gekommen war, so galt es für einen Beweis, daß die Ankunft des Messias nicht weit entfernet seyn konnte. Auch die siebenzig Wochen von Daniel waren beynahe verflossen, und die Juden warteten auf die Erfüllung der Weissagungen. Jesus Christus wurde dann gegen das Ende der Regierung Herodes, vier Jahre vor der gemeinen Jahrzahl, gebohren.

Alle

Alle Weissagungen trafen in dem Herrn Jesus so augenscheinlich zusammen, daß es unmöglich schien ihn zu verkennen. Gleichwohl waren die Juden so blind, daß sie an ihm den erwarteten Messias nicht sahen, und der größte Theil von ihnen beharrte in seiner Blindheit, indessen daß die Wahrheit bey den Heyden, wo sie geprediget wurde, schnellen Beyfall erhielt.

Wenn man eine große Begebenheit beurtheilen will, muß man sich zuvor von den Umständen, wo sie sich zutrug, einen Begriff machen. Deßhalben habe ich von der Regierung der Juden unter den asmonäischen Fürsten, und unter Herodes eine Beschreibung entworfen: allein wir müssen noch verschiedene Beobachtungen, sowohl über dieses Volk, als über die Heyden anstellen, und sonderbar die Philosophie kennen, die zu denselben Zeiten herrschete.

II. Kapitel.

Von den Meynungen der heydnischen Philosophen vor Christi Geburt, und in den drey ersten Jahrhunderten der Kirche.

Die Verändrungen der Meynungen folgen auf die Verändrungen der Reiche. Wir dörfen also nicht zweifeln, daß die Eroberungen Alexanders in dem, was die Persier, Indianer, und Aegyptier Philosophie nannten, große Verändrungen werden nach sich gezogen haben. Um die-

dieselbe Zeit breiteten sich die griechischen Sekten aus, und brachten zu den Barbarn Systeme, die sie nicht kannten, obschon sie den Stof dazu hergeborget hatten. Ohne Zweifel waren die Magen, die Gymnosophisten und Priester in Aegypten Anfangs wider die Neuheit dieser Meynungen eingenommen, und würdigten sich nicht einmal, Unterricht darinn zu nehmen; aber in der Folge trugen verschiedene Ursachen das ihrige bey, ihre Vorurtheile zu schwächen, und sie mit den griechischen Philosophen näher vertraut zu machen.

Man wird sich erinnern, daß sich die Sieger mit den Besiegten vereinigten, und schnell ihre Sitten annahmen. Die Griechen schienen dann bald nicht mehr Fremde zu seyn. Da hatten dann auch ihre Meynungen kein so fremdes Aussehen mehr; und die Magen, die sie studierten, wurden allmählig besser bekannt damit, als sie in der Götterlehre und in den Systemen der Griechen Grundsätze entdeckten, welche sie selbsten annahmen. Sie wurden auf gewisse Art Platoniker, wie Alexander ein Persier geworden war, und die Anhänger Zoroasters vereinigten sich mit den Schülern des Plato. Nur muß man bemerken, daß die Magen, da sie den Meynungen der Griechen Beyfall gaben, eher bedacht waren, sich mit ihnen zu vereinigen, als die Meynungen aufzugeben, die sie bisher angenommen hatten.

Die Unterstützung, womit Alexander die Wissenschaften beförderte, und seine vorzügliche Neigung gegen die Philosophen in Griechenland, mußte auch zu dieser Veränderung helfen, welche noch größer in Aegypten als in Asien war. Als dieser Eroberer beschäfftiget war, die Stadt zu bevölkern, der er seinen Namen beylegte, ließ er Pflanzvölker aus verschiedenen Orten herkommen; er schickte sogar Juden dahin, und weil er alle Nationen herbeyziehen wollte, räumte er den Einwohnern nicht allein große Freyheiten ein, sondern verstattete ihnen auch, alle Arten von Gottesdienst frey auszuüben.

Nach dem Tode dieses Eroberers wurde Alexandria immer mehr und mehr bevölkert. Die Griechen sonderbar, und die Gelehrten aus jedem Fache kamen unter dem ersten Ptolemäus dahin; theils weil dieser Fürst nichts außer Acht ließ, um sie herbeyzulocken; theils weil Aegypten allein den Frieden hatte, wo dagegen die übrigen Provinzen von Alexanders Reiche im Kriege begriffen waren. Nachdem Ptolemäus Phönicien erobert hatte, bediente er sich auch dieser Gelegenheit, die Bevölkerung Aegyptens zu befördern; denn er ließ eine große Menge Juden dahin übersetzen: und weil er ihnen zu Alexandria die nämliche Rechte, wie den Macedoniern verstattete, kamen bald andere nach, welche sich aus eigenem Triebe dort ansetzten, und in diesem Reiche eine Ruhe suchten, die sie in Asien nicht fanden.

Philadelphus richtete sich nach ähnlichen Staatsgründen, und beschützte die Künste und Wissenschaften mit noch größerm Eifer. Er vermehrte beträchtlich den Büchersaal, den sein Vater angelegt hatte; und bauete das Musäum, jene berühmte Schule, welche der Sammelplatz aller Wissenschaften, und aller Sekten geworden ist. Die Pythagoräer, die um die Zeit des Philippus und Alexanders aus Großgriechenland verjagt worden waren, flüchteten sich hauptsächlich nach Aegypten, weil dieses das einzige Land war, wo sie geduldet wurden.

Evergetes trat in die Fußstapfen Soters und Philadelphus: aber nachmals sind die Könige in Aegypten, wie ich schon gemeldet habe, eitel Ungeheuer gewesen. Physkon, der siebente aus den Ptolemäen, machte aus der Stadt Alexandria beynahe eine Wüste. Die Gelehrten mußten entfliehen, um seinen Verfolgungen auszuweichen, und breiteten sich im Morgenland aus. Sie studierten daselbst die Philosophie Zoroasters; und als ihnen die Umstände verstatteten, nach Aegypten zurückzukehren, brachten sie jenes System der Ausflüsse mit sich, wovon ich eine kurze Erklärung gegeben habe.

Aus diesen Veränderungen muß man erkennen, daß Aegypten unvermerklich der Mittelpunkt aller Künste, aller Wissenschaften, aller Meynungen, aller Gottesdienste, und aller Aberglauben geworden ist. Peripatetiker, Stoiker, Sceptiker, Pythagoräer, Platoniker, Anhän-

hänger des Zoroaster, Götzendiener, Juden; alle, mit einem Worte, bekannten sich frey zu ihrer Religion oder ihrem Systeme. Aber diese Menge fremder Sekten, that den ägyptischen Pfaffen viel Schaden, die unter Ptolemäus allezeit minder geachtet wurden, als die griechischen Philosophen.

Die Streitigkeiten, welche unter so vielen Sekten beständig entstanden, gaben die Veranlassung zum Synkretismus, das ist, zu einem Systeme, wodurch man versuchen wollte, alle Meynungen, und sonderbar jene der vornehmsten Philosophen zu vereinbaren. Da der Hof öfter an diesen Streitigkeiten Antheil nahm, wollte man auf den Schein sich nach den Meynungen richten, die bey Hofe mehr galten, oder man wollte zum wenigsten nicht angesehen seyn, als ob man sie bestritte. Nun waren die Umstände in Aegypten dieser Art zu philosophiren sehr günstig: und dieses wollen wir durch eine Erklärung begreiflich machen.

In keinem Lande sind die neuen Gottesdienste leichter eingeführt worden, als in Aegypten, weil in keinem Lande der Aberglaube größer, und die Priester geschickter gewesen sind, sich nach den Umständen zu fügen. Die Aegyptier, die man immer in einer tiefen Unwissenheit erhalten hatte, mußten fürwahr das abergläubischste Volk werden. Sie haben also zu reden, die Vorurtheile der ganzen Welt aufgesammelt, weil sie sich in die Nothwendigkeit versetzet sahen, sich

nach der Denkensart der verschiedenen Nationen, von denen sie erobert wurden, zu formen; und weil überdas die Handlung der Fremden, die von allen Seiten nach Aegypten schiffeten, sie allmählig mit Meynungen von jeder Art hat vertraut machen müssen.

Was ihre Priester betrifft, welche allein den Schlüssel zu den Wissenschaften und zur Religion besaßen, so war ihnen nichts leichter, als sich nach den Gesinnungen der Regierung zu richten. Da sie von allen Zeiten an die Allegorien gewöhnt waren, bedienten sie sich derselbigen, um sich mit den vornehmsten Sekten zu vereinbaren: denn es war ihnen daran gelegen, daß sie den Griechen weder an Einsicht, noch Weisheit, noch Ansehen etwas nachgaben. Sie hielten es Anfangs mit den Pythagoräern, bey denen sie in vielem Betrachte, den nämlichen Lehrbegriff fanden, welchen der Stifter dieser Sekte von ihnen gelernet hatte: im übrigen war auf beyden Seiten die Lebensart ähnlich: sie liebten alle auf gleiche Art das Stillschweigen, die Einsamkeit, die Verschwiegenheit, und die Betrachtung. Also traten die Pythagoräer und die ägyptischen Priester zusammen, zogen auf das Land, stifteten Schulhäuser, wo sie, von dem Getümmel der Städte entfernet, philosophirten, und aller Hochachtung genossen, womit man die Griechen beehrte.

Nun war ihnen daran gelegen, die Platoniker nicht zu Feinden zu haben, deren Philosophie

sophie damals viele Anhänger hatte. Sie kamen auch in den Grundsätzen, die Plato von Pythagoras angenommen hatte, schon übereins; und in den übrigen rückten sie zusammen, da sie die widersprechendsten Meynungen durch Allegorien vereinigten. Die Ausflüsse Zoroasters wurden auch in dieser Absicht gebrauchet, weil Plato selbst etwas davon entlehnet hatte.

Dadurch nahmen alle Sekten eine andere Gestalt an. Man erkannte weder Zoroastern, noch die alten ägyptischen Priester mehr. Der Synkretismus hatte aus all diesen Systemen ein Gewirre gemacht, wo sich die Meynungen täglich mehr und mehr verwickelten. In diesem Zustande befand sich die Philosophie in Aegypten vor Christi Geburt. Der Synkretismus, der sich auf Allegorien gründete, hatte dort so weit um sich gegriffen, daß die Juden selbst versuchten, Moses, Pythagoras, und Plato zu vereinbaren. Gleichwohl nahm diese ungereimte Lehrart nicht so bald ein Ende: ja sie daurete lang nach Christi Geburt noch fort, und die Philosophen aus dem Musäum, die sich bekehrten, veranlaßten viele Ketzereyen, weil sie ihre Meynungen mit den Glaubensſätzen der christlichen Religion hatten vereinbaren wollen.

Die Streitigkeiten, welche aus dem Synkretismus selbst entsprangen, brachten den Eklektismus hervor, eine andere Lehrart, die nicht so viel zur Absicht hatte, die Philosophen zu vereinbaren, als aus jedem zu nehmen, was gut

darinn

darinn war. Diese Absicht wäre lobwürdig gewesen, wenn die Systeme, aus denen man schöpfen mußte, mit etwas Beurtheilung gemacht worden wären, und wenn man hätte hoffen können, im Stande zu seyn, ohne Vorurtheil eine Wahl zu treffen. Aber diese einzige Bemerkung giebt voraus zu verstehen, daß der Eklektismus eitel Ungereimtheiten mag erzeuget haben.

Der Eklektismus hatte zum Stifter den Ammonius Sakkas von Alexandria, der in der christlichen Religion erzogen, und im Synkretismus unterrichtet war. Er lebte um das Ende des zweyten Jahrhunderts und im Anfange des dritten. Weil ihm die christliche Religion nicht die Freyheit verstattete, sich ein System nach seinem Gefallen zu machen, so gieng er zum Götzendienste über, welcher zu seinem Vorhaben besser passete. Obschon er bestimmt zu seyn glaubte, die Welt aufzuklären, nahm er doch die geheime Lehrart der Pythagoräer an, und verbot seinen Schülern, den Gegenstand und die Beschaffenheit seiner Lehrsätze bekannt zu machen. Sie waren so gewissenhaft nicht, das Stillschweigen zu halten, das sie ihm geschworen hatten.

Die Eklektiker hatten zum Grundsatze: die Wahrheit sey unter allen Sekten zerstreuet; und folglich wäre es nicht vernünftig, sich den Zwang anzuthun, den Meynungen eines einzigen Philosophen zu folgen. Sie machte sichs dann zum Gesetze, aus allen etwas zu nehmen; die Sceptiker

ptiker allein ausgenommen, mit denen sie sich nicht vergleichen konnten.

Der Platonismus war der Grund ihrer Philosophie; aber nicht jener von der Akademie, sondern der aus der Schule von Alexandria, woher sie gekommen waren. Folglich hatte der Synkretismus schon alles verunstaltet, was sie aus diesem Systeme nahme. Ihr Ehrgeiz bestand darinnen sonderbar, Plato und Aristoteles, als die zween berühmtesten Philosophen, zu vereinbaren. Zu diesem Ende erfand man Distinctionen und Spitzfindigkeiten; man verzerrte den Text; man erklärte ihn nach Willkühr, und brachte es so weit, daß man alle beyde sagen ließ, was weder einer noch der andere gedacht hatte.

Wenn die Begriffe des Plato und Pythagoras von Natur zum Enthusiasmus verleiteten, so mußten sie, in Aegypten mehr als anderswo, mit Heftigkeit wirken. Denn vom Aberglauben zum Enthusiasmus ist der Abstand gering, und die Aegyptier waren das abergläubischste Volk unter allen. Es waren auch die Begeisterungen etwas gemeines bey den Eklektikern; ihre Betrachtungen erhuben sie über andere Menschen, und sie sahen alles, was sie sehen wollten. Einige mochten dabey nach bester Meynung handeln; denn solche Begeisterungen sind im Grunde nichts anders, als Wahnwitz einer schwachen, leichtgläubigen Einbildungskraft, die von einer brennenden Sonne erhitzet ist. Man kann sie

wachend eben so haben, wie man im Schlafe Träume hat.

Die Eklektiker, welche größere Enthusiasten waren, als Plato und Pythagoras, glaubten im Stande zu seyn, schon in diesem Leben sich stufenweise zu Gott hinaufzuschwingen, sich in die Gottheit zu versenken, und auf gewisse Art sich selbst zu vergöttern. Die Ausflüsse, wie sie die Perser erdacht hatten, waren der Grund eines so ausschweifenden Selbstvertrauens: denn in diesem Punkte zogen sie Zoroastern dem Plato vor.

In diesem Systeme sind alle Wesen, die von einem ersten Urwesen ausgehen, mehr oder weniger vollkommen, je nachdem sie mehr oder weniger unmittelbar davon ausgehen. Daher entspringen die sichtbaren und unsichbaren Dinge, die sich in verschiedene Klassen eintheilen, um das Weltall zu gestalten. Alles kömmt aus dieser ersten Quelle, Geist wie Körper; und unsre Seelen sind durch eine lange Reihe von Geistern, Dämonen, und Gottheiten jeder Art im Abstande von dieser Quelle. Sie sind an dem äußersten Gliede der Kette, und gleichwie sie stufenweise sich von dem Urwesen entfernet haben, also können sie auch stufenweise wieder sich demselbigen nähern. Es ist zum Beyspiele leicht für sie, sich mit den Geistern von der untersten Reihe zu vereinigen; dann zu den Geistern einer höhern Ordnung überzugehen, und also von Gottheit zu Gottheit so lang emporzusteigen,

bis sie endlich zu dem höchsten Gotte gelangen. Nichts wird dazu erfodert, als Betrachtungen, Einsamkeit, Fasten und Kasteyungen; eine Lebensart, welche fürwahr sehr tauglich ist, der Seele den Schwung zu geben, weil sie die Köpfe desto schwindlicher macht, je weniger sie Beurtheilung haben. Wenn aber ohngefähr dieses nicht fruchtete, oder allen denjenigen, die nach gleicher Vollkommenheit trachteten, nicht nach Geschmacke war, so nahm man die Zuflucht zu Gebethen, Beschwörungen, außerordentlichen Ceremonien, und allerley Aberglauben. Denn man mußte durchaus mit den Geistern Umgang pflegen, und sich entweder zu ihnen erheben, oder sie zu sich herabziehen. Dieß war das wahre Mittel alles zu erhalten, was man wünschen konnte, und Wunder zu wirken. Also wurde die Philosophie, die sich rühmte von allen Systemen das beste herauszuwählen, bey den Eklektikern nichts mehr, als was sie bey den Chaldäern gewesen war, nämlich Zauberey.

Die Absicht dieser Philosophen war vorzüglich, sich der Aufnahme der christlichen Religion zu widersetzen, und den Götterdienst zu unterstützen, der den Einsturz drohete. Wäre es möglich gewesen, so hätte Ammonius besser, als jeder andere, sich schmeicheln können, dieses zu Stande zu bringen. Da er unter den Christen erzogen war, so würde er die Schwäche ihrer Beweise gekannt, und sie so darnieder

geschlagen haben, daß sie sich nicht mehr hätten aufrichten können.

Aber die Eklektiker vermieden sorgfältig, das Christenthum unmittelbar anzugreifen: sie bestrebten sich vielmehr, den Götterdienst zu vertheidigen. Sie mußten jene Götterlehre, jene abenteurlichen Fabeln rechtfertigen, welche die Vernunft entehrten, und selbst bey den vernünftigen Leuten im Heydenthume ein Gegenstand der Verachtung waren: sie mußten die Kirchenväter beantworten, welche die Ausschweifungen der heydnischen Fabeln aufdeckten, und diese Ungereimtheiten durch das Ansehen heydnischer Philosophen widerlegten.

Die Allegorie half den Eklektikern aus; sie erklärten die ganze Götterlehre nach ihrer Willkühr; sie sahen an Jupiter, an Juno, an den übrigen Göttern nichts mehr, als die Gottheiten, die aus dem höchsten Urwesen ausgiengen: mit einem Worte, sie bewiesen der abgöttischen Welt, daß sie in der That nicht geglaubet habe, was sie bisher geglaubt hatte.

Sie freuten sich diese Spitzfindigkeiten erdacht zu haben, und glaubten befugt zu seyn zu den Christen zu sagen: Wir lassen nur einen Gott zu, wie ihr; und gleichwie ihr Geister, Engel, Teufel erkennet, so erkennen wir, mit allen Philosophen, Gottheiten, welche die Lücke zwischen dem höchsten Gott und zwischen uns ausfüllen. Sie sind seine

ne Werkzeuge, wodurch seine Gnaden bis zu uns herabkommen.

Daraus schlossen sie, daß es im Grunde nur eine Religion gebe. Sie fanden sie einerley bey allen Sekten und bey allen Völkern. Ihre Allegorien machten allen Unterschied verschwinden, und schienen alle Meynungen zu vereinbaren, da sie dieselbigen in das System hineinbrachten, welches sie sich ersonnen hatten. Ja, damit sie sich dem Christenthume besser näherten, dachten sie eine Art von Dreyfaltigkeit aus, und behielten ihren Grundsatz, was sich mit ihrem Lehrbegriffe verbinden ließ, allenthalben anzunehmen. Durch diesen Synkretismus glaubten sie zu beweisen, daß das Christenthum nichts neues lehre; daß es unnützlich sey, und daß man es folglich nicht erlauben, oder daß das Christenthum selbst den Götterdienst neben sich dulden sollte.

Unterdessen stürzten die Christen dieses Gebäude ganz leicht übern Haufen, weil sie die Anbethung der Götter nicht bloß durch Vernunftschlüsse bestritten. Sie bewiesen auch die Wahrheit ihrer Lehre durch Wunderwerke, welche die Eklektiker weder zu leugnen, noch für Zauberey anzugeben wagten. Der Synkretismus wußte da zur Vereinbarung kein Mittel; und die Eklektiker halfen sich mit Gotteslästerungen, Lügen, und Betriegereyen aus. Sie sagten, Jesus Christus sey selbsten nur ein Philosoph gewesen; er habe die vielen Götter erkannt

und angebethet; er habe sich durch seine Weisheit bis zu ihnen erhoben und von ihnen die Gewalt erlanget, Wunder zu wirken. Ja, um dieser gottlosen Meynung einiges Gewicht zu geben, versuchten sie Philosophen, die das Heydenthum nicht abgeschworen hatten, eben so große Wunderwerke anzudichten. Sie wählten unter den neuesten Apollonius von Tyane darzu; und man hörte nun zum erstenmal die Wunder, welche diese Männer zu einer Zeit, wo Niemand ein Augenzeuge davon gewesen war, hätten gethan haben sollen. Die Eklektiker machten sich kein Bedenken aus diesen Betriegereyen; sie waren nach ihrer Meynung eine fromme List, und selbst die Lüge wurde für heilig gehalten, wenn sie die Vertheidigung ihrer Lehre zum Beweggrunde hatte. Sie hatten diese Denkensart von den ägyptischen Priestern angenommen, bey denen sie allezeit viel gegolten hat; ja, sie hatten sie von dem Pythagoras, von Plato, und beynahe von allen alten Philosophen: denn sie ist leider nur allzu gemein gewesen.

Allein wenn Jesus nur ein Philosoph gewesen wäre, wie Apollonius oder Pythagoras, so würde er nicht wider die Vielgötterey gestritten haben. Es behaupteten auch die Eklektiker, daß ihm die Christen Dinge zuschreiben, die er nicht gelehret hatte; als ob die Apostel und Jünger Christi nicht durch Wunderwerke bewiesen hätten, daß sie die wahre Lehre ihres Meisters predigten.

Also

Also war die Philosophie beschaffen, die in den drey ersten Jahrhunderten der Kirche sich von Alexandria bis nach Rom uud beynahe durch das ganze Reich verbreitet hat. Obschon man ihr den Namen Eklektismus beylegte, war sie doch im Grunde nur ein Zweig jenes ungereimten Synkretismus, der in Aegypten ziemlich alt gewesen ist. Es wäre überflüssig, sich weiter darmit einzulassen. Genug ist, daß man beobachte, wie die Eklektiker eigentlich kein System gehabt haben, und keines haben konnten. Ihre Philosophie war nothwendig, veränderlich und ohne Bestand, weil nach der Wesenheit des Eklektismas jeder die Freyheit hatte, seine Grundsätze zu wählen, und Allegorien nach seiner Willkühr auszudenken. Im übrigen, wenn ich ihre verschiedenen Meynungen vortragen wollte, so würde man sie so wenig begreifen, als ich oder sie selbsten: denn sie haben sicher sich selbst nicht verstanden.

III. Kapitel.

Von den Meynungen, die sich ohngefähr 300 Jahre vor Christi Geburt unter den Juden eingeschlichen haben.

Bis zur babylonischen Gefangenschäft behielten die Juden die unverfälschte Lehre, die ihnen Gott durch Moses gegeben hatte; und sogar auch nach' ihrer Zurückkehr nach Jerusalem, so lang sie von Esdras, Aggäus, Zacharias, und

und Malachias unterrichtet wurden. Aber nach dem Tode dieser erleuchteten Männer, wo die Weissagung aufgehört hatte, und die Systeme der Philosophen allmählig in Judäa bekannt geworden waren, entstanden aus den schlechten Vernunftschlüssen, unter den Juden wie anderswo, Sekten und Ungereimtheiten.

Diese Veränderung fällt in die Zeit der ersten Ptolemäen. Die Juden zu Alexandria konnten der Neugierde nicht widerstehen, eine Philosophie kennen zu lernen, welche die Einsicht in die Natur des Weltalls versprach; welche nach Plato von Gott in herrlichen Ausdrücken redete, und ihren Anhängern eine große Hochschätzung verschaffte. Sie studierten dann jenen Synkretismus, der den Plato, Pythagoras, Hermes, und Zoroaste vereinbarte, und sie dadurch auf den Einfall verleitete, auch den Moses mit diesen Philosophen zu vereinbaren: das Mittel dazu fanden sie in dem Gebrauche der Allegorien. Man dorfte fürwahr nur die Ausdrücke ausdehnen, einengen, oder denselbigen figürliche Deutungen beylegen, so konnte man alle das nämliche sagen lassen. Entzücket über die Weise, wornach die Platoniker von Gotte sprachen, glaubten sie in dem Musäum, wie in einer ihrer Schulen zu seyn, und den Moses zu hören. Diese Gleichförmigkeit schmeuchelte ihnen; sie suchten den Grund davon; sie beredeten sich bald, daß Moses die Quelle sey, aus Pythagoras und Plato ihre Lehren ge-

schöpfet

schöpfet hatten; sie suchten den Beweis davon in dem Synkretismus, der alles vereinbarte. Also wurden sie übertriebne Lobredner dieser lächerlichen Lehrart; und gaben es für eine ausgemachte Sache aus, daß die heydnischen Philosophen alles Gute, so sie gesagt hatten, aus den Büchern Moses gezogen haben. Sie hofften dadurch das Vorurtheil zu zerstören, das man gegen ihre Einsichten angenommen hatte.

So waren die Juden von Alexandria beschaffen. Aber in Aegypten gab es auch andere, die von den Städten entfernet, und in Einsamkeit lebten, und die sich eine sonderheitliche Lehre ausgedacht hatten. Ich will davon anführen, so viel man durch Muthmaßungen wissen kann.

Als Jerusalem zerstöret war, und das Volk gefangen nach Babylon geführet wurde, suchten jene, die entfliehen konnten, ihre Rettung außer dem Gebiethe des Siegers, und flüchteten sich nach Aegypten, das ist, in ein Land, wo ihr Name verhaßt war. Um also ihre Sicherheit zu finden, mußten sie die Städte vermeiden, und in die entferntsten und abgelegensten Gegenden sich begeben. Das war bey den Juden der Ursprung des Mönchlebens: denn in solchen Umständen konnten sie nur in geringer Anzahl sich versammeln, und einige waren sonder Zweifel gezwungen allein zu leben. Ohne Tempel, ohne Altar, ohne Opfer gewöhnten sie sich unvermerkt an den Gedanken, daß die

ligion eigentlich ohne diese Dinge bestehen könnte; und sie waren nur bedacht, den Gottesdienst durch eine harte und strenge Lebensart zu ersetzen. Da sie aus eigner Wahl Mönche geworden waren, nahmen sie das ascetische Leben aus Gewohnheit an sich; allmählig wurden unter ihnen Gebräuche eingeführt, die zu Regeln wurden; und nachdem sich diese Regeln vermehret hatten, und aufgesammelt worden waren, entstand endlich ein System von Sittenlehre und Lebensordnung daraus.

Unterdessen da die Juden aus sich selbst nicht aufgelegt waren, Systeme zu machen, so ist zu vermuthen, sie haben mehr aus Gebrauch als Ueberlegung also fortgelebt, bis zu den Zeiten, wo die Pythagoräer, die allenthalben verfolget wurden, auch eine Freystatt in Aegypten sucheten. Diese aber fiengen an, sich daselbst niederzulassen, unter Alexander und unter Ptolemäus Soter, welche die griechischen Sekten vorzüglich beschützten, und, wie es scheint, ihnen nicht allzu günstig waren. Weil sie also die Feinde fürchteten, die sie in den Städten antreffen würden, flohen sie, wie die Juden, in die Wüsten.

Die jüdischen und pythagoräischen Einsiedler oder Mönche hatten dann Gelegenheit, mit einander bekannt zu werden. Da sie im Anfange durch einerley Lebensart sich ähnlich fanden, wurden sie bald durch die Erzählung ihrer Unglücksfälle näher vertraut, und theilten endlich

lich sich einander ihre Gebräuche und ihre Lehre mit.

In diesen Unterredungen hatten die Pythagoräer, die von Natur schwärmerische Leute waren, viel Vortheil über die Juden, welche ihre Gebräuche nach der Mundlehre beobachteten, und obschon sie noch keine recht bestimmte Grundsätze hatten, unterrichteten sie die Juden in der Kunst, die Leidenschaften auszurotten, die Seele zu reinigen, und sie zu Gott zu erheben: sie lehrten sie eine Frömmigkeit, die vortrefflich zu seyn schien, und fähig war, Männer einzunehmen, welche durch Unwissenheit, die Einsamkeit, und die Hitze des Himmelsstrichs zum Enthusiasmus aufgelegt waren. Die Juden, welche dann begierig zuhörten, und immer neugieriger wurden, nahmen einen Theil von den Meynungen der Pythagoräer an; und da sie sich an die Allegorien gewöhnten, fanden sie endlich das Geheimniß, Moses und Pythagoras zu vereinbaren. Also sind die zwo Sekten entstanden, die man Essenier und Therapeuten nannte. Spuren vom Pythagorismus, die man in ihrer Lehre findet, bestätigen diesen Ursprung, welchen die Umstände wahrscheinlich machen.

Als die Ausübung aller Religionen von den Königen in Aegypten verstattet worden war, hatten die jüdischen oder pythagoräischen Mönche die Verfolgung nicht mehr zu fürchten. Aber es ist zu vermuthen, daß die meisten von ihnen aus Gewohnheit die Lebensart beybehalten haben,

ben, die sie aus Noth hatten annehmen müssen. Sie giengen nicht in die Städte, und hatten mit den Bürgern keinen Umgang, als in der Absicht, Proselyten zu machen: und das gelung ihnen auch, weil sie Enthusiasten, und die Aegyptier abergläubisch waren.

Philadelphus endlich räumte eine noch grössere Freyheit ein: denn da er sah, daß die Juden selbst nach Aegypten zogen, erlaubte er denen, die schon darinnen waren, nach Judäa zurückzukehren. Alle Juden hatten dann itzt einen freyen Umgang mit einander, und man kann voraus sehen, daß die Lehre zu Jerusalem werde verderbt, und daß daselbst Sekten entstehen werden.

Die Essenier, die nach Judäa kamen, fanden dort jene erhabene Fömmigkeit nicht, zu der sie sich bekannten. Da sie sich an allem ärgerten, was sie sahen, glaubten sie, daß ihnen nicht erlaubet sey, mit den andern Juden umzugehen, ohne sich selbst zu beflecken. Der Tempel schien ihnen entweihet zu seyn, und sie waren der Meynung, daß sie sich an der Entheiligung mitschuldig machen würden, wenn sie an den Opfern Antheil nähmen, die darinnen verrichtet wurden. Sie fuhren dann fort, abgesondert zu leben, kamen niemals in den Tempel, begnügten sich ihre Opfer hinzuschicken, und verrichteten allenthalben Opfer, wo sie sich befanden, obschon dieses dem Gesetze Moses widerstrebte.

Von

Von den Städten entfernet, lebten sie vom Ackerbau mit einer großen Sparsamkeit, versagten sich alle Vergnügungen, waren wider alle Leidenschaften auf ihrer Hut, brachen niemals ihr Wort, und beobachteten genau ihre Regeln.

Sie giengen alle weiß bekleidet, hatte ihre Güter mit einander gemein, betrachteten sich als Brüder, und übten die Gastfreyheit aus. Wann ein Essenier in Ländern reisete, wo sie Wohnplätze hatten, war es überflüssig, daß er etwas mit sich trug. Er wurde allenthalben bewirthet, ernähret, bekleidet, und fand alles, was er vonnöthen hatte. Auch wenn er sich unter Brüdern einfand, die er niemals gesehen hatte, wurde ihm so begegnet, als hätte er allezeit bey ihnen gewohnet.

Sie betheten vor Sonnenaufgang, und kehrten sich dann gegen Osten. Nach dem Gebethe gieng ein jeder seinen Verrichtungen nach. Um die fünfte Tagesstunde giengen sie in das Bad, und kamen nachmals an einem Orte zusammen, wo sie mit einander in tiefem Stillschweigen das Mittagmahl einnahmen. Ein Priester segnete die Speisen, ehe man sie berührte, und nach der Tafel machten sie Gott ihre Danksagung. Dann gieng man auseinander, und begab sich zur Arbeit. Abends kam man wieder zusammen, und speisete stillschweigend zu Nacht.

Die Jungen bewiesen den Aeltesten eine große Ehrerbiethung, und in Gesprächen hörte man allezeit mit Ehrfurcht dem Lehrer zu, der das Wort führte.

Wenn jemand in diese Sekte eintreten wollte, prüfte man ihn drey Jahre lang: man ließ ihn eher nicht zu, als man von seiner Enthaltsamkeit, seinem Eifer, und seiner Beständigkeit versichert war. Dann mußte er schwören, alle gottesdienstl che Ceremonien genau zu beobachten, gerecht zu handeln, Niemanden zu schaden, den Umgang der Guten zu suchen, die Bösen zu meiden, seinen Vorgesetzten, und vorzüglich seinen Regenten, getreu zu bleiben; die Macht nicht zu misbrauchen, wenn er Amtsstellen erlangte, über die Handhabung der Regel zu wachen, die Lehre so auszubreiten, wie er sie erhalten hatte, eher den Tod auszustehen, als sie den Fremden zu entdecken.

Die Essenier hiengen ganz sonderbar an ihren Aberglauben: die Prüfungen, die sie ausstehen mußten, ihre Lebensart, ihre blinde Ehrfurcht gegen ihre Vorgesetzten, ihre schwärmerischen Tugenden, und die gute Meynung, die sie von ihrer Heiligkeit hatten, mußten natürlicher Weise diese Wirkung hervorbringen. Es bemerket auch Joseph, daß in dem Kriege der Römer gegen die Juden, die Essenier lieber unter den grausamsten Martern starben, als etwas thaten, das ihrem Glauben widerstrebte.

Man sieht aus der Lebensart der Essenier, daß sie viel Aehnlichkeit mit den Anhängern des Pythagoras hatten. Das nämliche wird man an ihrer Lehre gewahr; denn sie glaubten an das Schicksal, das ist, an eine Vorsehung, welche die Ursachen und Wirkungen so miteinander verbindet, daß sie alles nothwendig nach sich zieht: sie stellten sich die Seele vor, als ein Wesen, das aus einem feinen Aether besteht, und zwar von Natur unsterblich, aber in dem Körper wie in einem Kerker eingeschlossen ist, aus welchem sie endlich entkömmt, um ihre Strafe oder ihre Belohnung zu erhalten. Die Oerter, wohin sie gelangte, hatten sie nach der Götterlehre ersonnen, von welcher sich die Begriffe in Aegypten ausgebreitet hatten. Nach ihrer Meynung wurden die Seelen der Lasterhaften in finstere Höhlen gestürzet, wo sie alle Arten von Peinen erfuhren; und die Seelen der Frommen wurden über das Weltmeer in eine Gegend versetzet, wo die Zephyre einen ewigen Frühling unterhielten.

Von den Esseniern entstanden vielerley Sekten. Es gab welche zum Beyspiele, die den Ehestand billigten: aber die meisten hielten dafür, daß dieser Stand nicht heilig genug sey; überdas glaubten sie, das es unvernünftig wäre, das Geheimniß ihrer Lehre Weibern zu vertrauen. Plinius machet die Anmerkung mit vieler Verwunderung, daß die Essenier Jahrhunderte lang fortwährten, obschon Niemand

unter ihnen gebohren wurde. Er möchte sich weniger wundern, wenn er heut zu Tage noch lebte.

Die Therapeuten wurden für eine Klasse der Essenier gehalten; aber sie strebten nach einer weit größern Vollkommenheit. Ihr Leben war ganz beschaulich; sie betrachteten sich als keine Bürger dieser Welt mehr: ihr Vermögen überließen sie ihren Verwandten oder ihren Freunden; sie verließen ihre Aeltern, Geschwister, Frauen, Kinder, mit einem Wort, alles Irdische; verbargen sich in Einöden, wo ihre Seele, ganz in himmlische Dinge versenket, sich immer zu Gott erhub; träumten im Schlafe die herrlichsten Denksprüche, und sahen immer beynahe die göttlichen Vollkommenheiten.

Sie lebten einsam in einer kleinen Entfernung von einander; und sechs Tage lang schloß sich ein jeder in seine Klause ein, ohne herauszugehen, ja ohne heraus zu blicken. Bey Sonnenaufgang bathen sie Gott, daß er ihre Seele mit himmlischem Licht erfüllen möchte; und bey Sonnenuntergang fleheten sie, von dem Körper und dem Joche der Sinne befreyet zu werden, um die Wahrheit entdecken zu können. Alle übrige Zeit wurde zur Betrachtung verwendet. Sie nahmen vor Abend niemals eine Nahrung, weil sie glaubten, der Tag sey zur Bestrebung nach Weisheit bestimmet und man dörfe nur einige Augenblicke der Nacht zur Pflegung des Körpers widmen. Ja, sie blieben

ben gemeiniglich etliche Tage, ohne etwas zu sich zu nehmen: manche fühlten kaum am sechsten Tage noch einen Hunger; so sehr hatte die Betrachtung, womit ihre Seele sich nährte, sie auf alle andere Nahrung vergessen gemacht.

Ihre Betrachtungen waren meist über das Gesetz und die Propheten; sie erklärten dieselbigen, und studierten die Erklärungen ihrer Vorfahren. Der Grundsatz, worauf sie alle ihre Auslegungen baueten, war dieser: der buchstäbliche Sinn der Schrift sey wie der Körper, und der geistliche oder allegorische Sinn sey wie die Seele. Sie entferneten sich dann von dem ersten, um den letztern zu fassen; und mit lauter Allegorien gaben sie der Schrift eine Seele, wie es ihnen gefällig war.

Also lebten sie abgesondert sechs Tage. Am siebenten versammelten sie sich; und weil sie auf die siebente Zahl eine große Achtung trugen, hielten sie alle sieben Wochen ein Fest, welches sie mit einander feyerlich begiengen. In ihren Versammlungen nahmen sie nach dem Alter ihren Platz ein: die Aerme hielten sie unter dem Mantel bedeckt; die rechte Hand auf der Brust unter dem Barte, und die linke auf die Seite gestützt. Mitten unter ihnen trat einer der Aeltesten und Gelehrtesten hervor, predigte sittsam und ernsthaft; die übrigen hörten ihm stillschweigend zu, und gaben durch ein Kopfnicken ihren Beyfall oder ihren Zweifel zu erkennen.

Zu Tische trug man ihnen nichts als Brod, Salz, und Wasser auf: die ganze Sorgfalt, die man den Kränklichsten erwies, bestand darinnen, daß man ihr Wasser wärmte, und ihnen Hyssop darzu gab.

Bey großen Feyerlichkeiten speiseten sie zusammen, aber stillschweigend. Nur einer von ihnen trug eine Frage vor, oder beantwortete jene, die von einem andern war aufgeworfen worden. Gab man ihm Beyfall, so stand er auf, sang zum Lobe Gottes ein Lied, das er oder ein anderer Dichter verfasset hatte; und beym Beschlusse sangen alle mit ihm die letzten Worte nach.

Sie giengen nach der Mahlzeit nicht gleich von einander; sondern brachten die Nacht mit geistlichen Gesängen zu, bis die Morgenröthe anbrach. Dann vereinigten sich erst alle Stimmen; sie kehrten sich gegen die aufgehende Sonne, und bathen Gott um den Geist der Weisheit. Darmit wurde das Fest beschlossen: ein jeder begab sich hinweg, und gieng, die Weisheit in seiner Klause zu suchen. Das war die Lebensart der Therapeuten. Nur diese Anmerkung muß ich machen, daß sie auch Weiber in ihre Sekte aufnahmen, und daß sie sich, wie es scheint, nicht weiter als in Aegypten ausgebreitet haben.

Ich habe manche Kleinigkeiten von den Esseniern und Therapeuten weggelassen: aber dieß ist genug, um von jenen Mönchen einen Begriff

griff zu geben, deren erhabene Weisheit von Joseph und Philo so sehr bewundert wird. Es hatten zwar diese Einsiedler viele lobwürdige Dinge an sich. Allein mir deucht, man habe keine vernünftigen Begriffe, wenn man glaubet, die Tugend bestehe sogar in gewissen Uebungen, die weder Gott, noch den Menschen nützen können. Soll dann die wahre Weisheit nur darinnen bestehen, daß man die Gesellschaft flieht, zu der wir gebohren sind? und soll man jene Allegorien, wo der Verstand ausschweifet, jene Betrachtungen, wo die Vernunft sich verliert, und Verzückungen, wo die Seele ersticket, Tugend oder Unsinn heißen? Der Enthusiasmus der Ascetiker hat Joseph und Philo irre geführt; er wird auch noch viele andere irre führen: denn der Schwärmgeist, der keinen richtigen Begriff aufkeimen läßt, heißt alles bewundern, was wunderbar ist.

Die geheimnißvolle und symbolische Philosophie hat Verwirrungen in Judäa gestiftet, sobald sie bekannt wurde. Sie war nagelneu: aber die Pharisäer, wie man diejenigen nannte, welche sie annahmen, ließen sich einfallen, Gott habe sie dem Moses geoffenbart, und sie sey durch eine mündliche Uebergabe auf sie gekommen. Nach diesem Grundsatze wendeten sie die Allegorien auf die Bibel an, und verderbten sie darmit.

Da sie das Gesetz mit einer Menge nichtsbedeutender Observanzen überluden, beflissen sie

sich sonderbar, freywillige gute Werke zu verrichten. Sie fasteten öfter, als andere Juden, hielten längere Gebethe, schliefen auf Steinen, oder sogar auf Dörnern, und übten allerhand Strengheiten aus. Unterdessen weil ein jeder beobachtete, was er in der Bibel zu sehen glaubte, sann sich auch ein jeder verschiedene Kasteyungen aus. Einige zum Beyspiele giengen, ohne die Füße aufzuheben; andere stießen im Gehen mit dem Kopf an die Wand; und einige verhüllten sich in eine große Kapuze, aus welcher sie wie aus einer Höhle heraussahen. Allein gleichwie sie alle diese Pflichten im Gesetze fanden, also fanden sie auch darinnen alles, was ihnen günstig war; denn sie wußten es nach ihren Absichten auszulegen.

Mit dieser pralerischen Wissenschaft und dieser Afterfrömmigkeit, welche den Pöbel täuschte, verbanden die Pharisäer auch den Stolz zu gebiethen; sie ließen nichts außer Acht, um die Gunst des Volkes zu gewinnen. Ihre größte Kunst bestand darinnen, daß sie bey den Urtheilen, die sie fällten, allezeit zur Gelindigkeit geneigt waren, und eben so viel Nachsicht gegen andere, als Strengheit gegen sich selbst an den Tag legten. Sie erhielten vieles Ansehen, zettelten bürgerliche Kriege an, verfolgten, sobald sie die Gewalt in ihrer Hand hatten, und duldeten lieber Verweisung und Tod, als daß sie ihren Regenten gehorchten.

Sie verdammten die Seelen der Lasterhaften zu einer ewigen Gefangenschaft in finstern Gruften. Für die Seelen der Fommen ließen sie die Seelenwanderung gelten, und glaubten, daß einer von den Körpern, womit sie vereiniget gewesen waren, mit der Zeit wieder auferstehen würde.

Sie gaben die Vorsehung zu, wie die Essenier, und sie unterwarfen ihr alles, was nicht von dem freyen Willen abhängt Aber sie meynten, die verdienstlichen Handlungen seyn allzugleich die Folge von der Mitwirkung Gottes und des Menschen. Das hatten sie in ihrem Lehrbegriffe von den Esseniern unterschieden Im übrigen giengen sie so wohl in der Kleidung, als in ihren Uebungen von ihnen ab.

Die Pharisäer haben mit dem Tempel nicht aufgehört: sie dauren unter dem Namen Rabbiner noch fort, und sind beynahe die einzige Sekte, woran sich die Juden heut zu Tage halten. Diese Lehrer, die sich immer mehr und mehr an ihre geheime und symbolische Lehrart banden, haben eine Sammlung von Meynungen gemacht, wo man die Gedanken von Zoroastern, Pythagoras, und Plato antrifft, und die eine bloße Sammlung von Mährchen, Kindereyen, und Ungereimtheiten ist.

Die allegorische und geheime Lehrart wurde unter den Juden zu Jerusalem nicht ohne allen Widerspruch eingeführt: denn viele sahen den Misbrauch davon ein. Sie glaubten, das Ge-

setz könne nicht bestehen, wenn es einem jeden erlaubet sey, dasselbige nach seiner Willkühr zu erklären; und da sie sich an den Buchstaben hielten, verwarfen sie alle sogenannten Erblehren der Pharisäer. Aber der Streit, wie es beynahe allezeit geschieht, verleitete auf einen andern Abweg, und gab zu neuen Irrthümern Gelegenheit.

Alles kann nicht geschrieben werden. Es ist also nicht möglich, daß eine Religion oder ein Gesetzbuch vorhanden sey, ohne etwas übrig zu lassen das nach den Umständen von denen, die das Volk regieren, durch die beständige Ausübung fortgepflanzet werde. Folglich muß man mündliche Erblehren und Auslegungen zugeben. Alles kömmt bloß darauf an, die wahren von den falschen zu unterscheiden. Dieses ist nicht leicht. Es haben auch die Sadducäer, aus Besorgniß, einen Grundsatz zuzugeben, den die Pharisäer misbrauchen könnten, um ihre Lehre zu bestätigen, die gründlichen Erblehren und die Auslegungen von jeder Art verworfen, und behauptet, es sey in keinem Falle erlaubt, von dem Texte abzuweichen.

Die Pharisäer und Sadducäer, die sich immer Feinde waren, machten zwo Factionen im Staate, so wie zwo Sekten in der Religion aus. Sie mußten dann einander, mehr aus Hasse als aus Ueberzeugung widersprechen, und folglich von einem Irrthum in

das

das andere fallen. Also, da die Pharisäer für die freywilligen guten Werke Belohnungen anbothen, sagten die Sadducäer, die diese Werke nicht wollten gelten lassen: **Lebet nicht wie Sklaven; gehorchet eurem Gotte nicht bloß aus Hoffnung der Belohnungen, sondern ohne Eigennutz; und ohne einen Lohn für eure Arbeit zu hoffen.**

Dieses Uebermaaß von Geistigkeit ist schon ein Irrthum: denn es ist nicht in der Natur des Menschen, allem Eigennutzen zu entsagen, und Gott verlanget von uns keine ganz uneigennützige Verehrung, weil er uns selbst Belohnungen anbeut.

Allein die Sadducäer, anstatt von ihren Grundsätzen abzuweichen, giengen noch weiter. Um zu beweisen, daß wir nicht aus Absicht der Belohnungen handeln sollen, behaupteten sie, es gebe keine nach diesem Leben. Folglich verleugneten sie die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung; und weil man ihnen vermuthlich beweisen wollte die Seele könne unsterblich seyn, weil es unsterbliche Geister gebe, verneinten sie auch das Daseyn der Engel.

Endlich hatten die Essenier sogar die Handlungen der Menschen dem Schicksale beygemessen; und die Pharisäer, welche den Einfluß der Vorsehung zugaben, hatten behauptet, wir handeln mit ihr, wie sie mit uns, weil wir die Macht haben, billige Handlungen zu thun oder

nicht zu thun. Es war noch eine dritte Meynung übrig: zu sagen, der freye Wille sey sich selbst erklecklich, und bedörfe der Wirkung Gottes nicht. Die Sadducäer nahmen diesen an.

Also verfielen die Sadducäer, so viel ich zum wenigsten muthmaßen kann, in eine ganze Reihe von Irrthümern. Die Karaiten waren vernünftiger; denn sie beflissen sich, von diesen beyden Sekten gleichweit abzugehen, und einen billigen Mittelweg zu nehmen. Sie verwarfen die Meynungen, welche den Pharisäern und den Sadducäern eigen waren, nahmen die Bibel zu ihrer einzigen Richtschnur, und hielten sich sonderbar an den Buchstaben, ohne die Erklärungen gleichwohl zu verwerfen, wann sie nothwendig und bescheiden waren: sie ließen auch die Vorsehung, die Freyheit, die Unsterblichkeit der Seele, die Belohnungen und Strafen des zukünftigen Lebens zu.

So groß auch die Verschiedenheit dieser Sekten, und ihre Irrthümer gewesen seyn mögen, so fiel ihnen doch niemals bey, einander der Ketzerey zu beschuldigen. Im Gegentheile waren sie von einer Gemeinde; und wenn die Essenier nicht in den Tempel kamen, so geschah es nicht, weil sie davon ausgeschlossen waren, sondern weil sie sich selbst davon ausschlossen. Folglich mußten die Juden die Freyheit, die Unsterblichkeit der Seele, und das Daseyn der Geister für lauter zweifelhafte Dinge gehalten,

ten, das ist, sie mußten keine Begriffe von Religion mehr gehabt haben (*).

IV. Kapitel.

Von den Hindernissen, welche der Ausbreitung der christlichen Religion im Wege standen.

Um die wunderbare Ausbreitung der christlichen Religion zu beurtheilen, muß man die Hindernisse betrachten, die sie zu überwinden hatte, und die sehr zahlreich gewesen sind.

Der Geist der Zwietracht und Empörung, der sich unter den Asmonäern und unter Herodes in Judäa ausgebreitet hatte, ist eine der ersten davon. Denn was widerstrebet mehr einer Religion des Friedens, die den Gehorsam gegen die Regenten prediget, und allen Menschen befiehlt, sich einander als Brüder zu betrachten? War es wohl zu erwarten, daß die Pharisäer, die Sadducäer, und die Essenier ihrer Zwistigkeiten und ihrer Meynungen vergessen sollten, um sich nach einem Gebothe zu fügen, das über sie alle die Verdammung sprach? War

(*) Was ich von den Gebräuchen und Meynungen der Essenier, Therapeuten, u s. w. gesagt habe, ist aus der Geschichte der Philosophie von Herrn Brucker gezogen; und ich werde noch öfter aus diesem Werke schöpfen, wann ich von einer Sekte werde zu sprechen haben.

es möglich Vorurtheile zu vertilgen, die sich während etlicher Jahrhunderte von einem Geschlechte zum andern fortgepflanzt, und durch Zänkereyen oder Kriege von Tage zu Tage mehr und mehr eingewurzelt hatten? Man beobachte die Leidenschaften der Menschen, so wird man sehen, daß die Sekten mit desto größerm Eigensinn an ihren Irrthümern hangen, jemehr sie von andern bestritten werden.

Das Christenthum traf nicht allein in allen Meynungen, sondern auch in der Gemüthsart derjenigen, die sie angenommen hatten, mächtige Hindernisse an: ich meyne, in dem Stolze der Pharisäer, die über das Volk und den König selbsten herrschen wollten; in dem Eigensinne der Sadducäer, welche die größten Wahrheiten lieber leugneten, als nachgaben; und in dem Schwärmgeiste der Essenier, die nur für ihre Lehre und ihre Meynungen eingenommen waren, und sich zu beflecken glaubten, wenn sie mit andern Sekten einen Umgang hätten.

Ueberdas mußte man einen Gottesdienst verlassen und aufgeben, der ehemals durch Wunderwerke war bestätiget worden: man mußte dem Vorzuge eines auserwählten Volks entsagen, sich mit den Heyden vermengen, und mit ihnen in Zukunft Einen Gott und Eine Religion annehmen. Das waren gewiß Neuerungen, in welche sich die Juden natürlicher Weise nicht schicken konnten.

Sie

Sie hätten zwar den Messias, von welchem sie schon eine Kenntniß hatten, in Jesu Christo erkennen sollen. Denn fürwahr, sie wußten, daß er aus der Zunft Juda, aus dem Geschlechte Davids, in dem Flecken Bethlehem, und zu Ende der siebenzig Wochen, die von Daniel ausgezeichnet waren, sollte gebohren werden: sie wußten, daß er einen Vorläufer haben werde, daß seine Ankunft werde verborgen seyn, daß er in Ewigkeit verbleiben, daß er Wunder wirken werde, und mehr andere Umstände, welche alle an unserm Erlöser erfüllet worden sind. Aber an allen Stellen in der Schrift fanden sie den Messias als Gott und Menschen, hoch und erniedriget, als Herrn und Knecht, Priester und Opfer, König und Unterthan, sterblich und Sieger des Todes, reich und arm, mächtig und kraftlos; und diese dem Scheine nach widersprechenden Begriffe verbargen vor ihren Augen den waren Sinn der Weissagungen. Sie dachten sich dann meistentheils einen Messias nach dem Wunsch ihrer Ehrsucht. Sie stellten sich ihn gleich jenen Männern vor, die ihnen Gott öftermal geschicket hatte, um sie der Unterdrückung und Dienstbarkeit zu entreißen; und hielten ihn nur für größer, als diese waren. Nach ihrem Sinne hätte er ein Held, ein Eroberer seyn sollen, dessen Reich von dieser Welt gewesen wäre, der seine Herrschaft über die ganze Erde verbreitet, und die Juden mit allen zeitlichen Gütern begabet hätte. Diese

Vor=

Vorurtheile schmeuchelten ihrer Eigenliebe so sehr, daß sie die Erniedrigung des Messias nicht mehr sahen, oder sie in einem figürlichen Verstande auslegten. Es war auch vorgesaget, sie werden sehen und nicht erkennen; hören und nicht begreifen; sie werden verworfen werden, und ein Volk, das zuvor ungläubig und fremd gewesen war, werde dem neuen Bunde beytreten. Diese Blindheit war die Ursache, daß sie den Messias an Jesu Christo nicht kannten, welcher arm, unbekannt, verachtet, voll der Leiden, ohne Glanz, ohne Gefolg, ohne zeitliche Macht gekommen war.

Eben so groß waren die Hindernisse von Seite der Heyden. Man mußte sie überzeugen, daß ihre Götzen keine Götter waren, und daß nichts unanständiger für die Gottheit sey, als die Feyrlichkeiten und Schauspiele, deren sie nicht entbehren konnten, und die den Haupttheil ihres Götterdiensts ausmachten. Man mußte ihnen über jene Menge Fabeln die Augen eröffnen, die sie allezeit geglaubt hatten, die sie gern glaubten, weil sie sinnreich waren, und von denen sie die Ungereimtheit durch Gleichnisse verdeckten. Mit einem Worte, man mußte allzugleich den Geschmack des Pöbels, und seine Vorurtheile bekämpfen.

Die Römer sonderbar waren hart zu überweisen. Weil sie die Meynung hatten, ihr Kriegsglück sey die Wirkung ihrer Frömmigkeit gewe-

gewesen, und die Götter der Stadt Rom haben für sie gefochten, so zweifelten sie nicht, es würde der Untergang des Reiches bald auf die Veränderung ihres Götterdiensts folgen müssen; und sie sind mehr als jedes andere Volk an ihren Aberglauben gehangen. Sie waren auch unduldsam in gewisser Betrachtung. Nicht zwar, als ob sie die Nationen hätten zwingen wollen, die nämlichen Götter mit ihnen anzubethen; denn sie hätten vielmehr gewünschet, dieselbigen für sich allein zu behalten. Sie machten also an der Religion der eroberten Völker keine Veränderung: aber sie erlaubten nicht neue Götter nach Rom zu bringen, und neue Gottesdienste daselbst einzuführen. Sie hätten befürchtet, das Reich zu erschüttern, wenn sie die Götter beleidigten, von denen es beschützt worden war. Aus dieser Ursache hat Alexander Severus den Heliogabalus in aller Eile entfernet, und sich durch diesen Schritt bey dem Volke sehr beliebt gemacht.

Niemals hat man in Judäa, in den Provinzen des Reiches, und selbst in Rom mehr Zauberer und Sterndeuter gesehen, als in den drey ersten Jahrhunderten der Kirche. Folglich vermengte der Pöbel, der von allen Seiten verführt wurde, und die Wahrheit zu unterscheiden nicht fähig war, aus einer entsetzlichen Unwissenheit den Herrn Jesus mit all diesen Betriegern. Die Feinde der Religion, welche die Wunder nicht leugnen konnten, machten sich diese

Lage der Gemüther zu Nutzen, häuften Gottlosigkeit auf Betrug, und stellten den Erlöser nicht anders, als einen Zauberer vor. Endlich die einsichtvollsten Männer betrachteten nur die Ungelegenheiten einer Veränderung im Gottesdienste, und da sie nach allen übrigen Religionen auf das Christenthum schlossen, verwarfen sie es ohne Untersuchung.

Gleichwohl hätte die Starkmuth der Märtyrer, wie es scheint, bey Zeiten die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich ziehen sollen: aber man muß bemerken, daß der Stoicismus, der damals sehr im Schwange gieng, die Römer mit Beyspielen von starkmüthiger Ertragung des Todes schon bekannt gemacht hatte; und daß in Judäa die Pharisäer, Sadducäer, und Essenier oft eben so viel Entschlossenheit an sich hatten blicken lassen. Man wunderte sich dann über die Märtyrer nicht. Man sah sie sterben; und ohne die Beweggründe ihrer Ueberzeugung zu untersuchen, gaben ihnen die bescheidensten unter den Heyden nur Schuld, daß sie zu hartnäckig wären. So groß ist die Wirkung des Vorurtheils; die besten Köpfe untersuchen nicht, und verdammen.

Eine Ursache dieses Vorurtheils ist die Verachtung gewesen, die man allgemein gegen die Juden hatte, und man vermuthete, daß die Christen nur eine Sekte von ihnen wären. Weil man sie für unwissende, leichtgläubige, abergläubische Leute hielt, und sich niemals hatte

angelegen seyn lassen, sich von ihrem Gottesdienste zu unterrichten, dachte Niemand darauf, die Veränderungen zu untersuchen, die an ihrer Religion vorbeygiengen.

Man darf nur die profanen Schriftsteller lesen, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen, und zu erfahren, daß die Gelehrten, ganz von Vorurtheilen eingenommen, sich mit den Juden und mit den Christen wenig beschäfftiget haben. Die Weltleute machten sich eben so wenig daraus: da sie in Lastern oder Weichlichkeit lebten, waren sie zu einer Religion nicht aufgelegt, welche die herrschenden Sitten verdammte. Dieß war für sie höchstens ein Stoff zur Unterhaltung. Ein jeder sprach davon nach seinen Vorurtheilen: man hörte nur lächerliche Mährchen, Verleumdungen, Abscheulichkeiten; und alle machten sich ganz falsche Begriffe. So pflegen zu allen Zeiten die reichen und müßigen Menschen zu urtheilen.

Wäre auch das Vorurtheil gegen die Juden nicht so groß gewesen, so würde es dennoch gegen die Christen nicht geringer geworden seyn; sondern im Gegentheile, da die Juden selbst die größten Feinde der Christen waren. Man mußte dann natürlicher Weise die Christen verachten, weil man sie entweder, mit den Juden vermengte, oder weil sie von ihnen verachtet wurden.

Die Philosophen, die in ihren Systemen verhärtet, und in ihre Zänkereyen versenkt waren, hatten das nämliche Vorurtheil, und würdigten

sich

sich im Anfange nicht, auf die Entstehung des Christenthums zu merken. Die Philosophen von Alexandrien, welche zu erst mit ihnen bekannt wurden, konnten einer Lehre nicht günstig seyn, deren Geist ihren Meynungen widerstrebte, die den Stolz und das Selbstvertrauen verdammte, und mit Demuth glauben hieß. Deßhalben, wenn gleich einige sich bekehrten, erklärte sich doch der größte Theil gegen die christliche Religion, und vergaß nichts, um ihre Ausbreitung zu verhindern.

Wenn man die Zauberey, die Sterndeutung, die Orakel, die religiösen Ceremonien, die Aberglauben, die Meynungen der Sekten, und alle herrschende Vorurtheile betrachtet, so kann man sich nicht vorstellen, wie man leichtgläubiger seyn könnte, als man zu denselben Zeiten war. Allein diese Leichtgläubigkeit war der Religion zuwider, welche den Gegenstand davon verdammte; denn je leichtgläubiger man in diesen Dingen war, desto weniger wollte man an Jesum Christum glauben.

Das sind überhaupt die Hindernisse gewesen, welche der Ausbreitung des Christenthums im Wege standen. Aber man wird noch andere entstehen sehen. Alle Mächte werden sich waffnen, um dasselbige zu vertilgen.

V. Kapitel.

Betrachtungen über das erste christliche Jahrhundert.

Der Pöbel urtheilet nicht; er schließt nur aus Gewohnheit, und ist geneigt, allezeit zu glauben, was er einmal geglaubet hat. Er glaubet aus Blödsinn und ohne Ueberlegung.

Der Philosoph hält noch stärker auf seine Meynungen. Er glaubet Einsicht zu haben, weil er Vernunftschlüsse macht, und rechnet desto mehr auf seine Einsichten, je unrichtiger seine Vernunftschlüsse sind: er hält sich beleidiget, wenn man ihm widerspricht; er wird eigensinnig aus Eigenliebe.

Die Weltleute, die sich am meisten Beurtheilung zu haben schmeucheln, beobachten die Vorurtheile des Pöbels, machen sich über die Zänkereyen der Philosophen lustig, und da sie am Ende verachten, was auf beyden Seiten gesagt wird, halten sie alles für zweifelhaft. Sie betrachten sonderbar mit gleichgültigem Auge die wichtigsten Fragen, wann die Umstände ihre Aufmerksamkeit auf große Angelegenheiten ableiten, wobey es um ihr Vermögen und ihr Leben zu thun ist. Dieß hat in dem ersten Jahrhunderte unter den Regierungen Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und Domitians geschehen müssen.

In solchen Umständen könnten die erleuchtetsten Männer eine schnelle Sinnesveränderung nicht zu Stande bringen, wenn man ihnen immer so viele Wissenschaft und Beredtsamkeit zutrauen wollte. Der Pöbel ist nicht fähig ihre Vernunftschlüsse zu fassen, die Philosophen streiten mit ihnen, die Weltleute geben ihnen kein Gehör. Es würden viele Jahrhunderte erfodert, um die ganze Welt durch die bloße Hülfe der Vernunft aufzuklären.

Es waren auch die Apostel ganz unwissende Leute. Ihre Schriften waren ungekünstelt; sie zeigten nichts als Verachtung gegen die Wissenschaften der Heyden; sie rühmten sich einer Weisheit, die vor den Augen der Welt Thorheit schien: und sie zogen im Anfange nur einfältige Leute an sich, deren Verstand besser bestellet, weil er unverdorben war.

Man vergaß nicht, den Christen den Vorwurf zu machen, daß die meisten von ihren Bekehrten ungelehrte Leute waren; und das mit Grunde in dem ersten Jahrhunderte der Kirche. Aber diese Ungelehrten, wann sie einmal bekehrt waren, wurden von einer weit höhern Weisheit erleuchtet, als die menschliche Weisheit ist; und da sie fähig wurden, selbsten das Evangelium zu predigen, mußten sie endlich die Gelehrten überzeugen. Die Unwissenheit ist also kein Vorwurf, der den ersten Christen zur Last fällt; sondern ein Beweis, daß die Religion

nicht durch die nämlichen Mittel, wie die Sekten der Philosophen, ausgebreitet worden sey.

Die Wunderwerke Jesu Christi, welche von den Aposteln als Augenzeugen verkündigt, und durch Wunder, die sie selbsten wirkten, bestätiget wurden, sind die Grundursachen der Ausbreitung des Christenthums gewesen. Wenn die Krummen gehen, die Blinden sehen, die Todten erstehen, die Gaben der Sprachen durch Auflegung der Hände mitgetheilt wird, so sind dieses lauter Beweise, die Jedermann fassen kann. Sie erfodern nicht, daß jene, die solche Beweise geben, in den menschlichen Wissenschaften bewandert, oder die, welche sich davon überzeugen lassen, in der Schlußkunst geübet seyn. Man sah, und glaubte: und der Glaube, der mit dem Blute der Märtyrer besiegelt war, kam in den folgenden Jahrhunderten auf jene, die nicht gesehen hatten. Könnte fürwahr ein Zweifel noch übrig seyn, wenn Zeugen bey Tausenden die Wahrheit ihrer Aussage durch den Tod beweisen, den sie mitten unter den Peinen freywillig auf sich nehmen?

Der heilige Stephan ist der erste Martyrer gewesen, und alsdann theilten sich die Gläubigen, die zu Jerusalem verfolget wurden, in Palästina aus, predigten allenthalben das Evangelium, aber nur noch den einzigen Juden. Der heilige Philipp, einer von den sieben Diakonen, kam nach Samaria zu predigen; denn man vermengte die Samaritanen nicht mit den Heyden,

 obschon

obschon die Juden sie für Ketzer hielten: und in der That, hatten sie die Beschneidung, und bekannten sich, nach dem Gesetze Moses, den wahren Gott anzubethen. Viele bekehrten sich bey Ansicht der Wunderwerke, und wurden unterrichtet und getaufet. Da der heilige Diakon ihnen den heiligen Geist nicht selbst mittheilen konnte, kamen Petrus und Johann sein Werk zu vollenden: sie legten den Neubekehrten ihre Hände auf; und der heilige Geist, der auf sie herabstieg, hinterließ deutliche Zeichen seiner Gegenwart durch die Gabe der Sprachen und andere sichtbare Gnaden.

Unter denen, die den Glauben annahmen, befand sich ein Zauberer, mit Namen Simon; aber seine Bekehrung war nicht aufrichtig: er suchte nur, sich in seiner Kunst vollkommener zu machen, und hoffte, von Philippen das Geheimniß zu lernen, Wunderwerke zu thun. Als er die Wunder sah, die durch Auflegung der Hände gewirket wurden, both er auch den Aposteln Geld an, um von ihnen die Macht zu erlangen, selbst den heiligen Geist andern mitzutheilen. **Dein Geld soll mit dir verderben,** sagte der heilige Petrus zu ihm, **weil du glaubest, man könne die Gabe Gottes durch Geld erkaufen.**

Nun entsagte Simon dem Christenthume, und war nur bedacht, sich zum Haupt einer Sekte aufzuwerfen. Man rechnet ihn, unter die Ketzer ohne Zweifel weil er ein Christ gewesen war; allein

allein man sollte ihn vielmehr den Betrügern beyzählen, die sich für den Messias ausgegeben haben. Er hat weder von den Glaubenssätzen, noch von der Lehre Jesu Christi etwas behalten. Sein System, welches äußerst ausschweifend ist, verdiente nicht, daß wir uns dabey aufhielten, wenn er es nicht aus Quellen geschöpfet hätte, aus denen verschiedene Ketzereyen enstanden sind.

Nach den Grundsätzen Zoroasters dachten sich die Morgenländer, jenseits der Welt, ein unermeßliches Licht, das rein und ohne alle Vermischung von Schatten, in einem Raum ohne Körper ausgebreitet war. Sie vermutheten, daß von diesem Lichte, welches niemals erlosch, alles das Leben erhielt; und nach dem Ausflusse seiner Stralen, die sich ins Unendliche ausgossen, machten sie sich einen Begriff, wie alle Wesen aus diesem Lichte ausgiengen. Denn, sagten sie, diese Welt ist nichts anders, als ein Ort der Finsternisse, wo sich einige Stralen ergossen haben. Nun aber sind die Finsternisse nichts anders, als eine Beraubung des Lichts; sie sind nichts in sich selbsten: folglich giebt es in dieser Welt kein anders Wesen, als das aus diesem ursprünglichen, reinen, und unermeßlichen Lichte ausgeht Also haben diese Philosophen, wenigst so viel man errathen kann, den Ausfluß der Materie erkläret. Und daraus können wir schließen, daß nach ihrem Sinne die Körper nichts anders sind, als ein zusammengesetztes Ding von wenig Lichte und vielen Fin-

Finsternissen, oder auf andere Art, von wenig Wesen und vieler Beraubung.

Mithra, wie sie diese Quelle des Lichtes nannten, konnte nichs anders als Götter erzeugen, wie er war, weil die Finsternisse sich seiner lichtstralenden Wesenheit nicht nähern konnten. Die Götter, die unmittelbar von ihm ausgiengen, wurden dann aller Fülle seines Lichts oder seiner Gottheit theilhaftig. Aber so wie diese Ausgehungen auf einander folgten, entstanden endlich Götter daraus, die ganz von dieser Fülle ausgeschlossen waren. Die göttliche Wesenheit wurde dann schwächer an ihnen, je nachdem sie sich weiter von ihrer Quelle entferneten; und sie wurden desto unvollkommener, je näher sie an die Finsternisse rückten, und Theil daran hatten.

Diese Reihe von Geistern füllten den Zwischenraum zwischen Gott und der Materie aus; und jene, die an die Finsternisse gegränzet hatten, brachten allein die Welt hervor. Aber sie hatten dieselbige nur ganz unvollkommen erzeugen können, weil von den Finsternissen nothwendig die Kälte, die Gebrechlichkeiten, die Krankheiten, der Tod entspringen.

Diese Geister hatten alles zu verwalten: sie befanden sich im Himmel, in der Luft, in der Erde. Da sie mächtiger waren, als die Seelen, welche wie sie ausgiengen, aber von der gemeinsamen Quelle weiter entfernet waren, hatten sie dieselbigen gezwungen, sich mit den Körpern

pern zu vereinigen, und hatten sie allen Drangsalen des Lebens unterwürfig gemacht.

Weil dann alles guter und böser Engel voll war, so mußte man bedacht seyn, sich vor diesen zu bewahren, die Gunst von jenen zu erwerben von den Banden des Körpers sich loszumachen, sich über die Finsternisse zu erheben, und nach der Quelle des Lichtes zu trachten. Nach diesen Grundsätzen erdachte man die Aberglauben und Ausschweifungen der Zauberkunst; und Simon nahm alle diese Ungereimtheiten aus der Schule von Alexandrien an.

Gott bestand nach seiner Meynung in einem unzugangbaren Lichte. Die Aeonen waren die göttlichen Substanzen, die unmittelbarer von ihm ausgiengen. Einige davon waren thätig, andere leidend; sie waren von verschiednem Geschlechte, und nur in einer gewissen Anzahl.

Die göttliche Weisheit war Anfangs bestimmet, die Welt zu gestalten; als sie aber aus der Fülle des Lichts, aus dem Schooße Gottes entkommen war, hatte sie die Engel erzeuget, welche sich die Regierung über die Welt, ihre Schöpfung, anmaßten, und stolz genug waren, daß sie für die einzigen Gottheiten erkannt werden wollten. In dieser Absicht hatten sie ihre Mutter verhindert, zu ihrem Urwesen zurückzukehren, da sie dieselbe von einem Körper in den andern jagten, und ihr allerley Schmachen zufügten.

Simon gab sich selbst für einen dieser Aeonen aus, die von Gott unmittelbar ausgegangen waren, und mehr Gewalt hatten, als alle Engel zusammen. Er war gekommen, die göttliche Weisheit zu befreyen, und die Welt der Tyranney der Teufel zu entreißen. Er hatte ein lüderliches Weibsbild bey sich, das er zu Tyrus erkauft hatte, und das er eben für diese Weisheit selbsten ausgab. Er nannte sie Helena, oder Selena, das ist, Luna oder Minerva. Er behauptete, sie sey, von einem Himmel zum andern, auf die Welt herabgestiegen; sie sey die nämliche Helena, welche die Zerstörung von Troja angerichtet hatte; und er legte ihr zuweilen den Namen des heiligen Geistes bey, da er sie als die Seele der Welt, und den Ursprung aller Seelen vorstellte. Er selbst war nichts weniger, als das, was er zu seyn schien; er hatte nur die Gestalt des Menschen. Er war ein Aeon, ein Erlöser, der Messias, und ließ sich unter dem Namen Jupiters anbethen. Weil er gekommen war, die Ordnung wieder herzustellen, die Uebel gutzumachen, welche die Hoffart der Engel gestiftet hatte, und das Heil der Menschen zu wirken, gab er die Versicherung, daß es erklecklich sey, auf ihn und seine Helena alle Hoffnung zu setzen: im übrigen, sagte er, seyn die guten Werke unnützlich, und die Unterscheidung des sittlichen Guten und Bösen sey nur eine Erfindung der Engel, um die Menschen in der Knechtschaft zu erhalten.

Er

Er mußte noch Wunder wirken. Er rühmte sich dann der Gewalt, die Seelen der Propheten aus der Hölle heraufzubannen, die Bildsäulen zu beleben, die Steine in Brod zu verwandeln, ohne Widerstand durch die Felsen durchzuwandern, sich von einem Berge herabzustürzen, ohne sich zu verletzen, durch die Luft zu fliegen, sich unsichtbar zu machen, eine Gestalt nach seinem Gefallen anzunehmen, u. d. gl. Diese Lügen, durch einige Zauberkünste unterstützet, verführten den Pöbel, welcher leicht glaubet, wenn man ihm wunderbare Dinge verspricht.

Simon stiftete dann eine Sekte. Er hatte einen großen Zulauf in Samarien. Wenn wir dem heiligen Justinus Glauben beymessen, so wurde er zu Rom als ein Gott aufgenommen, und man errichtete ihm eine Bildsäule mit der Ueberschrift: Simoni Deo Sancto. Dieser Heilige hat diese Säule selbst gesehen, die um das Jahr 150 noch stand. Der heilige Clemens von Alexandrien, der heilige Irenäus, der heilige Cyrillus von Jerusalem, Tertullian, Eusebius, und Theodorat bezeugen das nämliche, und der heilige Augustin setzet noch bey, es sey diese Bildsäule auf öffentliche Verordnung errichtet worden. Das ist nun eine Thatsache, für welche viele Zeugnisse sprechen, und sie scheint noch dadurch bestätiget zu werden, daß sie von den Heyden niemals widerlegt worden ist.

Aber auf der Tyberinsel, an der nämlichen Stelle, wo der heilige Justinus diese Bildsäule gesehen zu haben glaubet, grub man im Jahre 1574 eine aus, mit der Ueberschrift, die noch zu lesen ist: Slmoni Deo Sanco. Das waren die Namen einer Gottheit, die über die Eidschwüre gesetzet war. Aus dieser Entdeckung hat man geschlossen, der heilige Justinus habe, aus Vorurtheil gegen Simon den Zauberer, zu schnell gelesen, und sich in ein Irrthum verleiten lassen. Verschiedene Gründe kommen noch dieser Vermuthung zu Statten.

Erstlich war es nach der Regimentsverfassung nicht erlaubet, neue Gottheiten zu Rom einzuführen. Wenn die Römer den Kaisern göttliche Ehre erwiesen haben, so geschah es aus Furcht oder Schmeuchelei: wie hätten sie es aber einem Fremden thun sollen, der kein Herkommen, kein Ansehen, und keine Gewalt hatte?

Zweytens verurtheilten die Gesetze die Zauberer, und sind gegen sie mehr als einmal strenge verfahren: sie bestraften sogar ohne Nachsicht diejenigen, die sich bey ihnen Raths erholten. Hätte sich also der Pöbel durch die Zauberkünste Simons auch etwan verführen lassen, wie würde doch der Senat selbst so blind gewesen seyn, daß er an diesem Manne hätte vergöttern sollen, was er an andern Zauberkünstlern verachtete? Würde man diese Vergötterung, die den Gesetzen so sehr zuwider war, ohne Hinder-

nisse

nisse zu Stande gebracht haben? würden die Geschichtschreiber davon geschwiegen, und sich nicht zur Pflicht gerechnet haben, alle Umstände davon aufzuzeichnen?

Drittens, wenn die Römer Simon angebethet hätten, so würden sie seine Irrsätze angenommen haben, und man würde nach der Hand einige Spuren in ihrer Religion antreffen. Allein, das findet man nicht. Die Väter selbsten, die ihnen den Vorwurf machen, sie haben ihn für einen Gott erkannt, machen ihnen keinen Vorwurf, als ob sie seine Lehre angenommen hätten. Vielmehr scheint es, die Römer haben ihn nicht gekannt;* oder sie müssen ihn wenigst nicht viel geachtet haben: denn der Name dieses Betriegers ist in keiner von ihren Schriften zu finden.

Endlich, was die Väter betrifft, die von Simons Bildsäule sprechen, so wiederholen sie nur die Erzählung des heiligen Justinus und die Sage des Pöbels, zu welcher das Irrthum dieses Heiligen Anlaß gegeben hatte. Wenn der heilige Augustin saget, diese Vergötterung sey auf öffentliche Verordnung geschehen, so hat er nur in der Vermuthung, daß sie richtig sey, mit Grunde geurtheilet, sie habe auf andere Art nicht geschehen können. Ueberdas ist es nicht zu verwundern, wenn einmal eine Sache ausgebreitet worden, daß sie durch neue Umstände einen Zusatz erhalte.

Um

Um das Jahr 65 unter Nero, als Simon zu Rom war, unternahm er zu fliegen, und flog, wie man sagt, einige Augenblicke: aber als die heiligen Peter und Paul zu bethen anfiengen, fiel er, und starb an seinem Falle. Auch dieser Umstand ist sehr verdächtig: denn man findet ihn nicht in den alten Schriftstellern, die alles, was sie von diesem Betrieger wußten, sehr sorgfältig aufgesammelt haben; und jene die ihn erzählen, reichen nicht weiter, als an das dritte Jahrhundert: sie stimmen auch in den Umständen nicht überein. Sey es nun, wie es wolle, so haben die Apostel keineswegs dieses Triumphes bedorft.

Ich übergehe mit Stillschweigen andere minder berühmte Zauberer. Aber Simon habe ich bekannt machen müssen, weil verschiedene Ketzer aus der nämlichen Quelle geschöpfet haben, wie er, und in ähnliche Irrthümer verfallen sind: man nennet sie Gnostiker, welches so viel als Erleuchtete bedeutet.

Aus den Gnostikern ist eine Menge Sekten entstanden. Es wäre hart zu bestimmen, worinnen sie unterschieden gewesen seyn. Einige waren sogar, von denen man nichts als den Namen weiß. Ueberhaupt ließen sich die alten Ketzer gern Gnostiker nennen, weil sie sich schmeuchelten, daß sie gekommen seyn, das Licht zu verbreiten. Aber jene, die man eigentlich also zu nennen pflegt, sind Philosophen, welche sich rühmten, bessere Kenntnisse von Gott

und

und von der Welt zu haben. Ihr System, wie jenes von Simon, gründete sich auf die Ausflüsse Zoroasters. Sie suchten die Erzeugung aller Wesen durch eine Reihe von Göttern, Aeonen, Engeln, Geistern zu erklären, wobey sie das erste Unwesen als ein unermeßliches Meer, als einen Abgrund betrachteten, der alles in sich faßte, und woraus sie Ausflüsse entstehen sahen, welche allmählig an Vollkommenheit abnahmen, und in die Materie sich endigten. Sie glaubten endlich das sittliche und physische Uebel dadurch zu erklären, daß sie erdichteten, die Engel, welche die Welt erschaffen hatten, seyn unvollkommen, und überdas haben sich die bösen Geister in ihre Arbeit gemenget. Von diesem Lehrbegriff eingenommen, stürzten sie sich in alle Irrthümer, die er nach sich zieht. Sie waren nur auf Mittel bedacht, sich vor den Mächten der Finsternisse zu bewahren; und sie rühmten sich, dieses durch Einweihungen, Opfer, und allerley Greuel zu Stande zu bringen.

Von den Wunderthaten gerührt, nahmen diese Philosophen das Christenthum an: aber anstatt ihren Grundsätzen zu entsagen, dachten sie, diese mit der Lehre Jesu Christi vereinbaren zu können; und weil sie sogar den Beruf zu haben glaubten, dieselbige zu erklären, gaben sie den Aposteln Schuld, sie haben sie nicht recht verstanden.

Sie

Sie sagten, der Erlöser sey nur einer von ihren Aeonen, einer von jenen ersten Ausflüssen gewesen, welche sich der Gottheit am meisten näherten; und sie schlossen daraus, er habe keinen wirklichen Leib an sich nehmen können, und seine Geburt, sein Leben, sein Leiden, sein Tod seyn nur scheinbare Dinge gewesen. Mit einem Worte, sie leugneten daß er Mensch geworden, daß er gelitten, und daß er erstanden sey.

Nach eben diesen Grundsätzen verwarfen auch sie die Auferstehung, weil sie sich nicht einbildeten, daß die Seelen zugleich zu Gott zurückkehren, und mit Körpern vereinigt seyn könnten. Sie verurtheilten sie sogar, durch verschiedene Thiere nach einander zu wandern; und sie hielten sie nicht für würdig, zu dem Urwesen aller Dinge wieder aufzusteigen, ehe sie von der Lehre, die sie predigten, unterrichtet wären. Ich will mich nicht länger bey den Irrthümern der Gnostiker aufhalten; ja, ich unterlasse, von den verschiedenen Sekten zu reden, die aus ihnen entstanden sind: genug, daß ich die Quelle angezeigt habe, woraus sie alle Ungereimtheiten, die sie sagen konnten, geschöpfet haben.

Die Kirche, welche durch Ketzer beunruhiget, und von Betriegern angefochten wurde, war auch den Verfolgungen der Juden ausgesetzt, und machte gleichwohl sehr großen Fortgang. Der heilige Paul, der durch ein Wunder bekehret wurde, als er eben ausgieng, das Blut

der

der Christen zu vergießen, wurde selbst ein Apostel, und trug vieles zur Ausbreitung des Glaubens bey.

Er kam nach Jerusalem, drey Jahre nach seiner Bekehrung. Die Gläubigen lebten damals im Frieden, wandelten in der Furcht des Herrn, und erbaueten einander. Es gab keine Dürftigen unter ihnen. Die Reichsten verkauften ihre Häuser oder ihre Felder: sie legten das Geld den Aposteln zu Füßen, und alle Güter waren für alle gemein.

Die Gläubigen versammelten sich am Sonntage in einem Privathause. Sie lasen die Schrift, sie hörten die Predigten der Apostel, der Priester, oder der Propheten an, die außerordentlicher Weise begeistert waren. Nachmals sangen sie die Psalmen Davids, oder andere Gesänge, und hielten ein Mahl mit einander, das man Agape nannte, ein griechisches Wort, welches eine brüderliche Liebe bedeutet. Dieser Brauch war eingeführt worden, um die Einigkeit zu unterhalten, und zum Andenken des Abendmahls, wobey der Herr Jesus das Altarssakrament einsetzte. Bey diesem Mahle theilte man auch die Communion den Gläubigen aus.

Unterdessen, als die Verfolgung wieder begonnen hatten, zerstreuten sich die Apostel um das Jahr 42, bey dem Anfange der Regierung des Claudius. Damals kam der heilige Peter nach Rom, und stiftete seinen Sitz daselbst, nachdem er ihn sieben Jahre lang zu Antiochia, gehal-

gehalten, und den Juden, die in Pontus, Galatien, Kappadozien, Asien, und Bithynien zerstreut waren, geprediget hatte

Viele Juden hatten sich bekehret: weil aber die ganze Nation in ihrer Blindheit verhärtet blieb, wurde das Evangelium zu den Heyden gebracht, und die Apostel predigten nicht ohne Frucht in allen Provinzen des Reiches.

Die Bekehrung der Heyden gab zu einigen Spaltungen Anlaß: denn da sich die beschnittenen Gläubigen für das einzige Volk Gottes achteten, glaubten sie nicht verbunden zu seyn, andere an der Gnade des Evangeliums mit ihnen Theil nehmen zu lassen: zum wenigsten wollten sie alle Heyden, die das Christenthum annahmen, zur Beschneidung und zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes verpflichten.

Diese Frage veranlaßte die erste Kirchenversammlung. Nachdem sich fünf Apostel, die heiligen Peter, Johann, Jakob, Paul, Barnabas, und verschiedene Priester versammelt hatten, wurde entschieden, daß die gesetzlichen Verordnungen nicht mehr nothwendig seyn. Gleichwohl duldete man sie noch an den bekehrten Juden, und die Apostel, um den Frieden zu unterhalten, fügten sich selbsten manchesmal darnach. Sie waren weit entfernet, Ceremonien, die zu der Zeit, wo sie Gott verordnet hatte, gut gewesen waren, als schlecht zu verdammen.

Die

Die Nächstenliebe herrschte zwischen allen Kirchen. Die Reichen machten sich eine Pflicht daraus, die Armen zu unterstützen; und man schickte von allen Seiten Almosen nach Jerusalem, um den Gläubigen beyzuspringen, die sich in großer Anzahl in Judäa aufhielten. Die Apostel unterließen nichts, um Frieden und Liebe zu erhalten. Sie wollten nicht, daß die Christen Streit führen sollten, oder zum wenigsten wollten sie, daß sie andere Christen zu Schiedrichtern nähmen. Es war in der That mit einiger Gefahr von Abgötterey verknüpfet, vor den Richterstühlen der Heyden zu erscheinen, wenigst wenn es auf Eidschwüre ankam.

Deßhalben haben in der ersten Kirche die Bischöfe alle Händel geschlichtet, die unter den Gläubigen entstanden; und dieser Gebrauch hat lange Zeit noch fortgedauret.

Die Nächstenliebe der Christen machte die Habsucht jener Heuchler rege, welche die heiligsten Dinge in Misbräuche verunstalten. Es standen Männer auf, die das Evangelium predigten, um große Belohnungen zu fordern. Sie preßten die Gläubigen; verfuhren hart mit ihnen; trieben einen Handel mit ihren Arbeiten, und suchten sich durch die Herabwürdigung der wahren Apostel zu erheben. Also misbrauchten Betrieger die Frömmigkeit der Christen.

Nero herrschete damals. Dieser Fürst, welcher den Haß, den man auf ihn gefaßt hatte, von sich abwälzen, und auf Unschuldige lenken wollte,

legte den Brand, den man ihm selbsten Schuld gab, den Christen zur Last. Er war der erste Kaiser, unter dem sie verfolgt worden sind, und sie machten sich Ehre daraus. Gegen das Ende seiner Regierung litten die heiligen Peter und Paul zu Rom, und der heilige Marcus in Aegypten, wo er den Glauben ausbreitete, den Märtyrertod. Es waren in dieser Provinz schon Christen, welche das Leben der Therapeuten führeten.

Vespasian rückte gegen die Juden aus, die sich endlich empörten, nachdem sie viele Bedrückungen erduldet hatten. Sie waren selbst uneinig mit einander, wurden von den römischen Soldaten geängstiget, bey denen Titus die Befehlshaberstelle übernahm, und standen die äußersten Drangsalen aus. Die Stadt Jerusalem wurde erobert, und samt dem Tempel zerstöret, wie es Jesus geweissaget hatte.

Als nachmals die Juden in Aegypten Unruhen erreget hatten, befahl Vespasian den Tempel einzustürzen, welchen sie dort, unerachtet des Verboths im Gesetze, ohngefähr hundert und fünfzig Jahre vor Christi Geburt, erbauet hatten. Er besorgte, sie möchten etwa darbey Gelegenheit suchen, sich zu versammeln, und wieder Empörungen anzuzetteln. Seine Befehle wurden nicht genau vollzogen: aber dieser Tempel wurde zum wenigsten gesperret, und man erlaubte nicht mehr eine gottesdienstliche Handlung darinnen vorzunehmen. Da blieben nun die

Juden

Juden ohne Tempel und ohne Opfer, und hörten auf, ein eignes Volk zu seyn: seit dieser Zeit war es ihnen unmöglich, sich wieder zu vereinigen. Es scheint, daß Joseph, ihr Geschichtschreiber, nur geschrieben habe, um die Erfüllung der Weissagungen an den Tag zu legen: und sein Zeugniß ist desto stärker, weil es von einem Juden kömmt, und nicht verdächtig seyn kann.

Die Juden hatten unter Domitian vieles zu leiden, welcher die Tribute, die man ihnen auferlegt hatte, mit der äußersten Strengheit eintrieb, und gegen das Ende seiner Regierung grausame Verordnungen gegen sie ausgab. Unter diese Verfolgung wurden auch die Christen mit eingemenget, welche die Heyden noch nicht von den Juden zu unterscheiden wußten: Flavius Clemens, ein Vetter des Kaisers, verlor das Leben. Seine Frau und seine Nichte, welche beyde Domitilla hießen, wurden verbannet. Der heilige Apostel Johann, der durch ein Wunder aus einem Kessel siedenden Oels unverletzt hervorstieg, wurde nach Pathmos verwiesen; und viele andere Christen gaben in Martern den Geist auf. Man beschuldigte sie des Judaismus, der Gottlosigkeit, und des Atheismus. Das waren auch wirklich die einzigen Verbrechen, deren sie in den Augen der Heyden schuldig scheinen konnten. Allein alle Zwangsmittel der irdischen Mächte waren vergebens. Die Kirche befestigte sich mitten unter den Ver-

folgungen; sie wuchs mehr und mehr an. Nichts beweist besser, daß sie kein Werk der Menschen ist.

Das Vorurtheil gegen die Christen war allgemein. Die Völker standen auf wider sie, ohne sie zu kennen, und die Regierung hatte zum Grundsatze, sie zu verdammen, ohne sich um ihre Sitten oder ihre Lehre zu erkundigen. Wenn die Bescheidensten sie nicht verfolgten nahmen sie sich dennoch ihrer nicht an, weil sie die Christen für unvernünftige Leute ansahen, welche verdienten für ihren Eigensinn bestraft zu werden. Die Verfolgungen, welche der heilige Paul erfuhr, geben uns zu erkennen, mit was für einer Gleichgültigkeit die Christen wie die Juden von den Heyden behandelt wurden. Gallio, ein Bruder des Seneka, der in Achaja Vicebürgermeister war, wollte sogar den heiligen Paul nicht anhören, als er von Juden beschuldiget wurde, daß er einen Gottesdienst einführte, der dem Gesetze zuwider sey. **Wenn von einem Verbrechen oder einer Ungerechtigkeit die Rede wäre, so wollte ich euch Gehör geben**, sprach er zu den Juden: **aber weil die Frage von Worten über euer Gesetz ist, so überlasse ichs euch, und will nicht Richter darüber seyn.** Portius Festus, Statthalter in Judäa, dachte eben so gleichgültig von diesen Dingen. Wo er von dem heiligen Paul zu sprechen kam, sagte er: **Sie haben ihn keines Verbrechens angeklagt, wie ich vermu-**

thete: sondern sie brachten nur Fragen ihrer Religion wider ihn auf, und sprachen von einem gewissen Jesus, der gestorben war, und von welchem Paul behauptete, daß er lebe.

Wenn die Heyden die Christen mit den Juden vermengten, so mußten sie natürlicher Weise auch die Ketzer mit den Katholiken vermengen; und folglich je mehr und mehr Vorurtheile gegen die Kirche fassen. Die Pfaffen im Heydenthume machten sich dieses Vorurtheil zu Nutzen. Sie legten der Religion die Irrthümer zur Last, die sie verdammte; sie machten sie durch ihre Verleumdungen verächtlich und verhaßt; und erhitzten die Gemüther des Pöbels so sehr, daß man sich nur zum Christenthume bekennen dorfte, um des Todes schuldig gehalten zu werden. Es gab sogar Philosophen, die sich mit ihnen vereinigten, und den Götzendienst vertheidigten, weil er die Religion des Fürsten war. Apollonius von Tyane, ein Pythagoräer, ist der berühmteste. Gleichwohl will ich nichts von ihm sagen, weil seine Geschichte, die mehr als hundert und zwanzig Jahre nach seinem Tode geschrieben wurde, kein Merkmaal der Wahrheit an sich hat. Man sieht nur, daß er, unerachtet des großen Ansehens, das er zu Rom und im ganzen Reiche hatte, dennoch weder Schüler, noch Anhänger nach sich zurückgelassen hat. Er starb in sehr hohem Alter, worüber die Geschichtschreiber nicht zusammentreffen.

Wie viele Hindernisse hat dann die Religion in dem ersten Jahrhunderte nicht zu überwinden gehabt! Wenn man aber die Menge Wunder uud Märtyrer betrachtet, so wird man sich nicht erstaunen, daß sie endlich gesieget hat.

VI. Kapitel.

Allgemeiner Begriff von den Begebenheiten in dem zweyten Jahrhunderte der Kirche.

Nerva hatte verbothen, Jemand der Gottlosigkeit oder des Judaismus anzuklagen: ja, er hatte die Tribute vermindert, womit die Juden beladen wurden; und da er die Verwiesenen zurück berief, hatte er auch denen die Freyheit geschenket, die man unter dem Vorwande der Religion verbannet hatte. Das war nun eine Zeit der Ruhe für die Kirche; aber diese Zeit währte nicht lang, weil Nerva nur ein Jahr und etliche Monate regierte.

Trajan verboth die Zusammenkünfte, die von den Gesetzen nicht gutgeheißen waren. Dadurch war mittelbar die Ausübung der christlichen Religion verbothen. Es entstand also die Gelegenheit wieder, Verfolgungen anzufangen, und die Kirche erhielt ein neues Wachsthum, weil sie neue Märtyrer hatte.

Unterdessen waren die Statthalter in den Provinzen nicht wenig verlegen, und wußten nicht, wie sie sich zu verhalten hätten: wir sehen

hen den Beweis davon in einem Briefe, den Plinius der Jüngere, Statthalter in Bithynien, an Trajanus schrieb, um sich Raths zu erholen. Er befragte sich, was man an den Christen strafen, oder untersuchen sollte: etwa nur den Namen? oder gewisse Verbrechen, die an diesem Namen hiengen? ob man in dem Alter einen Unterschied machen, und mit den Kindern nachsichtiger verfahren dörfte? ob man denen, die es bereueten, verzeihen sollte, oder ob es erklecklich wäre, einmal ein Christ gewesen zu seyn, um noch für strafbar gehalten zu werden, wann man den Göttern auch wieder geopfert hätte?

In dieser Ungewißheit schickte er gleichwohl jene zur Marter, die standhaft blieben, weil er nicht zweifelte, daß ihr Eigensinn zum wenigsten bestraft zu werden verdiente. Aber die Anzahl der Beklagten erschreckte ihn: sie waren von jedem Alter, von jedem Stande, von jedem Geschlechte. Dieser Aberglaube, setzte er bey, hat Städte und Dörfer angestecket; und ich habe die Tempel beynahe ganz öde gefunden.

Er säumte nicht zu untersuchen, worinnen die Christen strafbar seyn möchten. Aber er fand nur einen übertriebenen Aberglauben; und er konnte auch von denen, die aus Schwachheit den Glauben abschwuren, nichts anders erfahren, als daß sie sich an einem gewissen Tage vor Sonnenaufgang versammelten; daß sie zur Ehre des Christus, ihres Gottes, ein Lobgesang an-

 stimm-

stimmten; daß sie sich mit einem Eide verbanden, nicht kein Laster zu begehen, sondern nicht zu stehlen, ihr Wort nicht zu brechen, ein Pfand nicht abzuleugnen; und daß sie sich zum zweytenmal versammelten, um ein Mahl einzunehmen. Plinius, welcher an allen diesen Dingen nichts strafwürdiges sah, sprach alle Beschuldigte los, die dem Christenthume entsagen, und den Göttern huldigen wollten.

Man sieht aus diesem Briefe, wie weit die christliche Religion ausgebreitet war. Aber was erstaunen macht, ist die Blindheit der Heyden. Wie hat Plinius, nach allen seinen Untersuchungen, an den Christen nichts weiter als Eigensinn und Aberglauben finden können? Warum ist er nicht auf die Vermuthung gekommen, daß ihr Gottesdienst zum wenigsten der vernünftigste sey? und warum hat er nicht nach den Wundern geforschet, die ein Beweis seines göttlichen Ursprungs waren? Ohne Zweifel hat er vom Regierungsgeiste verleitet, nicht so viel gesucht zu entdecken, was die Christen glaubten, als sie zwingen wollen, zu glauben, wie er. Vielleicht waren auch jene, die er zum Tode verurtheilte, besser aufgelegt, ihr Blut zu vergießen, als über ihren Glauben Vernunftschlüsse zu machen.

Trajanus hieß das Betragen des Plinius gut, und erklärte, man sollte diejenigen, die angeklagt wurden, bestrafen, wenn sie sich zum Christenthume bekännten, und jene als unschuldig frey lassen, welche den Göttern

opfer-

opferten, wenn sie außerdem auch immer so verdächtig gewesen wären. Er verboth sogar sie aufzusuchen, und auf die Anklagen zu achten, wenn sie bloße Schmähschriften ohne Namen des Verfassers wären. Aber wenn sie strafbar waren, warum forschte man ihnen nicht nach? und waren sie es nicht, warum strafte man sie? In solche Widersprüche verfiel man, weil man die Fortpflanzung der Religion verhindern wollte: und so haben sich in diesem Jahrhunderte die Heyden gegen die Christen betragen.

Dieses blinde Vorurtheil machte die Verfolgung unter der nächsten Regierung noch fortdauren. Hadrian ließ zwar keine Verordnungen wider die Kirche ausgehen: aber er war den gottesdienstlichen Ceremonien der Griechen und Römer, und der Sterndeutung, der Wahrsagerey, und der Zauberkunst so sehr ergeben, daß man ungestraft alle diejenigen verfolgen konnte, die sich als Feinde dieser Aberglauben erklärten. Im übrigen wurden die Juden alltäglich verhaßter. In den letzten Jahren der Regierung des Trajanus hatten sie sich in Aegypten empöret; sie hatten die größten Grausamkeiten verübet, und man konnte sie nicht eher zu Paaren treiben, als nachdem man eine große Menge niedergemacht hatte. Allein die Christen mußten den Haß mit den Juden theilen; und das war eben ein neuer Bewеggrund zu ihrer Verfolgung.

Unterdessen, als sich Hadrian im achten Jahre seiner Regierung das zweytemal zu Athen befand, übergab ihm Quadratus eine Schutzschrift für die christliche Religion. Als ein Schüler der Apostel, hatte er, wie sie, das Evangelium geprediget, und etliche Kirchen gestiftet. Zu gleicher Zeit schrieb auch Aristides, ein atheniensischer Philosoph, eine Schutzschrift. Das sind die ersten Schriften, welche die Religion vertheidigten. Man hat sie nicht mehr: wir wissen nur, daß man sie hoch geschätzet hat, und daß Quadratus sich auf die Wunder berief, von denen er die Richtigkeit beweisen wollte.

Die Gründe dieser zween Schutzredner wurden durch einen Brief des Vicebürgermeisters in Asien, Serenius Granianus, unterstützet, welcher dem Kaiser die Vorstellung machte, wie gehäßig es sey, die Christen um des bloßen Namens willen zu bestrafen. Hadrian gab diesen Vorstellungen Gehör. Er gestattete nicht mehr, daß die Christen auf die unbestimmten Klagen und das lärmende Geschrey des Pöbels hingerichtet wurden. Er geboth, sie vor Gericht zu laden, damit sie verurtheilt werden möchten, wenn sie überwiesen wären, daß sie etwas wider die Gesetze verbrochen hätten, oder damit die Verleumder bestrafet würden, die ihnen fälschlicher Weise Verbrechen andichteten. Auf diese Verordnung nahm die Verfolgung ab, ohne gänzlich aufzuhören: denn die Zusammen-

künfte

künste allein waren ein zulänglicher Vorwand, um die Christen anzuklagen.

Hadrian hatte ein Planzvolk nach Jerusalem geschickt, und nachdem er diese Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina wieder hergestellt hatte, ließ er eben auf der Stelle des Tempels Gottes dem Jupiter einen Tempel aufbauen. Die Juden, welche diese Abgötterey nicht dulden konnten, empörten sich, und das war ihr Untergang. Der Kaiser, der Judäa zu einer Wüste machte, verboth ihnen, jemals wieder zu wagen, nach Jerusalem zu kommen, oder sich der Stadt nur zu nähern. Diese Begebenheit fällt in das achtzehnte Jahr von Hadrians Regierung, und in das hundert und vier und dreyßigste nach Christi Geburt. Um diesen Zeitraum hub sich die alte Dienstbarkeit des Gesetzes vollends auf, weil damals zu Jerusalem lauter Christen von heydnischer Abkunft sich mehr befanden.

Bisher waren die Ketzereyen nur in dem ungereimten Systeme der Aeonen bestanden, das auf vielerley Weise aufgewärmet und verändert worden war; und Valentin, einer von den letzten und berühmtesten dieser Ketzer, hatte zu vielen Sekten den Grund gegeben. Aber als Cerdo zween Götter, einen guten und einen bösen, erdichtet hatte, breitete Marian, sein Schüler, etliche Jahre darauf diese Lehre aus, und zog eine große Menge Anhänger an sich. Es ist wenig daran gelegen zu ergründen, wie sie beyde die-

ses System verstanden haben. Genug, daß sie zwar die Aeonen verwarfen, aber nichts destoweniger in mancherley Betrachtung Gnostiker waren. Denn in der That baueten sie auf die nämlichen Irrthümer; und foglich war ihre Ketzerey ein Sprosse der morgenländischen Philosophie.

Die Kirche hatte zu denselben Zeiten einen großen Vertheidiger an dem heiligen Justin, dem ältesten kirchlichen Schriftsteller, von dem wir Werke besitzen. Er war ein gebohrner Heyde, und voll Unzufriedenheit über die Meynungen, in welchen er unter den Philosophen die Wahrheit gesucht hatte, war er endlich der Sekte der Platoniker beygetreten. Er war schon in seiner Beschauung entzücket, und schmeuchelte sich, bald bis zu Gott sich emporzuschwingen. Von dieser thörichten Hoffnung, wie er saget, ganz erfüllt, kam er auf den Einfall, sich in einen Ort zu begeben, wo er von allem Geräusche entfernet sich ganz der Betrachtung widmen möchte. Er fand ihn, und traf auf einen Greisen, der sich mit ihm unterredete, und ihm begreiflich machte, daß die Platoniker weder Gott noch die Seele erkannten, und er rieth ihm die Propheten zu lesen. Als er sie las, wurde er bald von den Erfüllungen der Weissagungen gerühret, und erkannte, wie weit die Einfalt dieser begeisterten Leute den spitzfindigen Vernunftschlüssen der Philosophen überlegen sey.

Er besaß neben der Kenntniß der Philosophie eine tiefe Einsicht in die heilige Schrift; er verkündigte und schützte die Wahrheit, und hatte alles, was ihm dazu behülflich seyn konnte. So wie Quadratus und Aristides, richtete er seine Schutzschriften an den Kaiser. Er zeigte, wie unbillig es sey, die Christen um des bloßen Namens willen zu strafen: er legte ihre Lehre aus, machte die Verleumdungen zu Schanden, wodurch man sie verschwärzte, und bewies die Wahrheit der Religion durch die Erfüllung der Weissagungen, und durch die Wunderwerke Jesu Christi. Unterdessen währete die Verfolgung, die niemals ganz aufgehört hatte, noch immerdar fort, obschon Antoninus niemals eine Verordnung wider die Christen ausgegeben, und sogar verbothen hatte, sie um der Religion willen zu beunruhigen.

Nach dem Tode dieses Kaisers nahm die Verfolgung doppelt wieder zu. Die Gesetze gegen die Privatversammlungen, und gegen jegliche neue Religion waren lauter Ansprüche, die man hervorsuchte; und die eingebildeten Verbrechen, welche man den Christen Schuld gab, waren die Beweggründe einer allgemeinen Aufruhr. Die Völker verlangten ohne Unterlaß ihr Blut: die Philosophen und heydnischen Priester unterhielten diesen ungestümen Haß, und die Richter gaben aus Aberglauben oder Schwachheit diesem Hange nach. Mark Aurel selbsten war so sehr eingenommen, daß er sich von dem

Strome fortreißen ließ. Als Staatsmann wollte er einen Gottesdienst nicht dulden, welcher nicht anders als auf den Schutt der alten Religion gebauet werden konnte; und als Stoiker glaubte er nicht an die Wunderwerke, und folglich untersuchte er sie nicht. Die Christen schienen ihm Schwärmgeister zu seyn, welche nur aus Hartsinne zum Tode eilten. Allein als ein Feind der Gewaltthätigkeit, wie Antoninus, that er schon im ersten Jahre seiner Regierung aller Verfolgung wider sie Einhalt, und gestattete nicht, sie zu bestrafen, ehe sie eines bösen Vorhabens wider den Staat überwiesen wären.

Der heilige Justinus richtete eine von seinen Schutzschriften an ihn, und wurde unter seiner Regierung gemartert; Meliton, Athenagoras, und Apollinar nahmen auch die Vertheidigung der Kirche auf sich. Sie zeigten die Ungereimtheit des Heydenthums, und legten die Irrthümer der Philosophen an den Tag. Sie bewiesen die Wahrheit der christlichen Religion, und widerlegten die Verleumdungen. Sie hatten alle einerley Gegenstand in ihren Schriften, weil die Blindheit der Völker immerdar einerley war. Aber man las sie nicht; ja man verboth sie zu lesen; und die Blindheit dauerte fort.

Die Gaben der Weissagung, welche Gott noch zuweilen der Kirche schenkte, und wovon man sogar ein Beyspiel an dem heiligen Quadratus gesehen hatte, gab Anlaß zu einigen

falschen Propheten. Montan ist der berühmteste von denen, die unter dieser Regierung aufstunden. Er gesellte sich zu etlichen andern Betriegern oder Schwärmern, worunter zwey Weiber, Priscilla und Maximilla, waren. Sie weissagten wie er, und besaßen überdas ein großes Vermögen, dessen er sich bediente, um die Aufnahme seiner Ketzerey zu beschleunigen.

Diese ganze sogenannte Weissagerey war bloß ein wahrer Wahnsinn, während dessen man Reden ohne Zusammenhang und ohne Verstand in der Begeisterung ausstieß. Allein Montan wagte es, sich für den heiligen Geist auszugeben: wenigst behauptete er, der Geist Gottes wohne in seiner ganzen Fülle bey ihm; das Versprechen Jesu Christi, den Geist zu senden, sey an ihm erfüllet worden; und die Apostel haben nur eine unvollständige Kenntniß von der Wahrheit gehabt.

Bisher hatte man kein Beyspiel gesehen, daß die Weissagung sich durch Anfälle von Wahnsinn ausgezeichnet habe. Man hätte also, wie es scheint, den Betrug erkennen sollen. Aber alles Außerordentliche ist aufgelegt, das Volk zu verführen; und die wahren Propheten bahnten den Weg, daß man die falschen glaubte, weil nicht Jedermann zu erforschen und zu unterscheiden weiß. Dieser Aberglaube nahm dann überhand; schon bey seiner Entstehung wurden verschiedene Provinzen im Morgenlande darmit angesteckt.

Seit der Kirchenversammlung zu Jerusalem war keine mehr gehalten worden. Auf diese Veranlassung versammelten sich die Bischöfe von Asien an verschiedenen Orten. Die Montanisten wurden in den Bann geleget, und trennten sich, wie es schien, gern von der Kirche. Ihre Irrthümer bestanden darinnen:

Sie verwarfen die zweyte Vermählung, und die Buße; und obschon sie der Kirche die Gewalt zugestanden, die Sünden zu vergeben, so behaupteten sie dennoch, sie könne nicht mehr davon ledig sprechen, wenn sie nach der Taufe wären begangen worden. Oft sagten sie sogar, es komme diese Gewalt nur ihren Propheten zu: sie gaben vor, daß es nicht erlaubt sey, der Verfolgung zu entfliehen, oder auch nur eine Vorsorge zu brauchen, damit man in den vorgeschriebenen Religionsübungen nicht ergriffen werden möchte; und sie hielten ihren Gottesdienst so öffentlich, daß sie den Ungläubigen, wie es schien, zu trotzen suchten. Im übrigen hielten sie auf eine strenge Zucht; sie hatten viele Fasten, und übten allerley Bußwerke aus, die sie sich als lauter Pflichten auferlegten.

Sie glaubten auch, es werden die Heiligen, Patriarchen, und Propheten eins mit Jesu Christo tausend Jahre lang auf Erden regieren; sie werden über alle Nationen herrschen; sie werden während dieser Regierung aller Vergnügungen genießen; und der Erlöser werde ihnen hundertfach ersetzen, was sie um seinetwillen verlassen haben.

haben. Dieses Irrthum, welches älter war als sie, hatten sie mit verschiedenen Ketzern, mit einigen geistlichen Schriftstellern, und sogar mit etlichen Märtyrern gemein. Alle, die es angenommen haben, erklären es nicht auf einerley Weise. Man nennet sie Millenarii.

Dieses Irrthum entstand aus einer übel verstandenen Stelle der Apokalypse, oder aus einer ungegründeten Erblehre. Der heilige Papias sonderbar half es ausbreiten: da er ein Schüler des heiligen Johannes war, so mußte sein Wort von großem Gewichte seyn. Unterdessen, wenn wir dem Eusebius glauben, so war er ein Mann von b schränktem Verstande, der ohne Wahl alles aufsammelte, was nach seiner Meynung von den Aposteln kam, und der viele Fabeln ausstreuete.

Unter Mark Aurelen entstand noch eine andere Ketzerey, dessen Urheber Talienus war. Als ein gebohrner Heyde hatte er, aus der bedächtlichen Lesung der Bücher von Götzendienern, den Götzendienst verachten gelernet. Er suchte was bessers, als er, nach seinen eignen Ausdrücken, etliche Bücher von Barbarn antraf, die er las, und überzeugt wurde. Sie sind früher geschrieben, saget er, als alles, was man geschrieben hatte, und kommen aus dem höchsten Alterthume her.

Ihre Schreibart ist einfach; die Schriftsteller scheinen aufrichtig zu seyn; man fasset sie leicht. Viele ihrer Weissagungen sind erfüllet;

und ihre Vo schriften sind vortrefflich. Also erzählet er selbst seine Bekehrung.

Er hatte den heiligen Justinus zum Lehrmeister: und so lang ihn dieser Martyrer leitete, blieb er beständig im Glauben; ja er erwarb sich einige Achtung. Aber er war zu stolz auf seine Kenntnisse; er verfiel nach dem Tode dieses Heiligen in die ausschweifendsten Einbildungen, und glaubte bestimmet zu seyn, eine neue Lehre einzuführen. Allein er wärmte nur die Irrthümer der Marcioniten auf. Er ließ die Aeonen gelten, nahm zwey Grundwesen an, und verwarf die Ehe: er verboth den Gebrauch des Weines, und erlaubte nicht, sich vom Thierfleische zu nähren. Diese übertriebene Enthaltsamkeit brachte seinen Anhängern den Namen Enkratiten oder Enthaltsame zuwegen. Auch diese Ketzerey hat sich in mehrerley Zweige ausgebreitet.

Während der Regierung des Commodus, welche zwölf oder dreyzehn Jahre, das ist, von 180 bis an das Ende von 192, daurete, genoß die Kirche eines dauerhaften Friedens. Es scheint im Anfange wunderlich, daß die Verfolgung meist unter den besten Fürsten ausgebrochen ist; wenn man aber die Sache näher betrachtet, so höret alle Verwunderung auf. Mark Aurel, welcher sich ganz der Regierung widmete mußte fürwahr die Christen bestrafen, weil er sie für Störer der öffentlichen Ruhe hielt; und Commodus dagegen mußte sie in Ruhe lassen,

lassen, weil er alle Sorge von sich wies, und weil er anderswo Gelegenheit fand, seine Grausamkeit zu ersättigen.

Unter seiner Regierung kam das Werk zum Vorscheine, welches der heilige Irenäus, Bischof zu Lyon, wider die Ketzer verfasset hatte. Er trägt darinnen ihre Irrthümer vor, stürzet sie vom Grunde zu Boden, hält ihnen den Glauben und die Erblehre aller Kirchen entgegen, und widerleget sie durch Wunder, welche die Katholiken noch wirkten.

Nach dem Tode des Commodus herrschte noch Friede in der Kirche; denn unter den bürgerlichen Kriegen, die fünf oder sechs Jahre fortwährten, vergaß man auf gewisse Art der Christen; und überdas fieng Severus an, ihnen günstig zu werden. Man sieht auch, daß man 195 und 196 verschiedene Kirchenversammlungen in Morgen- und Abendland hielt: und dieses hätte nicht geschehen können, wenn die Kirche verfolgt worden wäre. Aber während dieses Friedens wäre beynahe eine Spaltung entstanden. Die Sache betraf die Begehung des Osterfests. Die Kirchen in Asien bestimmten es, nach ihrer Erblehre, auf den Tag, wo den Juden gebothen war, das Lamm zu schlachten; das ist, am vierzehnten Mondstage im Märzen, auf welchen Tag in der Woche es immer fallen mochte. Die übrigen, welche von den heiligen Peter und Paul eine andere Erblehre empfangen hatten, wollten das Osterfest

am nächsten Sonntage, als dem Tage, wo der Erlöser erstanden war, begangen wissen.

Ueber diese Frage war schon gestritten worden. Polykarp, der Bischof von Smyrna, hatte sie sogar mit dem Papste Anicetus abgehandelt, als er 160 zu Rom gewesen war: weil aber keiner von beyden seinen Gebrauch aufgeben wollte, giengen sie von einander, und wurden doch einig, daß man um einer so unbedeutenden Sache willen den Frieden nicht brechen sollte.

Der Papst Victor urtheilte ganz anders davon: denn im Jahre 196 sprach er über die Bischöfe von Asien den Bannstral aus, weil sie sich nach dem Gebrauche der römischen Kirche nicht fügen wollten. Dieses Verfahren, wurde allgemein misbilliget: selbst die Bischöfe von seiner Partey schrieben an ihn, um zu friedsamern Gesinnungen zu bewegen; und sie brachten es zu Stande.

Unter dem Papstthume Victors traten neue Ketzer auf. Einige verneinten die Gottheit Jesu Christi; andere behaupteten, daß er von dem Vater nicht unterschieden sey, und daß es in Gott nur eine Person gebe: etliche lehrten endlich, daß die Materie ewig sey, und daß Gott sie nur in Ordnung gebracht habe.

Unerachtet der Verfolgungen und Ketzereyen hat die Kirche in diesem Jahrhunderte erstaunlich zugenommen. Die Gläubigen waren al-

lent-

lenthalben, in den Städten, auf dem Lande, in dem Senate, in den Kriegsheeren ausgebreitet: mit einem Worte, sie waren von so großer Anzahl, daß das Reich, wie Tertullian saget, nichts als eine weite Einöde würde geworden seyn, wenn sie sich alle davon begeben hätten.

VII. Kapitel.

Betrachtungen über das zweyte Jahrhundert.

Die Apostel bildeten sich nach dem Muster des göttlichen Lehrmeisters, der sie unterrichtet hatte. Da sie sich nach den Unwissendsten zu richten suchten, trugen sie das Evangelium mit Einfalt vor; sie predigten es mit Heldenmuthe, und besiegelten es mit ihrem Blute. Sie hatten weder der Kunstgriffe der Wohlredenheit, noch der spitzfündigen Vernünfteleyen der Philosophen vonnöthen. In diesen Künsten deren die Falschheit mehr bedarf als die Wahrheit, waren sie ganz unbewandert. Mit einem Worte, sie waren weder Wohlredner, noch Philosophen; sondern gottsfürchtige, einfältige, und herzhafte Männer. Ihre Schüler nahmen sich ihr Beyspiel zur Richtschnur, da sie sich an eben dieselbe Einfalt hielten, und in den menschlichen Wissenschaften keinen Schmuck für die Wahrheiten des Evangeliums suchten.

Also war die Religion in dem ersten Jahrhunderte beschaffen: sie war einfältig, rein, ohne irgend einen fremden Anstrich. Sie erhielt sich in diesem Zustande, weil die größte Anzahl der Gläubigen in gemeinen Leuten bestand, welche jene apostolische Einfalt nicht verderben konnten; und die übrigen, obschon sie in den Wissenschaften besser erfahren waren, sahen ein, daß die christlichen Wahrheiten, ohne Verzierungen vorgetragen, allen Wissenschaften, die sie gelernet hatten, überlegen waren.

Aber schon im zweyten Jahrhunderte breitete das Evangelium sein Licht über das ganze Reich aus, und die Augen der Gelehrten und Philosophen fiengen an, sich zu öffnen. Sie sahen etwas Göttliches an einer Lehre, die sich allzugleich durch die Erhabenheit der Lehrsätze, durch die Einfalt des Vortrags, und die Reinigkeit der Sittenlehre auszeichnete. Fanden sie auch Geheimnisse darinnen, die sie nicht begreifen konnten, so mußten sie doch gestehen, daß sie dieselbigen weder anzustreiten, noch durch etwas besseres zu ersetzen vermochten. Sie entdeckten endlich das Mittel, zu jener Ruhe, zu jenem Glücke zu gelangen, das man seit so vielen Jahrhunderten suchte, und das zu so vielen Systemen Gelegenheit gegeben hatte.

Eben um die Zeit, als das Evangelium die Aufmerksamkeit der aufgeklärten Männer an sich zog, fieng die Philosophie an, selbst in dem Sinne der Heyden viel zu verlieren. Man erkannte

kannte die Nichtswürdigkeit aller jener Zänkereyen, die zwischen den Sekten herrscheten, und eine durch die andere zu Boden stürzten. Ja, man verachtete sie so sehr, daß man sein Spiel darmit trieb, dieselben lächerlich vorzustellen, und daß man sich kaum mehr würdigte, sie im Ernste zu untersuchen.

Heucheley, Zauberkunst, Betriegerey waren die Mittel, welche die Philosophen brauchten, um sich wieder emporzuhelfen: und sie wurden eben so verächtlich durch ihr Betragen, als durch ihre Meynungen. Es erfolgte dann daraus, daß jene, die aufrichtig nach Wahrheit strebten, endlich einen Ekel vor allen Sekten erhielten; daß sie ihren Blick auf den neuen Gottesdienst richteten, den man ihnen verkündigte, und daß sie ihn mit allem verglichen, was sie bisher gekannt hatten. Würden sie auch die christliche Religion nur als das Werk eines Menschen betrachtet haben, so würde schon diese Vergleichung zu ihrem Vortheile gewesen seyn. Sie dachten ihr nach, und überzeugten sich von ihrer Göttlichkeit, weil sie von der Wahrheit der Wunderwerke und von der Erfüllung der Weissagungen überzeuget wurden. Das sind überhaupt die Gründe gewesen, welche verschiedene Philosophen bewogen, das Christenthum anzunehmen. Der heilige Justinus ist ein augenscheinliches Beyspiel davon.

Es war also nicht mehr Pöbel allein, der sich bekehrte: die aufgeklärtesten Köpfe fiengen

an zu glauben, und darüber wurden die Philosophen aufgebracht, die in ihren Irrthümern beharrten. Sie mochten nicht leiden, von einer Sekte besieget zu werden, welcher sie den Vorwurf machten, sie habe lauter rohe und unwissende Leute zu Stiftern gehabt. Sie fochten sie an, und weil ihre Schlüsse durch die Waffen der Kirche stumpf gemacht wurden, erdichteten sie Verleumdungen, und hetzten die weltlichen Mächte gegen die Christen auf.

Damals schrieben die bekehrten Philosophen zur Vertheidigung der Kirche, sie stellten den Ungereimtheiten der Philosophen, ihren eiteln Fragen, ihren Widersprüchen, ihrer Afterweisheit die Simplicität des christlichen Glaubens, die erhabensten Lehrsätze, die heiligste Sittenlehre, die Weisheit des Evangeliums entgegen. Sie verschonten keine Sekte, weil alle dem Götzendienste Vorschub thaten, und ihn zu unterstützen dienen konnten. Denn fürwahr, sie unterließen nichts, um sich dem Aberglauben des Pöbels anzupassen, und selbst die Epikuräer gaben mehrere Gottheiten zu.

Unterdessen hatten die Philosophen auch Wahrheiten gelehret, sonderbar in der Sittenlehre: ja, man glaubte an dem Platonismus Dinge wahrzunehmen, die mit unsern Lehrsätzen vereinbaret werden konnten. Es schien, als hätte man nur die Sprache der Philosophen abzuändern, und ihren Sätzen eine Auslegung zu

geben,

geben, um in ihren Schriften von dem Christenthume selbst Spuren zu finden.

Einige geistliche Schriftsteller machten also auf ihre Wahrheiten Anspruch, und sagten, die Philosophen haben sie aus der heiligen Schrift gezogen, oder sie seyn ihnen geoffenbaret worden. Sie dachten, es habe sich das Wort ehemals den Weisesten unter den Heyden mitgetheilt, so wie es sich nach der Menschwerdung allen Menschen mitgetheilt hatte: das ist, sie glaubten, daß einige Philosophen, wie Sokrates und Plato, Jesum Christum gekannt haben, und folglich selig geworden seyn möchten.

Der heilige Justinus unter andern war dieser Meynung: die Väter, die seinem Beyspiele folgten, urtheilten nur, es haben die Philosophen diese Wahrheiten nicht richtig genug vorgetragen, und mit vielen Irrthümern vermenget.

Wo sie dann offenbar alle Sekten verdammen, verwerfen sie gleichwohl nicht lediglich alles, was sie lehren: sie wollen nur die Ungereimtheiten bestreiten, die sie darinnen in großer Menge entdecken. Bey andern Gelegenheiten sprechen sie von einigen mit dem größten Lobe, weil sie dabey ihr Augenmerk auf Wahrheiten richten, die sie mit der Philosophie und der christlichen Religion gemein haben. Da auf muß man bedacht seyn, wenn man ihre Sprache nicht unrecht verstehen, und Widersprüche finden will, die keine Widersprüche sind.

Sie verwarfen vorzüglich den Aristoteles, theils weil dieser Philosoph keine Vorsehung erkennt, theils weil sie seine Dialektik für die Schutzwehre der Ketzer ansahen; sie glaubten, es wäre die Tollheit, Vernunftschlüsse nach der Weise der Peripatetiker zu machen, die wahre Ursache der Ketzereyen. Dieses Urtheil von Aristoteles hat ihn durch etliche Jahrhunderte verhaßt gemacht.

Dagegen achtete man den Platonismus in gewisser Betrachtung höher: aber nur den Platonismus von Alexandria; denn von der Akademie hatte man kaum eine Kenntniß, und Alexandria war damals die vornehmste Schule der Philosophie. Nun konnte wohl dieser Platonismus zuweilen mit unsern Glaubenssätzen auf den Schein vereinbaret werden, weil der Synkretismus schon versuchet hatte, den Plato mit Moses zu vereinigen. Im übrigen spricht Plato wirklich so vortrefflich von Gotte, daß man oft einen Christen zu hören glaubt; obschon seine Ausdrücke weit entfernet sind, gesunde Begriffe zu erzeugen, wenn man sie nach seinem ganzen Systeme ausleget, und man muß sie davon trennen, um einen rechtgläubigen Sinn darmit herauszubringen.

Man hat viel gestritten, ob die ersten Kirchenväter Platoniker gewesen sind. Unterdessen ist diese Frage leicht zu entscheiden. Sie sind keine gewesen, weil sie weder alle Grundsätze des Platonismus, noch alle seine Folgerungen ange=

angenommen haben; weil sie dem ganzen Systeme nicht beygepflichtet sind, sondern dasselbe vielmehr bestritten, und oft sogar mit Verachtung behandelt haben. Wenn sie einige Dinge daraus nahmen, die sie lobten und guthießen, so machten sie Anspruch darauf, weil sie glaubten, Plato habe sie entweder von den Juden geborget, oder sie seyn ihm geoffenbaret worden. Mit einem Worte, obschon sie zuweilen dachten, wie dieser Philosoph gedacht hatte, so wurden sie doch keine Platoniker, sondern sie betrachteten ihn selbst auf gewisse Art als einen Christen.

Es ist zwar im Grunde sehr falsch, daß Plato die heilige Schrift benutzet, oder Offenbarungen gehabt habe; wenn man eines von beyden glaubte, so that man es ohne hinlängliche Untersuchung: und weil es zur Ausbreitung des Christenthums günstig schien, so war es billig, daß man erkannte, die Philosophen haben auch Wahrheiten gelehret, nachdem man ihre Irrthümer widerleget hatte. Dadurch kam man näher zu ihnen; man machte sie zu Freunden. Wo man nachmals zu verstehen gab, daß alle diese Warheiten dem Christenthume zugehörten, verminderte man ihr Vorurtheil gegen die Kirche, und machte sie geneigt sich zu bekehren.

Diese Absichten waren gottselig; aber durch ein solches Betragen fieng man an, sich von der apostolischen Simplicität zu entfernen; und es

war

war zu besorgen, da man sich mit den Philosophen vereinbaren wollte, daß man von ihnen Irrthümer annähme, wenn man ihre Wahrheiten suchete. Diese Gefahr wurde desto größer, weil die Philosophen, als sie die Vorzüge wahrgenommen hatten, welche die Religion vor allen Systemen besaß, sich unvermerkt die Hauptwahrheiten, die sie vorträgt, zueigneten. Da sie sahen, daß die Christen ihre Stärke auf diese Wahrheiten setzten, war ihnen daran gelegen, daß man glauben möchte, die Philosophie gebe in den wesentlichen Punkten dem Christenthume nichts nach. Diese wechselseitige Aehnlichkeit der Philosophie und des Christenthums mußte viel Verwirrung verursachen.

Es wäre zu wünschen, daß man sich weniger bekümmert hätte, zu untersuchen, was in den Philosophen Gutes steckte; und daß man die Wahrheit nur in denen Schriften hätte suchen wollen, welche die Apostel und ihre Jünger hinterlassen hatten. Als sich aber die Philosophen selbst bekehrten, war es nicht natürlich, daß sie alle Studien, die sie bisher gepflogen, hätten aufgeben sollen; und es wäre zu wundern, wenn sie jene Meynungen nicht beybehalten hätten, von denen sie glaubten, daß sie mit dem Glauben könnten vereinbaret werden: sie machten also den Vorschlag, die Wahrheiten, die unter allen Sekten zerstreuet waren, aufzusammeln, und ein ganzes christliches Lehrbuch daraus zu machen. Ja, sie sahen einen

Nutzen

Nutzen bey der Ausführung dieses Vorhabens, weil sie dadurch Waffen gegen die Feinde des Christenthums in die Hände bekamen. Denn warum sollte man sich dieser heiligen Religion widersetzen, wenn ihre Lehre alles enthält, was immer Gutes die Philosophen gesagt haben, und wenn sie ihnen nur da widerspricht, wo sie in Irrthümer verfallen?

War es nicht eine Bestätigung für sie, wenn man bewies, daß die aufgeklärtesten Köpfe ihre Hauptwahrheiten erkannt haben, und daß sie allein von den Irrthümern befreyet sey, vor denen sie sich nicht hatten verwahren können? War nicht dadurch bewiesen, daß zur Aufklärung der Menschen eine andere, als bloß menschliche Weisheit erfoderlich sey? Und wurde die Sache nicht durch die Erfahrung unterstützet, wenn man bemerkte, daß zwölf unwissende Fischer ausgeführt haben, was die fertigsten Gesetzgeber und die größten Philosophen nie zu versuchen gewaget hatten?

Also gaben die Väter nicht allein die Philosophen nicht vollkommen auf, sondern riethen noch dieselbigen zu studieren, und gaben selbst das Beyspiel darzu. Sie warneten zwar, was für Vorsorge man brauchen sollte; sie empfahlen, den Glauben allezeit zur Richtschnur zu nehmen; und munterten sonderbar zur Lesung der heiligen Schrift auf. Ja, sie bedienten sich in dieser Absicht einer Vergleichung, und stellten die Philosophie als eine Sklavinn vor, welche gehorchen

horchen muß, und den Glauben als einen Herrn, der zu gebiethen hat.

Allein sie näherten sich den Philosophen, und vermengten sich sogar mit ihnen, so viel es möglich war; denn jene, die Philosophen gewesen waren, behielten gemeiniglich die Kleidung und die Verrichtung der Philosophen bey, und sprachen zuweilen von der christlichen Religion, nur wie von einer vernünftigen Philosophie. Dadurch schienen sie weniger fremde zu seyn, und sie konnten sich schmeucheln, wenn sie sich gewöhnten, mit ihnen, wie mit Philosophen zu leben, so würde man sich unvermerkt auch gewöhnen, mit ihnen, wie mit Christen zu leben. Aber sie nahmen das Wort Philosophie nicht mehr in seinem ganzen Umfange, weil sie selbst sich nur mit der Verehrung, die Gott gebühret, beschäfftigten, und im übrigen alle andere Untersuchung fahren ließen. Mit einem Worte, was sie durch Philosophie verstanden, war nur jener Theil davon, den wir Theologie heißen.

Unerachtet der Vorsorge, die sie zu brauchen riethen, war es gefährlich, sich mit den Philosophen zu vermengen, und i ihren Systemen die Wahrheiten der christlichen Religion zu suchen. War es wohl möglich, daß Leute, die von ihrer ersten Jugend an für eine Sekte eingenommen gewesen waren, allezeit im Stande seyn sollten, das Wahre von dem Falschen richtig zu unterscheiden? Konnte man es hoffen, sonderbar

derbar zu einer Zeit, wo man durch den Synkretismus gelernet hatte, alle Meynungen zu vereinbaren, und wo der Misbrauch der Allegorien mehr als jemals ausgebreitet war? Es wären zwar die Allegorien, wenn man sie mit Bescheidenheit gebrauchte, sehr tauglich, die Wahrheit fühlbar, und für die rohesten Gemüther begreiflich zu machen. Also sind sie in der heiligen Schrift angewendet. Mit den Allegorien der Morgenländer, und sonderbar der Aegyptier hat es eine andere Beschaffenheit. Ihre Pfaffen haben sie eine lange Zeit nur deßhalben häufig gebrauchet, weil sie aus ihrer Denkensart ein Geheimniß machen und sich allezeit nach dem Geiste der Regierung richten wollten; und in der Folge fanden sie ihre Philosophen bequem, um alle Meynungen mit einander zu verbinden. Allein aus diesem Misbrauche konnte nichts als Unwissenheit und Irrthümer entspringen.

Dergleichen Philosophen konnten sich dann nicht bekehren, ohne daß die christliche Lehre in Gefahr geriethe, verderbet zu werden. Das zweyte Jahrhundert der Kirche ist auch der Zeitpunkt, wo die Ketzereyen angefangen haben, sich stärker zu vermehren. Da brachten die Gnostiker, die zuvor kaum etliche Anhänger gehabt hatten, eine große Menge Sekten zu Stande: die Philosophen bekehrten sich, aber sie gaben ihre alten Meynungen nicht auf. Sie versuchten es, dieselbigen mit den Glaubenssätzen

der Kirche zu vereinbaren: ja, sie wollten sogar daß sie dienen sollten, diese zu erklären; und sie verwarfen manchesmal diejenigen, die auf ihre Systeme nicht passen konnten.

Die Ketzereyen haben nicht wenig beygetragen, die ganze Philosophie verhaßt zu machen, und die Väter, die sie widerlegten, haben sich mehr als einmal wider die Philosophen ereifert, und ihnen den Vorwurf gemacht, daß sie die Patriarchen aller Ketzer wären. Freylich mußte die Philosophie viele Irrthümer erzeugen, oder zum wenigsten viel Verwirrung in den Begriffen verursachen. Ein Philosoph, ob er gleich bekehret war, hörte nicht allezeit auf, Philosoph zu bleiben. Er behielt oft seine Grundsätze und seine Sprache noch bey, und suchte, nur seine alte Denkensart mit der neuen Lehre, die er annahm, zu vereinbaren. Man muß sich also nicht wundern, daß einige Kirchenväter sich unrichtige Begriffe von der Geistigkeit der Seele gemacht haben; daß sie sich vorstellten, die Seelen und die Engel seyn aus einer feinern Materie gestaltet; und daß Tertullian sogar Gott einen Körper beyzulegen scheint. Eben so wenig muß man sich wundern, daß jene, die aus der Schule von Alexandrien herkamen, manchesmal die Sprache der Platoniker angenommen haben, wenn sie entweder die Glaubenssätze der Kirche mit einer Philosophie vergleichen wollten, für welche sie allzuviel eingenommen waren; oder vielmehr wenn sie davor hielten,

ten, sie können sich einer Sprache bedienen, die ihnen geläufig war, und welche die christliche Religion bey den Heyden, denen sie nicht fremde vorkam, beliebt machen möchte. Aber es ist nicht vonnöthen, daß ich alle ihre Irrthümer berühre, weil man ihre Kenntniß füglich entbehren kann; und wer die Neugierde dazu hat, der mag sie bey Fleury, Tillemont, Du Pin, u. s. w. antreffen. Genug daß man bemerke, die Väter haben sich in den Hauptartikeln unsers Glaubens nicht verirret, und der Platonismus, den man zuweilen in ihrem Vortrage entdecket, beweise nur, daß man noch nicht gewußt habe, sich mit hinlänglicher Behutsamkeit auszudrücken. Die Lehre ist jederzeit einerley gewesen. Sie ist von Jesu Christo den Aposteln, von den Aposteln ihren Jüngern übertragen worden, und hat sich durch die mündliche Uebergabe bis auf uns erhalten. Bloß allein hat es Zeit bedorft, um genau zu bestimmen, auf was für eine Weise ein jeder von den Geheimnissen sprechen sollte. Die Zwistigkeiten, welche durch die Ketzer veranlasset worden sind, mußten nothwendig im Anfange viel Verwirrung in der Redensart anrichten: es war ihnen allzuviel daran gelegen, alle Begriffe zu verdunkeln. Allein aus eben diesen Zwistigkeiten mußte eine Wahl von besser bestimmten Ausdrücken entstehen. Die Kirche, welche der untrügliche Richter darüber war, merzte die zweydeutigen aus, zeigte, was allezeit geglaubt wor-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

den war, und lehrte dadurch, wie man sprechen mußte. Also benutzte sie die Ketzereyen selbsten, um dem Irrthume jede Ausflucht zu benehmen. Sie machte keine Glaubenssätze; sondern trug diejenigen vor, die sie durch die Mundlehre erhielt, und verhinderte, sich aus Misbrauche des Ausdrucks zu verirren.

VIII. Kapitel.

Von dem Anfange des dritten Jahrhunderts bis 325, wo Constantin der Kirche den Frieden schenkte.

Im dritten Jahrhunderte sonderbar ist die Philosophie das Studium der Schriftsteller geworden, die sich die Vertheidigung der christlichen Religion angelegen seyn ließen: ja der Gebrauch, die allenthalben zerstreuten Wahrheiten aufzusammeln, war so allgemein, daß er damals den Namen Eklektismus erhielt. Die Feinde der Kirche hielten sich vorzüglich an diese Methode: sie eigneten sich oft unsere Glaubenssätze zu, damit das Christenthum keinen Vorzug vor ihnen haben sollte; und sie behielten von der Philosophie nur so viel bey, als ihnen tauglich schien, um dasselbige zu bestreiten.

Die Eklektiker nannten sich gern Platoniker, weil zwar der Platonismus in ihren Systemen die Oberhand hatte; allein sie kamen wenig mit einander übereins, weil ein jeder allenthalben nach seiner Wahl Grundsätze annahm: und die

erste Regel dieser Philosophen war, sich an die Meynungen keines Menschen binden zu lassen. Im übrigen wich dieser Platonismus in vielen Stücken von den Gesinnungen des Plato ab: denn er vereinbarte sich, wie ich schon angemerkt habe, mit den Meynungen der Morgenländer und der Aegyptier, also daß die Ausflüsse Zoroasters gleichsam den Grund davon ausmachten. Diese dunkle Philosophie war keineswegs fähig, zur Auswahl der Wahrheiten den Weg zu zeigen. Man wird auch neue Irrthümer entstehen sehen, vor denen sich die Christen selbst oft mit genauer Noth verwahren konnten. Die Mundlehre erhielt zwar die Glaubenssätze; aber die schlechten Vernunftschlüsse, und die Begierde sich mit den Philosophen zu vergleichen, verbreitete eine Dunkelheit, welche die besten Köpfe kaum aufzuklären vermochten. Die Kirche mußte sich versammeln; und bis sie ihr Urtheil gesprochen hatte, glaubte ein jeder befugt zu seyn, seinen Meynungen zu folgen, von denen er nicht glaubte, daß sie dem Evangelium widerstrebten. Daraus entstanden verschiedne Ketzereyen. Ich darf die Anmerkung machen, daß sie alle beynahe, in den ersten dreyhundert Jahren, von Gegenden hergekommen sind, wo die Platoniker zum meisten ausgebreitet waren; nämlich von Asien und Afrika.

Die Eklektiker schränkten sich nicht bloß auf die Philosophie ein; sie legten sich auch auf alle Gattungen der Wissenschaften, und sonderbar

auf die Wohlredenheit. Da sie mehr besorgt waren zu überreden als zu überzeugen, sprachen sie eher wie Wohlredner, als wie Philosophen; und oft häuften sie die Beweise, anstatt sie zu wählen. Sie waren Sophisten, die ohne Kritik und ohne Vernunftlehre die Allegorien auf eine seltsame Art misbrauchten.

Das war eine neue Gelegenheit, von der Simplicität abzuweichen, wormit die Apostel ihre Lehre vorgetragen hatten. So wie die Väter im zweyten Jahrhundert hatten Philosophen seyn wollen, also wollten die Väter im dritten Philosophen und Redner seyn. Man glaubte, die Zierlichkeit des Vortrags wäre nothwendig, um sogar die feinsten Köpfe zu gewinnen; und man müsse sowohl durch die Wohlredenheit, als durch die Macht der Wahrheit siegen. Diese Denkensart mußte natürlicher Weise die Oberhand gewinnen, obschon zu besorgen war daß man von der Genauheit des Ausdrucks, welche die Grundfeste der Vernunftschlüsse ausmachet abweichen werde, wenn man nach Bildern haschte, die nur die Einbildung verführen. Hätten aber die Feinde der Religion allein den Vortheil des guten Vortrags gehabt, so würden sie nur desto leichter ihre Irrthümer ausgebreitet haben. Die Väter verlegten sich dann auf alle Studien der Griechen, und die Kirche hatte Wohlredner vom ersten Range. Das war der Vorzug, wodurch sich dieses Jahrhundert von den zweyen vorhergehenden unter-

unterschied. Wir müssen es vollends durchgehen.

Um den Anfang des dritten Jahrhunderts entspann sich eine Verfolgung, die grausamer war, als die vorigen, und welche Severus veranlaßte, da er das Evangelium zu predigen verboth. Sie weckte den Eifer Tertullians auf, der sich schon in dem zweyten Jahrhunderte hervorgethan hatte, und nun die Vertheidigung der Kirche auf sich nahm. Seine erste Verrichtung war die Rechtsgelehrtheit gewesen: er hatte die verschiedenen Sekten in Griechenland sehr fleißig studieret, und er verband die Wohlredenheit mit der Philosophie Da seine Schutzschrift die berühmteste, und zugleich die vollständigste ist, will ich einen Theil der Vernunftschlüsse, die sie enthält, hier bekannt machen.

Er zeiget im Anfange, wie unbillig es sey, die Christen zu strafen, bloß weil sie sich zum Christenthume bekennen, und ohne die Verbrechen zu untersuchen, die man ihnen Schuld gab: er zeiget, wie ungereimt es sey, sie auf die Folter zu legen, um sie zur Abschwörung dieses einzigen Namens zu zwingen; und sie loszusprechen, wann ihnen die Peinen eine Lüge abgepreßt hatten. Er setzet diese Verkehrung der Gesetze aus einander: er beweist, daß jene, die man wider die Christen herausgegeben hat, abgewürdigt werden sollten, wie so viele andere, weil sie ungerecht sind, und er merket sonderbar den Widerspruch an, worein Trajanus verfiel, als

als er verboth, die Christen aufzusuchen, und zugleich geboth, sie zu bestrafen, wenn man sie fände; als ob das Verbrechen nur darinnen bestünde, daß man sein Verbrechen nicht zu verbergen wußte.

Nachmals kam er auf die Verleumdungen: denn man bürdete den Christen Abscheulichkeiten auf; unter andern, daß sie Kinder erwürgten, und sich mit ihrem Fleische nährten. Nachdem er gezeiget hat, daß diese Greuelthaten ohne Beweise dem Geiste der Religion und den Sitten der Gläubigen widerstreben, erkläret er, daß sie nur dem Heydenthume zustehen, und daß die Römer selbst ihren Göttern Menschen geschlachtet haben.

Er untersuchet nachmals diese Götter und findet Menschen an ihnen, die gestorben sind, nachdem sie lasterhaft gelebet haben, die das Laster schützen, die das Beyspiel dazu geben, und die selbst in den Augen der Heyden so verächtlich sind, daß man sie auf den Schaubühnen dem Gelächter ausstellet.

Diesem ungereimten Götterdienst hält er den Gottesdienst der Christen entgegen, von denen man sich falsche Begriffe machte: denn einige sagten von ihnen, sie bethen die Sonne an, weil sie sich bey dem Gebethe gegen Sonnenaufgang kehreten; andere, daß sie Kreuze; wieder andere, daß sie einen Eselskopf anbethen. Er zeiget dann, daß der Gott der Christen einfach ist; daß er Himmel und Erde erschaffen

hat; daß er die Bösen strafen, und die Guten belohnen werde; daß seine Werke sein Daseyn beweisen; daß wir ihn erkennen müssen; daß ihn die Natur uns offenbaret. Ihn rufen wir an, saget er, wenn wir ausrufen: Mein Gott! wollte Gott! u. d. gl. welche Ausdrücke das Zeichen einer natürlich christlichen Seele sind.

Von Anbeginn der Welt, fährt Tertullian fort, hat dieser Gott Männer gesendet, welche würdig waren, ihn zu erkennen. Er hat sie mit seinem Geiste begabet, hat ihnen die Zukunft entdecket, und ihre Weissagungen sind erfüllet worden. Er beweist alle diese Dinge durch Thatsachen, und durch das Zeugniß der Bücher Moses; endlich kömmt er auf die Verehrung, die Jesu Christo gebühret.

Er gedenket des kläglichen Zustandes, in welchem sich damals die Juden befanden, welche zuvor das einzige auserwählte Volk Gottes gewesen waren: aber dieses Unglück war ihnen angedrohet worden. Die Weissagungen sagten, Gott werde sich endlich Anbether aus allen Nationen wählen; er werde seinen Sohn schicken, um sie zu erleuchten, und er werde sie mit einer überflüßigen Gnade begaben.

Dieser Sohn ist das Wort, die Weisheit, die Macht. Eure Weisen, saget Tertullian, kommen darinn übereins, daß Logos, oder das Wort der Schöpfer der Welt zu seyn scheint. Nun glauben auch wir, daß die eigene Wesenheit dieses Worts, dieser Weisheit, wodurch

Gott alles erschaffen hat, der Geist ist; daß Gott diesen Geist hervorgebracht, und da er ihn hervorbringt, erzeuget hat: deßhalben wird er Gottes Sohn geheißen. Wenn die Sonne einen Stral schießen läßt, wird ihre Wesenheit nicht getrennt, sondern ausgebreitet. Also ist das Wort Geist von einem Geiste, Gott von Gotte, wie ein Licht von einem andern Lichte entzündet wird. Also ist das, was von Gott ausgeht, Gott und Sohn Gottes und beyde machen nur eines aus. Dieses Wort, wie es geweissaget worden war, ist in den Schooß einer Jungfrau herabgestiegen; es hat Fleisch an sich genommen, und ist als Gottmensch gebohren worden, der Jesus Christus heißt.

Er beweist, daß der Erlöser dieses Gotteswort ist, sowohl durch das Zeugniß der Propheten, als durch die Wunder, die er gewirket hat, und durch die Finsternisse, die sich bey seinem Tode über die Erde verbreiteten. Zu diesen Beweisen kömmt die wundervolle Stiftung der Kirche, und die Gewalt, welche die Christen über die bösen Geister hatten. Lasset einen Besessenen vor euer Gericht kommen, sprach er zu den Heyden: wenn ihn der erste beste Christ fraget, so wird der Geist, der sich sonst einen Gott nennt, gestehen, daß er nur ein Teufel ist. Eben so verhält es sich mit jenen Göttern, von denen ihr glaubet, daß sie euern Priestern und Priesterinnen einsprechen. Wenn sie in Gegenwart eines Christen nicht

beken=

bekennen, was sie sind, so vergießet das Blut dieses verwägenen Christen. Gleichwohl ist das der Gegenstand eurer Verehrung. Jedes Volk, jede Stadt hat solche Gottheiten. Man darf bey euch alles anbethen, außer den wahren Gott nicht; und nur den Christen erlaubet ihr keinen eigenen Gottesdienst. Bey dieser Veranlassung widerleget Tertullian das Irrthum der Heyden, die ihren Göttern das Wachsthum des Reiches zuschrieben; er zeiget, wie man ohne Grund die Christen des Gottesraubs und der verletzten Majestät beschuldigte, weil sie solche Götter nicht anbetheten, und ihnen für die Kaiser nicht opferten. Er belachet die Frömmigkeit der Heyden, welche den Fürsten und die Götter zu ehren glaubten, wenn sie allerley Ausschweifungen begiengen, auf den Strassen Tische aufschlugen, aus der Stadt ein Zechhaus machten, und truppweise herumschwärmten, um Unfug auszuüben. Diesem Betragen hält er die Sittsamkeit der Christen entgegen, welche den einzigen wahren Gott verehrten, und für den Kaiser um ein langes Leben, eine ruhige Regierung, einen getreuen Rath, tapfere Soldaten, ein gehorsames Volk, und um alles fleheten, was ein Fürst sich wünschen kann. Wir bethen, saget er, weil es uns die heilige Schrift befiehlt, und weil wir, in der Meynung, daß die Welt mit dem römischen Reiche zu Grunde gehen werde, die Uebel abgewendet wissen möchten, die wir zu fürchten haben. Wir könnten dieses Reich zer-

stören, wenn wir die Waffen ergreifen wollten: denn wir besetzen eure Städte, eure Inseln, eure Schlösser, eure Marktflecken, eure Felder, eure Zünfte, eure Paläste, den Senat, das Kriegsheer, mit einem Wort, alles, außer eure Tempel nicht. Und wie sehr würde man uns fürchten müssen, uns, die wir dem Tode so entschlossen entgegen gehen? Aber unser Gesetz heißt uns leiden.

Man darf also von den Beweggründen unsrer Vereinigung nichts besorgen. Wir machen einen Körper aus, weil wir Eine Religion, Eine Sittenlehre, Eine Hoffnung haben. Wir versammeln uns, um zu bethen, und die Schrift zu lesen: wir ermahnen uns, wir strafen unsere Fehler ab, wir richten uns mit Billigkeit, wie uns Gott richten wird: und der hat alles zu fürchten, der es verschuldet hat, von der Mittheilung des Heiligthumes beraubet zu werden. Die Vorsteher unsrer Versammlungen sind geprüfte Greisen. Die Tugend allein befördert sie zu dieser Ehre. Die heiligen Dinge werden nicht feil gebothen; und wenn wir eine Art von Schatze haben, so ist es die Frucht eines willkührlichen Beytrags. Jeder bringt, was er will, wann er will; die Güter sind allgemein unter uns, und wir gebrauchen sie zur Unterhaltung der Armen, der Waisen, der Alten und Kranken; zur Unterstützung der Gläubigen, die auf die Inseln verwiesen, zur Arbeit beym Bergbaue verdammet, oder in Gefängnisse versperret

sind,

sind, weil sie Jesum Christum bekannt haben. Wir sehen uns alle als Brüder an; wir halten Liebsmahle miteinander; wir bethen, ehe wir uns zu Tische setzen; wir bethen nach der Mahlzeit, und gehen ohne Verwirrung und mit Sittsamkeit aus einander. Also sind unsere Versammlungen beschaffen. Unterdessen wenn die Tyber ausfließt, oder der Nil nicht ausfließt, so ruft man: Die Christen sollen den Löwen vorgeworfen werden. Man behauptet, daß wir die Ursache alles Unglücks seyn sollen, als ob es vor der Ankunft Jesu Christi keine solche Bedrangnisse gegeben hätte.

Was findet man an uns? Erhabnere Tugenden, als alle der weisesten Philosophen gewesen sind; ja ich darf sagen, auch mehr Wissenschaft in gewisser Betrachtung: denn wenn Plato sagte, daß es schwer sey, den Schöpfer der Welt zu ergründen, und noch schwerer, von ihm vor dem Volke zu sprechen; so kennet unter uns der gemeinste Handwerksmann Gott, und machet ihn bekannt. Aber wären unsere Meynungen falsch, so sind sie doch nützlich, weil sie uns besser machen. Sie schaden wahrhaftig keinem Menschen; und wenn man sie strafen wollte, so müßte man sie durch Verlachung, und nicht mit Feuer und Schwerte, mit Kreuze und wilden Thieren strafen. Die Wirkung dieser Verfolgungen ist schnurgerad jener zuwider, die man erwartete. Die Verachtung des Todes scheint aus unserm Betragen weit besser her-

vor-

vor, als aus den Reden der Philosophen: man erstaunet über unsere Starkmuth: man will die Ursache davon ergründen, und bald wünschet man, zu leiden, wie wir. Also wird das Blut der Christen ein fruchtbarer Samen.

Man sieht n cht, daß diese Schutzschrift einen Nutzen gebracht habe. Die Verfolgung daurete fort, und war groß selbst zu Karthago, wo es scheint, daß Tertullian sein Werk geschrieben und bekannt gemacht habe. Noch verwunderlicher ist, daß etliche Jahre darauf dieser Sch iftsteller die Ketzerey der Montanisten annahm, weil er den heiligen Geist an einem Schwärmer zu erkennen glaubte, und die neuen Weissagungen des Montanus für weit sicherer hielt, als jene von Jesu Christo. So lang er die Wahrheit vertheidigte, ließ er Verstand blicken: sobald er für das Irrthum schrieb, sah man an ihm weiter nichts mehr, als einen schwachen, fals en, und leichtgläubigen Geist. Seine brausende Einbildungskraft ließ ihn nicht mehr auf den rechten Weg zurückkehren. Er fiel von einem Abgrund in den andern; und da er sich am Ende von den Montanisten trennete, ist er das Haupt einer neuen Sekte geworden.

Caracalla, Makrinus, und Heliogabalus verfolgten die Christen nicht: Alexander Severus war ihnen günstig sogar, und setzte Jesum unter die Götter, welchen er ins besondre verehrte. Die Gläubigen fiengen dann an, sich zu erholen. Allein der Friede war nicht voll-

kom-

kommen, und es gab noch einige Märtyrer. Es hatte die Kirche offenbare Feinde an den Rechtsgelehrten, welchen Alexander einen großen Antheil an der Regierung gelassen hatte. Diese Männer, die fest an den alten Gesetzen hiengen, sahen die christliche Religion für eine Neuerung an, welche nichts als Verwirrungen stiften könnte.

Der Eifer der Geistlichen und der Bischöfe erkaltete nicht; sowohl in der Verfolgung als in dem Frieden arbeiteten sie mit gleicher Begierde an der Bekehrung der Heyden: es gab Schulen, um jene zu unterrichten, die sich zur Taufe bereiteten, und durch dieses Mittel wurde die christliche Lehre in den meisten Kirchen erhalten. Man schrieb noch wenig: die Unterweisung geschah mündlich und durch das Beyspiel: der Gebrauch zu schreiben wurde nur in denen Provinzen eingeführt, wo die Wissenschaften im Schwange giengen: di christliche Schule in Aegypten mußte dann die größten Schriftsteller erzeugen, und sie erzeugte sie wirklich.

Einer der vornehmsten ist der heilige Clemens von Alexandrien, welcher zu dem Ende des zweyten Jahrhunderts gehöret, und der bis an die Regierung Alexanders gelebet hatte. Er war ein zierlicher Schriftsteller, der eine unermeßliche Belesenheit besaß: er bekämpfte den Götzendienst, und legte die Vortrefflichkeit der christlichen Religion vor Augen. Sonderbar hielt er sich an die Sittenlehre; und wann er

von

von den Geheimnissen sprach, ließ er mit Fleiße eine Verwirrung blicken, um dieselbigen vor jenen nicht zu entdecken, die noch nicht darzu eingeweihet waren. Dieses Betragen konnte gewissen Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Der heilige Clemens war ein gebohrner Heyde, und hatte verschiedene Lehrmeister gehabt; einen von Cölesyrien, einen andern von Aegypten, einen dritten von Assyrien, und einen vierten von Palästina, der von Abkunft ein Hebräer war. Dieser letztere, der Pantenus hieß, war ein bekehrter Stoiker, und gab Unterricht in der christlichen Schule von Alexandrien. Der heilige Clemens schlug seinen Wohnsitz in Aegypten auf, um sich von ihm unterweisen zu lassen, weil er ihn allen übrigen vorzog, und er verdiente mit der Zeit sein Nachfolger zu werden.

Wenn man alle diese verschiedenen Lehrmeister betrachtet, und die Länder, aus denen sie waren, so hat man Ursache zu besorgen, er möchte vieleicht gegen die Meynungen, die damals in Morgenland und in Aegypten herrscheten, nicht genug auf seiner Hut gewesen seyn. Fürwahr, man kann an ihm tadeln, daß er sich zu viel in Allegorien eingelassen, und für einen Christen die Sekten aus Griechenland allzu hoch geachtet habe. Er fand nicht allein bey der Philosophie seiner Zeiten keine Gefahr, sondern empfahl sogar dieselbige zu studieren: es ist auch der Synkretismus für ihn ein Stein

des Anstoßes gewesen. Wo er zum Beyspiele Moses und Plato vereinbaren wollte, ließ er beyde sagen, die Welt sey von Gott erzeuget worden, wie ein Sohn vom Vater; obschon Moses lehret, daß die Materie erschaffen worden sey, und Plato behauptet, sie sey ewig, und Gott habe sie nur in Ordnung gebracht. Er hatte ohne Zweifel diese Erzeugung von den Ausflüssen angenommen, welche dormals einen Theil des Platonismus ausmachten. Zuweilen schilderte er auch dem wahren Christen mit den nämlichen Farben, womit die Stoiker ihren Weisen schilderten; er wollte, daß er unfähig zu leiden seyn sollte, und sagte, Jesus Christus sey zu Schmerzen und zum Vergnügen unempfindlich gewesen, so wie auch die Apostel nach der Auferstehung des Erlösers. Ich rede von seinem Buche der Unterweisungen nicht, wo der Platonismus mit verschiedenen Irrthümern der Gnostiker sichtbar hervorscheint. Er muß dieses Werk zu einer Zeit geschrieben haben, wo er noch schlecht unterrichtet war; denn in allen übrigen trägt er eine ganz verschiedene Lehre vor.

Zur Zeit der Verfolgung des Kaisers Severus entflohen viele von Alexandrien, und der heilige Clemens, der unter dieser Zahl sich befand, ließ seine Schule am Stiche: denn er dachte mit Grunde, obschon ein Christ den Tod nicht fürchten soll, so dörfe er deßhalben dennoch sich dem Tode verwägener Weise nicht aussetzen,

ohne

ohne strafbar zu werden. Origenes, einer von seinen Schülern folgte auf ihn, und fieng an, im Jahre 203 zu unterweisen, obschon er erst achtzehn Jahre alt war. Er hielt diese Schule etliche Jahre, mit großem Ruhme nicht allein in der Kirche, sondern auch bey den Heyden. Als er 216 in Palästina gekommen war, trugen ihm die Bischöfe derselben Provinz auf, die Schrift öffentlich zu erklären, und das Volk in ihrer Gegenwart zu unterrichten; und 228 bey einer zweyten Reise weiheten sie ihn zum Priester. Demetrius, Bischof von Alexandria, der vieleicht den Origenes um die empfangene Ehre beneidete, und sonderbar aufgebracht war, daß man eine Weihung vorgenommen hatte, ohne ihn darum zu fragen, berief eine Versammlung, in welcher er ihm verbiethen ließ, in Alexandria Schule zu halten, und sogar darinnen zu wohnen. Origenes begab sich in Palästina, schlug seine Schule zu Cäsarea auf, wo ihn Demetrius wieder verfolgte, da er ihn in einer neuen Kirchenversammlung mit dem Bannstrale belegen ließ, und an alle Bischöfe schrieb, um ihn von der Gemeinschaft aller Kirchen auszuschließen. Und in solchem Falle wurde eine Verdammung aller Orten angenommen; denn wer den Verurtheilten nicht kannte, mußte ihn für strafbar halten; und wer ihn kannte, der fand weniger Schwierigkeit dabey, einen auch ungerechten Bannstral gelten zu lassen, als die Ordnung der Kirchenzucht zu verletzen. Der

verur=

verurtheilte Origenes hatte Niemanden auf seiner Seite, als die Bischöfe von Palästina, und etliche andere, die eine sonderbare Hochachtung für seine Person hatten. Er fuhr fort, zu Cäsarea Schule zu halten, that einige Reisen; wurde gefangen, und um des Glaubens willen verfolget: als er seine Freyheit wieder erlanget hatte, starb er zu Tyrus um 252. Er hatte eine große Menge Schüler erworben, wovon der berühmteste Gregorius der Wunderthäter, Bischof von Neucäsarea gewesen ist, der sich eben so sehr durch seine Frömmigkeit, als durch seine Wunderwerke ausgezeichnet hat. Im übrigen sind aus seiner Schule sehr viele Lehrer, Bischöfe, Beichtiger und Märtyrer hervorgekommen. Sie war allezeit in einem blühenden Zustande. Selbst die Verfolgung, die er erfuhr, verminderte den Zulauf nicht: die Katholiken nicht allein, sondern auch die Ketzer, und sogar die Heyden beeiferten sich seine Unterweisungen zu hören. Man hielt ihn für fähig in allen Wissenschaften Unterricht zu geben; und er hatte sie in der That alle studieret. Er wollte sie auf die Religion anwenden, die Weltweisen zur Kirche herbeybringen, und die allenthalben ausgestreuten Wahrheiten reichlich einsammeln. Dieser Eklektismus, zu dem er sich bekannte, und den er von Ammonius, einem seiner Lehrmeister, angenommen hatte, war eine Klippe, woran er scheiterte.

Die Alten sprechen allezeit mit Verwunderung von der Anzahl seiner Werke, und von der Fertigkeit, wormit er arbeitete. Er hat sonderbar über die heilige Schrift geschrieben, und alle Ketzereyen, die bis auf seine Zeit zum Vorschein gekommen waren, mit gutem Erfolge bekämpfet. Eines seiner letzten Bücher, und das nützlichste von allen, die wir noch haben, ist gegen Celsus, einen epikuräischen Philosophen, der wider die christliche Religion geschrieben hatte. Origenes widerleget vollkommen alle Einwürfe, und trägt die Beweise, welche die übrigen Schutzredner schon angeführt hatten, mit einer neuen Stärke vor. Ich muß erinnern, daß Celsus die Wunderwerke Jesu Christi erkannte, und weil er sie nicht läugnen konnte, keinen andern Ausweg hatte, als dieselbigen der Zauberey beyzumessen.

Die alten Väter sind verschiedener Meynung über Origenes, da ihm von einigen Irrthümer zur Last gelegt wurden, von denen ihn andere lossprechen. Zum wenigsten ist es ausgemacht, daß er mit sich selbsten nicht recht einig scheint, und daß es sehr hart wäre zu bestimmen, was er gedacht hat. Wenn er einerseits sich zu dem Glauben an die Lehre der Kirche bekennt, nimmt er philosophische Grundsätze an, mit denen sie nicht kann verglichen werden. Dieser Widerspruch mag verschiedene Ursachen zum Grunde haben: die Schnelligkeit, wormit er seine Werke verfertigte; der Plan, den er sich gemacht hatte,

in der Schrift allezeit verborgene Deutungen zu finden; seine Neigung zu den Allegorien, die er der buchstäblichen Auslegung vorzog; und das Vorhaben, aus den verschiedenen Sekten alles zu schöpfen, was nach seiner Meynung sich mit den Glaubenssätzen der christlichen Religion vereinbaren ließ. War es wohl möglich, daß alle seine Allegorien, und alle seine philosophischen Grundsätze, die er eilfertig aufhaschte, ihm Zeit genug ließen, das was er dachte, mit dem was er gedacht hatte, allezeit zu vergleichen, und ein wohl ausgeführtes System zu entwerfen? Er mußte zwischen den widersprechendsten Meynungen schwanken, sie wechselsweise annehmen und verwerfen, weil seine Einbildungskraft durch verschiedene Umstände einen verschiedenen Druck bekam.

Er erkennet zum Beyspiele mit der Kirche die ewige Dauer der Belohnungen und Strafen im zukünftigen Leben; und gleichwohl saget er mit den Platonikern, sie werden ein Ende nehmen. Dieses Irrthum ist eine Folge von dem Systeme der Ausflüsse, nach welchem alles von Gott ausgegangen ist, und alles zu Gotte zurückkehren muß, um wieder von ihm auszugehen, und zwar durch eine ewige Folgreihe. Er glaubet auch, daß es mehrere Welten giebt; daß es noch mehrere geben werde; daß die Seelen in die Leiber, wie in ein Gefängniß sind geleget worden; daß sie von einem Körper in den andern wandeln, und sich reinigen werden;

daß sie Engel werden sollen; und daß die Teufel selbst mit der Zeit von ihren Peinen werden befreyet werden. Er giebt den Gestirnen Seelen zu: er überläßt die Aufsicht über die leblosen Dinge den Engeln, die er nach Gefallen seiner Einbildung vervielfältigt und ausbreitet. Mit einem Worte, er will den Platonismus und das Christenthum, wie es scheint, zusammenschmelzen. Sein Betragen ist ein fühlbares Beyspiel von dem Misbrauche des Eklektismus: es giebt zu erkennen, wie gefährlich es gewesen sey, von der Simplicität der Apostel abzuweichen, und sich mit den Philosophen vereinbaren zu wollen, da man wie sie zu denken und zu sprechen suchte. Man würde davon noch besser überzeuget werden, wenn ich alle Irrthümer des Origenes anführte.

Als im Jahre 235 Maximinus Alexandern hatte ermorden lassen, wurde er von dem Heere als Kaiser erkannt, und bald ließ er unter dem Vorwand einer Verschwörung mehr als viertausend Personen hinrichten, worunter viele Christen sich befanden: das war der Anfang einer Verfolgung. Nichts destoweniger geboth dieser Kaiser, nur jene Christen zu bestrafen, die in ihrer Religion Unterricht gaben; aber es erkleckte schon, daß er sich zum Feinde des Christenthums erklärte, um den Haß der Heyden gegen alle Gläubigen wieder anzufachen.

Es entstanden damals Erdbeben, sonderbar in Kappadozien und in Pontus, wo ganze Städte ver-

verschlungen wurden. Das Volk unterließ nicht, nach seinem Brauche, die Schuld auf die Christen zu werfen. Die Verfolgung war also groß in den Provinzen, und verschiedene Kirchen wurden verbrannt. Hier wird das erstemal der christlichen Kirchen gedacht; nicht als hätten die Christen zuvor keine Plätze gehabt, die zu ihren Versammlungen geweihet waren, sondern weil sie dieselben haben geheim halten müssen. Der Friede, dessen sie vier und zwanzig Jahre lang, das ist, seit dem Tode des Severus genossen hatten, und sonderbar der Schutz des Kaisers Alexander hatte ihnen ohne Zweifel Muth gemacht, dergleichen Gebäude vor den Augen der Ungläubigen zu errichten.

Die Verfolgung nahm mit Maximinus ein Ende. Sie war nur ein Abbruch des Friedens von zwey Jahren ohngefähr gewesen, welcher nachmals bis auf den Tod des Philippus, das ist, bis 249 daurete: und weil die Verfolgung nicht allgemein gewesen ist, zeiget sich, daß die Ruhe in den meisten Kirchen 38 Jahre lang geherrschet hat. Eine so große Ruhe machte die Sitten und die Kirchenzucht erkalten. Es gab zwar einige große Männer, welche um ihrer Wissenschaft und ihrer Heiligkeit willen Hochachtung verdienten; aber das Verderbniß schlich in das Herz der Gläubigen ein. Verleumdungen, Haß, Zwietracht waren an die Stelle der christlichen Liebe getreten: Einfalt und Demuth waren verschwunden: man suchte den Pracht,

den Luxus, das Wohlleben: man sammelte Reichthum auf allerley Wege: man sah nichts als Ueberlistung, Untreue, und Meyneid. Die Rechtschaffenheit war sogar an den Priestern der Religion nicht mehr zu finden. Die Frömmesten wurden verachtet, und die übrigen, welche sich der Verrichtungen ihres Amtes schämten, gaben sich mit weltlichen Geschäften ab, verließen ihre Kirchsprengel, reiseten von einer Provinz in die andere, bereicherten sich durch allerhand Gewerbe, und oft durch Betrug. Anstatt den Armen beyzuspringen, misbrauchten sie die Einfalt der Reichen: sie beraubten sie ihres Vermögens und nahmen es den rechtmäßigen Erben weg. Solche Seelen waren nicht aufgelegt, der Verfolgung zu widerstehen, und es nahte die Zeit heran, wo sie unterliegen mußten.

Als Decius zur Regierung gelangte, wollte er die alten Aberglauben verbiethen: er versuchte dann, dem Fortgange der christlichen Religion Einhalt zu thun, und ließ eine grausame Verordnung herausgehen, die er an alle Statthalter schickte. Man bewaffnete sich von allen Seiten, als ob man sogar den Namen der Christen ausrotten wollte. Kerker, Feuer und Schwert, die wilden Thiere, und alle Arten von Peinen wurden angewendet. Man versuchte sonderbarbar die Geduld der Beichtiger durch die lange Dauer der Quaalen zu ermüden; und both allen denjenigen Belohnungen an,

die Jesum Christum verleugnen, und den Götzen opfern würden.

Die Verwirrung war groß in der Kirche; die Christen, die durch den Anblick der Peinen erschreckt wurden, erwarten oft nicht, bis man sie fragete: sie liefen freywillig dem öffentlichen Platze zu, stellten sich den Oberkeiten vor, und verlangten sehnlich, Beweise zu geben, daß sie Jesu Christo entsagten. Die Abgefallenen machten den übrigen Muth ihrem Beyspiele zu folgen, oder gaben ihre Verwandten und Freunde an: die Aeltern brachten ihre Kinder vor die Altäre der Götzen hin; und die Feigherzigkeit, die durch das Beyspiel zunahm, vermehrte täglich die Anzahl der Abtrünnigen.

Die Flucht, wie es scheint, war das einzige Mittel seinen Glauben zu erhalten. Weil die meisten Gläubigen nicht stark genug waren, eine so heftige Verfolgung auszuhalten, riethen ihnen die gottseligsten Bischöfe, sich zu entfernen, und giengen ihnen mit ihrem Beyspiele vor. Also entflohen die Christen von allen Seiten, ließen ihre Güter und ihr Vaterland im Stiche, und suchten in den Wüsten, bey den Barbarn, oder in Ländern ihre Zuflucht, wo ein jeder hoffte nicht erkannt zu werden. Im übrigen gab es verschiedene Grade des Abfalls: einige opferten den Göttern; andere streueten Weihrauch auf ihre Altäre; wieder andere gaben den Oberkeiten Geld, um nicht beunruhiget zu werden, und erhielten schriftliche Zeugnisse,

nisse, nach welchen es schien, als hätten sie dem Christenthume entsaget, obschon es nicht geschehen war. Man hieß diese Libellatiker.

So groß immer die Menge der Abtrünnigen in der ganzen Kirche war, so riß doch diese Feigherzigkeit nicht allgemein ein. Es gab allenthalben viele Gläubige, die Jesum Christum starkmüthig bekannten, und den Martertod litten. Endlich hörte diese Verfolgung auf. Sie hatte nur zwey Jahre in ihrer ganzen Stärke gedauret, weil Decius nur dreyßig Monate regieret hat.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, begehrten die Abtrünnigen wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und gleichwohl wollten sich viele der strengen Buße nicht unterwerfen. Daraus entstanden Verwirrungen und Spaltungen.

Die Kirche hatte damals im Brauche, auf die Fürbitte der Beichtiger Gnade zu verleihen, wenn jener, der abgefallen war, sich mit einem Ablaßzettel einfand, der von ihrer Hand geschrieben war. Allein dieser Gebrauch wurde zum Misbrauche durch die Nachsicht einiger Beichtiger, und die Kirchenzucht gerieth in Gefahr. Unterdessen fand eben dieser Misbrauch in Afrika Vertheidiger, welche von dem heiligen Cyprian, Bischofe zu Karthago, in den Bann gethan wurden.

Bey den Zänkereyen schreitet man, wie es scheint, allezeit beynahe von einem Abwege

auf

auf den andern. Also behauptete Novatian zu Rom, die Kirche sollte denen, die abtrünnig geworden waren, niemals vergeben; ja sie könnte es nicht einmal thun; sie haben keine Seligkeit zu hoffen; und alle Buße, ja selbst der Martertod würde ihnen nichts helfen. Er sagte das nämliche von allen Todsünden, und sprach der Kirche alle Gewalt zu binden und zu lösen ab.

Obschon er allzugleich ein Schismatiker und ein Ketzer war, hatte er doch den Ehrgeitz den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Er beschuldigte den heiligen Papst Cornelius, er habe ein oberkeitliches Zeugniß erkaufet, um der Verfolgung zu entgehen, und er habe mit Bischöfen Umgang gepflogen, welche den Götzen geopfert hatten. Auf dieses Vorgeben zog er viele Beichtiger und eine Menge Gläubige von der Gemeine des Cornelius ab, und ließ sich zum Bischofe von Rom weihen. Dieß ist der erste Afterpapst gewesen.

In allen Provinzen war man Anfangs zwischen zweenen Päpsten unschlüssig und getheilt: je strenger damals die Kirchenzucht war, desto mehr Leute verführte Novatian durch seinen falschen Eifer; und da er Gemüther antraf, die für ihn günstig dachten, breitete sich seine Ketzerey sehr stark aus. Sie währte bis ins fünfte Jahrhundert fort.

Unterdessen war seine Lehre augenscheinlich der mündlichen Uebergabe zuwider. Er wurde

in zwoen Kirchenversammlungen verdammet, wovon eine zu Rom, die andere zu Antiochia gehalten wurde. Bald giengen denen, die er verführet hatte, die Augen auf. Es blieben ihm nur in einigen Provinzen noch einige Anhänger.

Die Kirche wurde unter Gallus und unter Valerian wieder verfolget, obschon dieser in den ersten Jahren seiner Regierung den Christen günstig gewesen war. Als er von den Persern im Jahre 259 gefangen wurde, stellte Gallian wieder den Frieden her; und die Kirche genoß ihn bis 302, auf das achtzehnte Jahr Diokletians. Es hat zwar Aurelian um 274 Verordnungen wider die Christen ausgehen lassen; aber sie hatten wenig Wirkung, weil dieser Fürst im folgenden Jahre das Leben verlor. Die Verfolgung wurde außer Gallien beynahe nirgends verspüret.

Im Anfange der Regierung Valerians erhub sich ein großer Streit, woran die ganze Kirche Theil nahm. Die Sache betraf die Taufe der Ketzer. Der heilige Cyprian behauptete, daß er ungültig sey, aus dem Grunde, weil die Gnade außer der katholischen Kirche nicht gegeben und nicht empfangen werden könne; und er schloß daraus, daß die Ketzer, die zu der Kirche zurückkehrten, getauft werden müssen, als ob sie nicht getauft worden wären. Er brachte viele Bischöfe auf seine Seite, und wur-

wurde durch Aussprüche verschiedener Kirchenversammlungen bestätiget.

Der heilige Papst Stephan dagegen hieß die Taufe der Ketzer gültig. Er war der Meynung, daß die Gnade bloß von dem Sakrament abhange, wie auch immer sonst die Denkensart des Priesters seyn möchte: und weil er sich auf die Erblehre gründete, gab er dem heiligen Cyprian Schuld, er wolle Neuerungen anfangen.

Man weis nicht, wie dortmals dieser Streit beygelegt wurde: aber nach einiger Zeit that die Kirche den Ausspruch, man dörfe die Taufe nicht wiederholen, wenn sie mit Anrufung der drey göttlichen Personen ertheilt worden sey, obschon Ketzer die Handlung verrichtet haben: dieser Gebrauch war in der That der allgemeinste.

Man giebt dem heiligen Stephan Schuld, er habe diesen Streit allzu hitzig geführet, und sogar diejenigen hart behandelt, die nicht so dachten, wie er. Der heilige Cyprian hat sich mit vieler Mäßigung und Klugheit dabey betragen. Er besaß zuviel Tugend und Eifer, um nur zu denken, eine Spaltung anzustiften; und wenn er sich in einer Frage geirret hat, welche damals zweifelhaft schien, so kann man ihm doch kein anderes Irrthum aus dem zweyten und dritten Jahrhunderte zur Last legen. Er ist der erste unter den Schriftstellern der Kirche gewesen, der eine wahre Wohlredenheit besaß. Die Hauptzüge seines Geistes sind Leichtigkeit, Fruchtbarkeit, und Zierlichkeit; und er ist eines der

größten

größten Lichter in der Kirche gewesen. Er wurde während der Verfolgung Valerians zu Karthago gemartert.

Um dieselbe Zeit, oder bald hernach, trat in Persien der Erzketzer Manes auf, dessen Sekte reißend um sich griff: schon um das Ende des dritten Jahrhunderts war sie ziemlich ausgebreitet. Dieser Manes war ein Sklav, welchen ein Weib in den Wissenschaften der Persier hatte unterrichten lassen, und dem sie Schriften von Buddas hinterließ, woraus er seine Lehre schöpfte. Buddas selbsten hatte seine Grundsätze von einem Sarrazenen, mit Namen Seithien, geborget, der zu Alexandria gewohnt hatte, und in der ägyptischen Philosophie sehr gut bewandert war. Wenn also der Manichäismus in Persien entstanden ist, so hat er dennoch seinen Ursprung von Alexandrien gehabt.

Diese Ketzerey war eine Sammlung von allen Ungereimtheitrn der Gnostiker und anderer; und sie gab eine Menge Geister von allen Gattungen zu. Was sie aber eigentlich unterscheidet, ist dieses, daß sie, als Grundwesen von allen Dingen, zween ewige, unabhängige Götter erkennt, wovon einer gut, der andere böse ist, und beyde nach ihrer Wesenheit einander Feinde sind. Aus ihrer Vermittlung, oder vielmehr aus ihren Kämpfen ist die Welt entstanden. Allenthalben sind ihre Substanzen ausgebreitet und eingemischt; also, daß jeder

Mensch

Mensch zwo Seelen hat, deren eine ein Theilchen des guten, und die andere ein Theilchen des bösen Grundwesens ist. Nach diesen Ungereimtheiten wollten die Manichäer den Ursprung des Guten und Bösen erklären. Man hat sich lange Zeit mit diesem ausschweifenden Systeme gebalget; allein es verdienet nicht, daß wir uns darmit aufhalten. Um das Jahr 290 hat Diokletian gebothen, daß die Häupter der Manichäer samt ihren Schriften verbrannt werden, und die übrigen nach ihrem Stande, entweder enthauptet, oder ihrer Güter beraubt und zu den Bergwerken verurtheilt werden sollten. Die folgenden Kaiser sind, wie es scheint, alle eben so streng mit den Manichäern verfahren, ob sie gleich die übrigen Ketzer geduldet haben.

Die Verfolgung, zu welcher Diokletian von Galerius angetrieben wurde, daurete von 302 bis 310, wo Galerius selbsten in einer Krankheit, an welcher er starb, der Kirche den Frieden wieder schenkte. Sie brachte in dem ganzen Reiche, ausgenommen in Gallien, das davon befreyet war, eine erstaunliche Menge Märtyrer hervor: Constantius ließ daselbst keinen Christen hinrichten, und erlaubte nur die Kirchen niederzureißen.

Nirgends wüthete die Verfolgung heftiger, als in Afrika. Diokletian hatte verordnet, alle Christen, die es bleiben wollten, ohne Unterschied hinzurichten, und die Bücher der heiligen Schrift öffentlich zu verbrennen. Er befahl

fahl diese Bücher genau aufzusuchen, und es galt den Oberkeiten das Lebe, wenn sie in diesem Punkte einer Versäumniß oder Nachsicht überwiesen wurden. Bey dieser Unteruchung litt Afrika zum meisten, wo viele Gläubige lieber unter Martern sterben, als die heilige Schrift herausgeben wollten. Aber nach einem langen Frieden, auf welchen gemeiniglich eine Erkaltung folget, konnte man nicht hoffen, daß alle Christen einen gleichen Eifer haben sollten. Es gab also niederträchtige Seelen, welche die heiligen Bücher auslieferten; und dieses Verbrechens machten sich nicht allein etliche Layen, sondern auch viele Priester und Bischöfe schuldig. Die Strafbaren wurden **Verräther** (Traditores) geheißen.

Der Friede, den Galerius schenkte, hat nur sechs Monate gedauret; und unter dieser Zeit ist eine Spaltung entstanden.

Als Mensurius, Bischof zu Karthago, währender Verfolgung gestorben und Cäcilian durch die Stimme des Volkes erwählet und von einem benachbarten Bischofe geweihet worden war, verlangte er von den Alten goldene und silberne Gefäße zurück, die ihnen sein Vorfahr zur Verwahrung anvertrauet hatte. Diese wollten sie nicht zurückstellen, und machten eine Rotte zusammen, worzu sich Lucilla, eine reiche und mächtige Frau, und Botrus und Celeusius gesellten, welche darüber aufgebracht

waren,

waren, daß man ihnen einen andern vorgezogen hatte.

Auf ihr Anstiften kamen Bischöfe aus Numidien, ohngefähr 70 an der Zahl, nach Karthago; und unter dem Vorwande, daß sie hätten den Bischof dieser Stadt weihen sollen, erklärten sie sich gegen Cäcilian. Man weiß nicht, ob dieser Vorwand einigen Grund hatte; denn die Gebräuche, nach denen man sich in Afrika richtete, sind uns unbekannnt Sicher ist es, daß anderswo ein Erzbischof von einem Bischofe seiner Provinz geweihet wurde. Der Bischof von Ortia zum Beyspiele weihete den Bischof zu Rom. Wie es aber immer seyn mag, so verdammten sie den Cäcilian, weil er sich bey ihrer Versammlung nicht eingestellt hatte, weil er von Verräthern war geweihet worden, und weil er als Diakon den Märtyrern, die im Gefängnisse waren, keine Speise hatte zukommen lassen. Keine von diesen Anklagen war bewiesen; und das sonderbarste dabey ist, daß die meisten dieser Bischöfe selbst Verräther waren. Unterdessen weiheten sie einen Hausgenossen der Lucilla, welcher Majorin hieß, und diese Frau eröffnete bey dieser Gelegenheit ihren Beutel. Cäcilian wurde in allen übrigen Kirchen erkannt: aber seine Feinde wollten sich lieber von der Gemeinschaft trennen, als nachgeben, und ganz Afrika theilte sich in zwo Factionen. Dieß war der Ursprung jener Schismatiker, welche von

Donat=

Donatus, einem ihrer Häupter, den Namen Donatisten annahmen.

Von Galerius bis auf 325, wo Constantin, als einziger Beherrscher des Reiches, der Kirche den Sieg einräumte, waren noch drey Verfolgungen, wovon die erste von Maximinus, die zwo andern von Licinius angestiftet wurden; und es entstand eine Ketzerey, welche den Frieden stören mußte. Ich meyne, der Arianismus, der diesen Namen von dem Erzketzer Arius bekam. Nachdem er in zwoen Versammlungen, die zu Alexandrien gehalten wurden, war verdammet worden, begab er sich nach Palästina, wo er verschiedene Bischöfe auf seine Seite zog. Er leugnete die Gottheit Jesu Christi, wie wir weiter unten sehen werden.

IX. Kapitel.

Von der Kirchenzucht in den drey ersten Jahrhunderten.

Die Lehre der Kirche ist zu allen Zeiten und an allen Orten einerley gewesen. Die Kirchenzucht dagegen, welche in den drey ersten Jahrhunderten keinen allgemeinen und einförmigen Plan hatte, ist nach Beschaffenheit der Orte, und zuweilen auch an dem nämlichen Orte von einer Zeit zur andern, verschiedentlich gewesen.

Die erste Sorge der Apostel war, die Lehre einzuführen. Es ist nicht zu vermuthen, daß sie die Ceremonien außer Acht gelassen haben; aber sie verlegten sich weniger darauf, weil sie in der That minder nothwendig sind. Unter ihren Nachfolgern verordnete man allgemach diejenigen, die man bey der Austheilung der Sakramente, bey den Versammlungen, bey der Verwaltung der Kirchen, bey der Form der kirchlichen Entscheidungen, mit einem Worte, in allen Dingen, welche die Kirchenzucht betreffen, zu beobachten hatte. All dieses mußte einigen Verändrungen unterworfen seyn, theils weil diese Dinge nicht alle so beschaffen sind, daß sie zu allen Zeiten und an allen Orten einerley seyn können; theils weil die Bischöfe, die immer gekränket wurden, nicht einstimmig genug zu Werke gehen konnten, um einerley Gebräuche anzunehmen. Jeder that, was er nach den Umständen für schicklich hielt, oder was ihm die Umstände zu thun erlaubten. Als aber unter dem Schutze Constantins die Ausübung der Religion im ganzen Reiche erlaubet war; da machten die Bischöfe, die sich ohne Hinderniß versammeln konnten, allgemeine Verordnungen, und die Kirchenzucht wurde bald in der ganzen Kirche gleich. In den drey ersten Jahrhunderten ist sie ohngefähr also beschaffen gewesen.

Die Christen nannten sich Brüder. In ihren Versammlungen gaben sie einander den

Friedenskuß, und machten oft das Zeichen des Kreuzes. Sie versammelten sich hauptsächlich am Sonntage; verrichteten ihr Gebeth mit dem Angesichte gegen Sonnenaufgang gekehret; sprachen es mit einer leisen Stimme ohne Gesang ab: sie betheten nicht kniend am Sonntage, und von Ostern bis Pfingsten. Sie opferten für die Todten, und hielten die Messe zu ihrem Andenken. Sie bathen die Heiligen und Märtyrer, mit der Ueberzeugung, daß sie bey Gott für die Lebendigen fürsprechen würden.

Die Orte, wo sie sich versammelten, waren einfach, ungeschmückt, und nach den Umständen mehr oder weniger verborgen. Man gab ihnen den Namen eines Tempels nicht. Es waren Häuser, wo man die Reliquien aufbewahrte, oder Leichenhöfe, wo die Körper der Märtyrer ruheten.

Der Tisch, worauf man das Abendmahl genoß, wurde zuweilen Altar, und zuweilen Tisch geheißen. Es scheint nicht, daß der Gebrauch der Kreuze und des Weihrauchs sehr gemein gewesen sey. Die Lichter wurden nur gebrauchet um den Gläubigen zu leuchten, und sie machten noch keinen Theil der Ceremonien aus.

Man begieng sehr feyerlich Weihnachten, Ostern, und Pfingsten. Der Bischof, oder in seiner Abwesenheit der Priester, hatte den Vorsitz bey der Versammlung. Man las dabey die heilige Schrift, und oft predigte der Bischof das Wort Gottes.

Die

Die Heyden, die sich bekehren wollten, wurden nicht alsogleich unter den Christen zugelassen; sie wurden Anfangs, durch die Auflegung der Hände, von dem Bischofe oder dem Priester, der sie an der Stirne mit dem Kreuzzeichen bezeichnete, zu Kathekumenen gemacht. Ein Christenlehrer unterrichtete sie insgemein zwey Jahre lang; und diese Zeit wurde verlängert, oder abgekürzt, je nachdem die Zöglinge in der Lehre und sonderbar in den Sitten Fortgang machten.

Man tauchte bey der Taufe dreymal ins Wasser, im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit; und dieses Sakrament wurde nur an Ostern und Pfingsten feyerlich ausgetheilt. Man salbte die Getauften mit Oele, wovon man sich einen innerlichen Nutzen versprach: in einigen Kirchen gab man ihnen Milch und Honig zu kosten. Endlich legte man ihnen die Hände auf, um die Fülle des heiligen Geistes auf sie herabzuziehen; und diese Auflegung der Hände, die gemeiniglich dem Bischofe vorbehalten war, hielt man für ein Sakrament, das von der Taufe verschieden wäre.

Man wiederholte die Taufe niemals, ausgenommen in den Kirchen, wo man glaubte daß die Taufe der Ketzer ungültig sey. Man mußte sich einer öffentlichen Buße unterwerfen, um die Nachlassung der Sünden zu erlangen, die man nach empfangener Taufe begangen hatte. Der Büßer wurde der Communion beraubet,

bet, aus den Versammlungen ausgeschlossen, und mußte fasten, sich an dem Thore der Kirche demüthigen, sich kasteyen. Diese Buße wurde nur einmal auferleget; und jene, die wieder fielen, wurden niemals mit der Kirche ausgesöhnt, und erwarteten die Verzeihung nur von Gott allein.

Sie daurete insgemein etliche Jahre lang: je nachdem die Kirchen nachsichtig oder strenge waren, kürzten sie ihre Dauer ab, oder verlängerten sie. Es gab einige, wo jene, die in die Abgötterey verfallen waren, oder die einen Todtschlag begangen hatten, die Nachlassung ihres Verbrechens niemals erhalten konnten; aber in der Folge wurden sie nachsichtiger, und ertheilten sie bey dem Tode oder nach einer langen Buße. Unterdessen war es überhaupt gebräuchlich, die Bußen für jene zu verkürzen, welche von Beichtigern oder Märtyrern empfohlen wurden.

Die eine öffentliche Buße ausgestanden hatten, wurden niemals zum geistlichen Stande zugelassen. Die Geistlichen waren dieser Buße nicht unterworfen, ausgenommen in einigen Kirchen; und jene, die in ein Laster fielen, wurden nur für immer ihres Kirchenamts entsetzet. Aber man trug alle Sorge, zu Priestern lauter Männer zu wählen, welche untadelhafte Sitten hatten: sie waren gekleidet, wie die übrigen Gläubigen, und sie mußten sich nur durch die Heiligkeit ihres Lebens unterscheiden. Man erlaubte

erlaubte ihnen nicht, sich in zeitliche Geschäffte zu mengen: man verboth ihnen allen schändlichen Gewinn: sie theilten die Sakramente aus, ohne etwas zu fodern; das Volk ernährte sie freywillig. Wenn die Priester vor ihrer Weihung verehlichet waren, so war ihnen erlaubt, ihre Frauen zu behalten: aber sobald sie einmal geweihet worden sind, wurde ihnen nicht mehr verstattet, sich zu verehlichen. Den Diakonen erlaubte man gleichwohl die Ehe.

Der Bischof wurde insgemein durch die Stimme des Volkes erwählt, und von mehrern Bischöfen geweihet, die ihm die Hände auflegten. Er war das Haupt seiner Geistlichkeit: nichts wurde ohne ihn, oder zum wenigsten ohne die Gewalt, die er verlieh, vorgenommen. Auch die Taufe war ihm vorbehalten. Die Diakonen waren die Schatzmeister: sie theilten das Opfergeld unter die Armen aus, und im Nothfalle dorften sie in einigen Kirchen den Büßern die Hände auflegen.

Man glaubte, es gebe eigentlich nur ein Bißthum, wovon ein jeder Bischof einen Theil verwaltete. Es folgte daraus, daß alle Kirchen verbunden waren, einander beyzuspringen. Es lebten auch alle Bischöfe in großer Eintracht. Gleichwohl wurde eine Unterordnung zwischen ihnen eingeführt: denn die Bischöfe von großen Städten hatten Vorrechte bey den Weihungen und bey den Kirchenversammlungen: und der Bischof von Rom wurde für den obersten aus

allen angesehen. Gleichwohl hielt man ihn nicht für unfehlbar: der Streit über die Taufe der Kezer ist ein Beweis davon. Das Urtheil der allgemeinen Kirche war die einzige Richtschnur des Glaubens; und man glaubte, daß für jene, die sich demselben nicht unterwarfen, keine Seligkeit zu hoffen sey.

Man wachte über die Sitten, und legte nicht allein die Kezer, sondern auch diejenigen in den Bann, welche die Kirchenzucht störten, oder ein ausgelassenes Leben führten. Sobald ein Mensch von seinem Bischofe in den Bann gethan war, fand er schwerlich eine Kirche, die ihn in ihre Gemeinschaft aufnehmen wollte.

Das Opfer der Christen war die Begehung des Abendmahls. Es wurde ganz einfach und mit wenig Ceremonien gehalten. Der Stoff dazu bestand in gemeinem Brode und in Weine mit Wasser vermengt. Die Gläubigen brachten es mit: der Priester oder der Bischof, der die Versammlung hielt, wandelte es: die Diakonen theilten es aus, und man empfieng es unter zwoen Gestalten. Es scheint, es habe Kirchen gegeben, wo ein jeder zum Tische hinzugieng, und seinen Theil vom Abendmahle nahm. Man gab es den Kindern unter der Gestalt des Weins. Man genoß es oft, und gemeiniglich, so oft man sich bey den Versammlungen einfand, zuweilen Morgens, zuweilen mitten unter dem Mahle. Aber weil man versichert war,

in diesem Sakramente den Leib und das Blut Jesu Christi zu empfangen, glaubte man, nur so lange daran Theil nehmen zu dörfen, als man heilig lebte, und man empfieng es mit der größten Ehrfurcht. Ja, damit man es der Gefahr nicht aussetzete, verunehret zu werden, brauchte man die Vorsorge, sich vor den Kathekumenen und vor den Ungläubigen zu verbergen. Es war sehr gebräuchlich, ihnen von den Geheimnissen nichts zu entdecken.

Die Christen fasteten gemeiniglich an der Mittwoche und Freytags nur bis zur neunten Stunde: einige brachten diese Tage im Gebethe zu, und das hießen sie Station. Sie fasteten auch, und kasteyeten sich sonderbar zur Zeit der Bedrangniß, und wann sie in der Buße waren. Die feyerlichste Fastenzeit war vor Ostern, länger oder kürzer, nach den verschiedenen Gebräuchen der Kirchen. Im übrigen dachten die Christen, es sey verbothen, am Sonntage und von Ostern bis Pfingsten zu fasten: sie aßen weder erwürgtes Fleisch, noch Blut, noch irgend etwas, so den Götzen war geopfert worden. Sie verwarfen den Brauch, den man hatte, die Todten zu verbrennen, und sie begruben die ihrigen.

Die Ehe wurde in Gegenwart der Priester geschlossen. Man hielt den ehelosen Stand für heiliger: deßhalben haben einige die zweyte Verehelichung verworfen. Ja, es hat Ketzer gegeben, welche den Ehestand für einen sündhaf-

ten Stand hielten, Einige Kirchen erlaubten, seine Frau zu verstoßen, und eine andere zu nehmen; aber nur, wenn sie des Ehebruchs überwiesen war.

Es gab eine Menge Männer und Weiber, die im ehelosen Stande und sehr strenge lebten. Die Meynungen, die man von dem Ehestande hatte, munterten zu dieser Lebensart auf. Oft wurde man durch die Verfolgungen gezwungen, sie zu ergreifen, weil die Christen, welche die Flucht nehmen mußten, keinen sicherern Aufenthalt fanden, als die Wüsten. Aegypten sonderbar hatte die beste Lage darzu. Nirgends waren die Gemüther mehr zu einer strengen Einsamkeit aufgelegt: wir haben schon Beyspiele davon gesehen. Man findet auch in diesem Lande die ersten Einsiedler, und den Anfang des Mönchlebens.

Unter der Verfolgung des Decius, welche eine der grausamsten war, flohen die Christen von Aegypten in die Wüsten. Hunger, Durst, Krankheiten, wilde Thiere, und Räuber brachten eine große Menge um das Leben; viele wurden von den Sarrazenen gefangen und zu Sklaven gemacht. Ein junger Mann von drey und zwanzig Jahren, Paul mit Namen, entkam unter andern allen diesen Gefahren, und verkroch sich in eine Höhle, wo er neunzig Jahre lebte. Er ist der erste Einsiedler gewesen, dessen die Geschichte erwähnet. Allein es hat schon zu den Zeiten des heiligen Markus einige gegeben; es

mögen

mögen sich nun Therapeuten bekehret, oder Christen die Einsamkeit gesuchet haben, um heiliger zu leben.

Wenn einige, wie Paulus, im Anfang aus Noth diese Lebensart annahmen, so wählten sie andere freywillig; und zu Friedenszeiten setzten sie sich gern in der Gegend von Marktflecken nieder. Der berühmteste unter diesen Aegyptischen Einsiedlern ist der heilige Antonius, der sich 270 mit zwanzig Jahren bey Conia, einem Dorfe, wo er gebohren war, in die Einödde begab. Da wohnte er fünfzehn Jahre, besuchte alle Einsiedler, von denen er reden hörte, und übte sich in allen Tugenden. Endlich rieth ihm sein brennender Eifer eine größere Einsamkeit zu suchen: er begab sich in eine Wüste; und weil ihm der Ruhm seiner Heiligkeit Schüler zugezogen hatte, wurde er der Stifter etlicher christlicher Klöster. Ich sage: christlicher Klöster; denn seit langer Zeit hatten die Therapeuten schon die ihrigen gehabt; ja, sie legten diesen Namen ihren Zellen bey. Wie es immer seyn mag, so wird der heilige Antonius für den Stifter des Klosterlebens gehalten. Die Klöster vermehrten sich sehr in Aegypten, sonderbar seit der Verfolgung Diokletians. Aus diesen Mönchen, die im Anfange zerstreut und einsam lebten, sind in der Folge Klostergemeinen entstanden, die unter der Leitung eines Obern, welchen man Abt oder Archimandrit nannte, einerley Ordensregel beobachteten.

Die Mönche lebten unverehlicht, in Gehorsam und Armuth, hielten außerordentliche Fasten, übten die größten Strengheiten aus: mit einem Worte, sie entsagten gänzlich der Welt, um Jesu Christo allein anzugehören. Das sind ohngefähr die Gebräuche, die in den drey ersten Jahrhunderten der Kirche eingeführt worden sind.

X. Kapitel.

Beschluß dieses Buches.

Wenn die christliche Religion auch keine Hindernisse gefunden hätte, so wäre es doch eine wunderbare Sache, daß sie sich so schnell hat ausbreiten können. Diese Begebenheit wäre allezeit einzig in ihrer Art. Was werden wir also denken, wenn alles ihrer Fortpflanzung zuwider war, wenn sie die Sitten, die Vorürtheile, die Aberglauben der Völker hat zu bestreiten gehabt? Wie weit aussehend war das Vorhaben der Apostel? Eine Religion zu verkündigen, die sich offenbar gegen alle andere Gottesdienste erklärt! sie nicht allein in dem Reiche zu verkündigen, sondern auch weiter bey Nationen einzuführen, bey denen sie der Sprache nicht kundig waren! Konnte wohl dieses Vorhaben ohne übernatürlichen Beystand ausgeführt, konnte es nur erdacht werden? Wir müssen sonderbar betrachten, daß sie von einem Volke herkamen, welches allgemein verachtet

achtet war: und diese Verachtung ist gewiß keine von den kleinsten Hindernissen gewesen. Wie haben dann diese unwissenden Leute ihr Vorhaben durchgesetzt, indessen daß es so vielen Betriegern, die sich in dem nämlichen Jahrhunderte hervorthaten, mislung, da doch unter diesen Betriegern gelehrte und angesehene Philosophen, wie Apollonius von Tyane, sich befanden? Haben sie vieleicht selbst betriegen wollen? Aber warum griffen sie dann alle Laster an? Warum trugen sie eine so reine und so heilige Sittenlehre vor? Haben Betrieger diese Eigenschaft, daß sie alles menschliche Ansehen aufopfern, und für die Falschheit Peinen und Tod ertragen? Laßt uns vielmehr erkennen, daß die Apostel überzeuget waren: und wir wollen die Gründe ihrer Ueberzeugung untersuchen.

Es ist außer allem Zweifel, daß die Juden, eben um die Zeit der Ankunft Jesu Christi, den Messias erwarteten. Eine Menge Weissagungen hatten ihn angekündigt; und man hat sie nicht erst nach der Erfüllung ausgeleget. Die Hoffnung der Juden in diesem Punkte war so bekannt, daß sich das Gerücht davon auch bey den Heyden ausgebreitet hatte. Pluribus persuasio inerat, saget Tacitus, antiquis sacerdotum litteris, contineri, eo ipso tempore fore, ut valesceret oriens, profectique Judæa rerum potirentur. Und Suetonius: Percrebuerat oriente toto vetus & constans opinio, esse in fatis, ut eo tempore Ju-

dæa

dæa profecti rerum potirentur. Das war der Messias nach dem Begriffe, den sich die meisten Juden von ihm machten.

Nun hatten die Apostel die Weissagungen vor Augen; sie hatten die Handlungen Jesu Christi mit angesehen; und sie haben ihn für den geweissagten Messias erkannt. Die Erfüllung der Weissagungen ist also der erste Grund ihres Glaubens gewesen.

Als zween Jünger des heiligen Täufers Johann zu Jesu kamen, und fragten, ob er der Messias sey, gab er durch Wunderzeichen die Antwort. Die Blinden sehen, sagte er, die Lahmen gehen, die Aussätzigen sind geheilet, die Tauben hören, die Todten stehen auf. Die Wunderwerke, welche die Apostel sahen, und von denen die einfältigsten und unwissendsten Leute sich zu überzeugen im Stande waren, sind der zweyte Grund ihres Glaubens gewesen.

Jesus Christus sagte verschiedene Dinge vor, wovon einige während seines Lebens, und andere nach seinem Tode erfüllet wurden. Er weissagte den Verrath des Judas, die Verläugnung des heiligen Peters, und die feige Flucht aller seiner Jünger. Die Evangelisten selbst haben diese Umstände bekannt gemacht, und dieses unrühmliche Geständniß hat ihnen nur die Liebe zur Wahrheit abzwingen können.

Es wurden neue Wunder erfodert, um den Glauben der Apostel und der Jünger wieder anzu-

anzufeuern. Der Vorhang im Tempel zerspaltete: die Erde bebte: sie wurde mit Finsternissen bedeckt: Jesus erstand am dritten Tage: er erschien vierzig Tage lang zu verschiedenen Zeiten: er stieg vor den Augen der Apostel gen Himmel auf, und schickte den heiligen Geist über sie herab. Da sie nun zum zweytenmal überzeuget wurden, bereueten sie ihre Feigherzigkeit; sie erinnerten sich, daß sie ihnen war vorgesagt worden, und ihr Glaube wurde unerschütterlich.

Allein wie sind diese so feigen Männer so herzhaft geworden? Weil sie überzeuget waren; und sie wurden es, weil sie gesehen haben. Alle Umstände von den Erscheinungen des Erlösers geben den Beweis, daß sie nicht leichtweg geglaubet haben.

Wenn ich nur von den Beweggründen redete, die uns zu glauben vermögen, so könnte der Ungläubige sagen, die Evangelisten haben diese Dinge erfunden. Aber die Apostel hätten an Dinge nicht glauben können, welche die Evangelisten nach der Hand erfunden hätten. Wenn sie geglaubt haben, so haben sie auch gesehen, und die Begebenheiten sind nicht erdichtet. Allein es läßt sich nicht zweifeln, daß sie geglaubet haben.

Jesus Christus sagte Dinge vor, die nach seinem Tode erfüllt wurden. Er weissagte, daß seine Jünger um seinetwillen den Richtern und Königen würden vorgeführt werden, um vor ihnen und vor den Völkern ihm das Zeugniß

niß zu geben. Es war freylich nicht unmöglich, vorauszusehen, daß wider eine Religion, welche sich auf den Umsturz aller Gottesdienste gründen wollte, Feinde aufstehen würden. Allein ehe sie die Aufmerksamkeit der Richter und Könige auf sich ziehen konnte, mußte sie schon merklichen Fortgang gemacht haben: denn die Regenten würden sich nicht darum bekümmert haben, wenn sie so unbekannt geblieben wäre, als sie noch gewesen ist, da Jesus diese Weissagung vortrug. Nun war es nicht leicht, dieses Wachsthum vorzusehen: wer immer nur auf die Hindernisse merket, wird gestehen, daß es weit natürlicher gewesen wäre, zu urtheilen, die christliche Religion werde bey ihrem Anfange unterdrücket werden. Nichtsdestoweniger trägt Jesus kein Bedenken, ihre Ausbreitung vorzusagen, mit der Versicherung, daß sein Evangelium durch die ganze Welt werde geprediget, und alle Nationen von seinen Jüngern unterrichtet werden. Er zeiget deutlich, wie groß seine Zuversicht sey, wo er saget: **Wer immer vor den Menschen mich bekennt, den will ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist; und wer immer vor den Menschen mich verleugnet, den will auch ich vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist.**

Diese Weissagung mußte sonderbar an den Aposteln erfüllet werden. Je unwissender sie waren, desto härter konnten sie es begreifen: und

und wenn sie erfüllt worden ist, so war sie ein neuer Beweggrund der Ueberzeugung für sie.

Aber die Weissagung von der Zerstörung der Stadt und des Tempels zu Jerusalem, und von der Zerstreuung der Juden ist noch weit erstaunlicher. Zu der Zeit, wo Jesus sagte, es werde kein Stein auf dem andern bleiben, war diese Begebenheit noch nicht wahrscheinlich. Ja, sie war es noch nicht, als Titus die Belagerung von Jerusalem anfieng: denn nichts widersprach mehr der Gemüthsart dieses Fürsten. Und in der That brauchte er Vorsorge, um zum wenigsten den Tempel zu retten; aber sein Bestreben war vergeblich. Was für ein Grund zur Ueberzeugung für die Apostel und Jünger, welche noch lebten! für den heiligen Johannes, zum Beyspiele, und den heiligen Simeon, die bis ins zweyte Jahrhundert lebten! Dieser, welcher damals die Kirche zu Jerusalem verwaltete, begab sich hinweg, als er die römischen Adler erblickte; und er befolgte hierinnfalls den Rath, den Jesus gegeben hatte.

Ich habe einerseits bewiesen, daß die Apostel überzeugt waren, und anderseits, daß sie es mit Grunde waren. Wir müssen also auf ihr Zeugniß glauben, daß die Religion, welche sie predigten, ganz göttlich sey; und hätten wir auch keinen andern Beweis, so bliebe kein Zweifel für uns übrig. Unterdessen wollen wir sehen, was für Beweggründe jene gehabt haben,

haben, die glaubten, ohne die Wunder Jesu Christi mit angesehen zu haben.

Wenn die Apostel und Jünger nichts gethan hättten, als bezeugen, was sie gesehen, mitten unter den Peinen bezeugen, durch den Tod bestätigen, und sich glückselig schätzen, daß sie für das Evangelium starben; so wäre dieser Grund erklecklich gewesen, um jeden gesunden Verstand zu bewegen: denn ein solches Betragen ließe sich mit der Falschheit nicht vereinigen. Aber durch dieses Mittel würde sich der Glaube allzu langsam ausgebreitet haben. Die Apostel bewiesen also die Wunderwerke Jesu Christi dadurch, daß sie selbsten Wunder wirkten; daß sie den Blinden das Augenlicht schenkten; die Gichtbrüchigen, die Krummen heilten; Teufel austrieben, Todte erweckten, künftige Dinge weissagten. Ja, sie thaten noch mehr: sie theilten diese Gewalt verschiednen aus ihren Jüngern mit. Unter allen Wunderthaten, mußte die Gabe der Sprachen sonderbar die Bekehrung der Heyden beschleunigen: denn durch dieses Mittel wurde das Evangelium leicht allen Nationen vorgetragen. Dieß hat man also im ersten Jahrhunderte der Kirche gesehen: Wunderwerke allenthalben, und allenthalben auch Zeugen, die sie bestätigten.

Allein die meisten von denen, die sich bekehrten, waren noch, wie ich gesagt habe, Leute vom Pöbel; und ich sage, die meisten: denn schon damals gab es auch manche, die man

nicht

nicht unter diese Klasse setzen do ste: so wie Joseph von Arimathia, aus dem großen Rathe der Juden; Nikodemus, einer unter den vornehmsten Pharisäern; Dionysius Areopagita, und Flavius Clemens, ein Senator, Bürgermeister, und Verwandter des Kaisers. Aber im zweyten Jahrhunderte sonderbar, muß man die Beweggründe der Bekehrung der Geleh ten und Weltleute suchen, weil sie um dieselbe Zeit häufig der Kirche beygetreten sind.

Dieses Jahrhundert ist eines der aufgeklärtesten gewesen. Man beschäfftigte sich mit Künsten und Wissenschaften; man suchte begierig die Wahrheit; und es läßt sich nicht vermuthen, daß die Weltleute und Gelehrten, die sich bekehreten, eine Lehre, welche sie dem Hasse, der Verachtung, den Peinen, dem Tode aussetzte, ohne Untersuchung angenommen haben. Fraget man, warum sich nicht alle bekehrten, so gebe ich zur Antwort: weil man überhaupt von zu viel Vorurtheilen, oder von zu viel Geschäfften eingenommen war, um diese Untersuchung mit aller nothwendigen Aufmerksamkeit vorzunehmen.

Die Vernünftigsten wurden erstlich von der heldenmüthigen Geduld der Märtyrer gerühret. Sie sahen Beyspiele davon in allen Provinzen: diese Beyspiele wurden ohne Unterlaß erneuert; und sie konnten nicht glauben, wie Plinius, daß dieses die Wirkung eines blinden Eigensinns seyn möge. Sie schlossen im Gegentheile,

daß eine vernünftige Ueberzeugung allein, den Christen im ganzen Reiche, wo sie sich ausbreiteten, einerley Starkmuth einflößen könne. Ja, es scheint, daß es für die Märtyrer nicht erklecket habe, überzeugt zu seyn: denn wenn man die lange Dauer und die Grausamkeit der Quaalen betrachtet, die man ihnen anthat, um sie zum Abfalle zu zwingen, so wird man gestehen, daß ihr Glaube durch außerordentlichen Beystand hat unterstützt werden müssen, und daß ihre Beständigkeit unter die Zahl der Wunder gesetzt werden kann.

Nachdem man von dem Heldenmuthe der Christen gerühret war, mußte man natürlich ihre Sitten beobachten. Nun fand man an ihnen eine Entfernung von Wohllüsten, Reichthume, Pracht, mit einem Worte, von allem, was die Begierlichkeit reizet. Man fand reine Seelen, welche sich sogar keinen lasterhaften Gedanken erlaubten. Man fand eine unbeschränkte Nächstenliebe; und man erkannte, daß ein getaufter Heyde ein neuer Mensch wurde, daß er in einem heiligern Stande wie wiedergebohren war.

Wie war dann die Lehre beschaffen, die so viel Heldenmuth und so viel Tugenden eingab? Hier wurde die Untersuchung ein neuer Triumph für die christliche Religion. Sie gieng in ihrer Theologie und ihrer Sittenlehre allem vor, was die größten Philosophen gelehret hatten; sie brachte dem Unwissenden die Erkenntniß seines Schöpfers

pfers bey, und trug ihm die reinsten Grundsätze vor.

Diese Betrachtungen waren zureichend ohne Zweifel, die Heyden, die ohne Vorurtheil untersuchten, zum Beyfalle zu bewegen. Allein sie konnten die Christen noch fragen: Warum gehet ihr dem Tode entgegen? warum beharret ihr eigensinnig darauf, die eingeführten Gottesdienste zu bestreiten? müsset ihr sie denn nothwendig umstürzen, um alle eure Tugenden auszuüben? Diese Fragen beantworteten die Christen durch die Wunderwerke Jesu Christi, der Apostel, der apostolischen Männer, und durch die Weissagungen.

Ihre Antworten waren allenthalben einerley, wo es Christen gab: allenthalben bezeugte man die nämlichen, oder ähnliche Wunderwerke: allenthalben bekannte man die gleiche Lehre, und mit gleicher Starkmuth. Dieser Zusammenstimmung, die neben Betriegerey nicht bestehen kann, dörfen wir beysetzen, daß die Evangelien vor der Zerstörung Jerusalems waren geschrieben worden, und daß die Bücher des alten Testaments nicht verdächtig seyn konnten, weil sie von den Juden aufbewahrt wurden, welche Feinde der christlichen Religion waren. Aus diesen Beweggründen bekehrten sich Gelehrte im zweyten Jahrhunderte. Fürwahr, es erkleckte schon, daß noch einige Zeugen der Wunderthaten lebten, die im ersten Jahrhunderte geschahen, und

daß außerdem die Weissagungen vollkommen erfüllt worden waren.

Die Werke Jesu Christi, sprach Quadratus in der Schutzschrift, die er dem Kaiser Hadrian zu übergeben wagte, sind jederzeit sichtbar und bekannt gewesen, weil sie wahrhaft waren. Sie haben sicherlich den geheilten Kranken, und den erstandenen Todten nicht zweifelhaft geschienen. Diese aber hat man, nicht allein zur Zeit ihrer Genesung und ihrer Auferstehung, sondern noch lange darnach gesehen: sie lebten nicht nur um die Zeit, wo der Erlöser auf Erden wandelte, sondern noch lange nach seiner Himmelfahrt, und einige lebten noch zu unsern Zeiten.

Wenn Quadratus an dieser Stelle, der einzigen, die wir von seiner Schutzschrift noch übrig haben, also redet, so läßt sich schließen, wie viele lebende Zeugen von den Wunderwerken der Apostel und der apostolischen Männer er noch gefunden habe. Er ist eines der ersten Beyspiele von der Bekehrung der Gelehrten. Die Religion, die sich allenthalben ausgebreitet hatte, war schon hinlänglich bewiesen, und die Wunderwerke wurden alle Tage weniger nothwendig. Es scheint auch, sie seyn in dem zweyten Jahrhunderte seltsamer, als in dem ersten, und im dritten noch seltsamer geworden. Unterdessen höreten sie nicht gänzlich auf. Nachdem man sich also auf das Zeugniß anderer bekehret hatte, wurde man in dem Glauben durch die

Wun-

Wunderwerke bestätiget, von denen man selbst ein Augenzeuge war: denn sie sind noch zahlreich gewesen, so lang es apostolische Männer gegeben hat, das ist, während des ganzen zweyten Jahrhunderts.

Wenn wir zu dem dritten übergehen, erhielten die Beweise der Religion eine neue Kraft durch die neuen Wunderwerke, so seltsam sie auch immer gewesen seyn mögen. Im übrigen werden wir sehen, daß diejenigen, die zuvor geschehen waren, in allen Kirchen durch die mündliche Uebergabe sind erhalten worden; wir werden sehen, daß die Aschen der Märtyrer an allen Orten für sie zeugten, und daß die Feinde des Christenthums selbst ihre Wahrheit erkannten. Weder Celsus noch Porphyrius haben sie in Zweifel gezogen.

Meine Absicht ist nur gewesen, die Beweggründe vorzutragen, welche die Heyden in den drey ersten Jahrhunderten überzeugt haben mögen; denn wenn die Religion damals schon erwiesen war, so ist sie es noch heut zu Tage, und wird es zu allen Zeiten bleiben. Diese Materie verdiente freylich besser aus einander gesetzt und erläutert zu werden: aber ich habe nicht alles ausschreiben wollen, was andere vor mir gesaget haben; und ich glaube für itzt genug gethan zu haben, wenn die Ordnung, nach der ich gegangen bin, einem wißbegierigen Leser den Weg zeigen kann, sich in andern Büchern weiter umzusehen.

Sechszehntes Buch.

I. Kapitel.

Constantins Betragen in Absicht der Kirche.

Ich werde nicht nach der Zeitordnung gehen, weil ich abkürzen will, und weil ich für nützlicher halte, Constantinen erstlich in Absicht auf die Kirche, und nachmals in Absicht auf den Staat zu beobachten. Deßhalben muß ich die Sache von 312, dem Jahre seiner Bekehrung, aufnehmen.

Nach der Niederlage und dem Tode des Maxentius war Constantins erste Sorge, die Ehre des Kreuzes zu befördern, und durch Denkzeichen kund zu machen, daß er den Sieg Jesu Christo zu verdanken hatte. Er ließ also Kirchen bauen, räumte der Geistlichkeit von Rom Privilegien ein, bezeigte viel Ehrfurcht gegen die christlichen Priester, und hub die Strafe des Kreuzes auf.

Er erkannte den göttlichen Beystand an der Niederlage des Licinius, und weil er den Schaden wieder gutmachen wollte, welchen die Verfolgung in Morgenland angerichtet hatte, befahl er, den Kirchen und den Katholiken die Güter wieder heimzustellen, die man ihnen genommen; denen, die um des Glaubens willen zur

zur Verweisung, zum Bergbaue, oder zum Gefängnisse verurtheilt worden waren, die Freyheit zu ertheilen, und jene, die ihre Aemter verloren hatten, wieder anzustellen.

Eben also war er schon mit den Kirchen verfahren, die sich im nämlichen Falle, wie die morgenländischen, befunden hatten, worunter sonderbar die Kirchen von Afrika gehörten. Er wollte sogar, daß die Geistlichen von aller Beschwerung befreyet, und die Felder der Kirche keiner Auflage unterworfen seyn sollten. Seine Absicht war sonderbar, daß die christlichen Priester von dem Altardienste nicht möchten abgehalten werden, weil er der Meynung war, sie würden mehr durch Gebeth, als durch bürgerliche Verrichtungen zur Wohlfahrt des Staates beyhelfen. Deßhalben befreyte er sie von den städtischen Amtsstellen, welche zwar Ehrenstellen waren, aber zugleich viel Sorgen und Aufwand erforderten. Jene, die sie verwalteten, hatten unter andern Dingen den Auftrag, die Auflagen in dem Bezirk ihrer Stadt einzubringen, und darüber Rechnung zu legen.

Es war vernünftig, die Aemter der Geistlichkeit abzunehmen: aber die andern Freyheiten, die man ihnen bewilligte, wurden nachtheilig für die übrigen Bürger, denen alle beschwerliche Verrichtungen zur Last fielen. Sie schadeten auch der Geistlichkeit selbst, weil sie dadurch ihrer ersten Bestimmung vergaß, und die Neigung zum Reichthume annahm. Man be-

merkte auch bald, daß eine Menge reicher Leute nur deßhalben in den geistlichen Stand traten, um durch den Genuß der Befreyungen noch reicher zu werden.

Wenn man nur den Eifer Constantins betrachtet, so kann man entschuldigen, daß er nicht sah, wie diese Befreyungen dem wahren Besten der Geistlichkeit zuwider waren: aber er hätte voraussehen sollen, daß sie der Wohlfahrt des Staats widerstrebten. Er wurde es am Ende gewahr; gleichwohl wiederrief er sie nicht. Weil er bedachte, daß es den Reichen zusteht, die öffentlichen Beschwerden zu tragen, verordnete er, daß man in den geistlichen Stand lauter Leute aufnehmen sollte, die wenig Vermögen besaßen. Also überhäufte er die Kirche einerseits mit Gnaden; anderseits kränkte er ihre Freyheit, und beraubte sie aller tauglicher Glieder, die reich waren. Da er also einem Fehler abzuhelfen glaubte, machte er einen andern: das sind die Folgen eines unüberlegten Schrittes. Zum Unglücke haben die Fürsten oft unrecht, und zu noch größerm Unglücke sind sie selten im Stande, ihr Unrecht zu merken; oder wenn sie es merken, glauben sie, daß es ihrer Würde nachtheilig sey, es zu gestehen. Sie verfallen dann von einem Fehler in den andern.

Weil Constantin den Sonntag zum Gebethe gewidmet wissen wollte, verboth er alle Arbeit an diesem Tage; und seine Einrichtung war

war desto vernünftiger, weil er zu Gunsten des Ackerbaus eine Ausnahme machte. Die christlichen Soldaten brachten den Sonntag in der Kirche zu; und die übrigen wurden auf eine Ebne geführet, wo man sie ein Gebeth zum wahren Gotte verrichten hieß.

Die Kaiser hatten Strafen und Belohnungen bestimmet, um die Bürger zum Ehestande zu bewegen, damit sie dem Staate Kinder erzeugten. Einige glauben, es habe Constantin die Belohnungen fortgelten lassen; aber gewiß ist es, daß er die Strafen aufhub, und das Gesetz, Papia genannt, zum Theile wiederrief. Seine Absicht war, sich nach dem Geiste der Kirche zu fügen, und die Jungfrauschaft in Schätzung zu erhalten, welche das Evangelium als eine Tugend anpreist. Allein durch die Aufhebung des Gesetzes Papia, wurde der ehelose Stand erlaubet, und zwischen dem ehelosen Stande und der Jungfrauschaft ist ein großer Unterschied. Außerdem hätte Constantin besorgen sollen, die Ketzer im Irrthume zu stärken, welche den Ehestand für lasterhaft hielten. Endlich mochten die Heyden, die noch von großer Anzahl waren, sich des Gesetzes dieses Kaisers bedienen: und das war dem Staate schädlich, ohne der Religion zu nützen. Es sind zwar, nach der Anmerkung des heiligen Ambrosius, die Länder, wo zum meisten Jungfrauen lebten, auch zum meisten bevölkert gewesen: aber wenn es auch richtig ist, so war

die Ursache nicht, weil es dort mehr Jungfrauen gegeben hat.

Die Freysprechungen wurden von den ersten Oberkeitspersonen vollzogen; und es brauchte so viele Formalitäten darzu, daß es oft einem Herrn sehr schwer wurde, seinem Sklaven die Freyheit zu schenken. Constantin räumte alle diese Schwierigkeiten bey Seite, da er erlaubte, in der Kirche freyzusprechen, und die Erklärung that, daß das Zeugniß der Bischöfe oder der Priester erklecklich sey, um einen römischen Bürger zu machen.

Es geziemte sich, für jede Kirche zur Unterhaltung ihrer Geistlichkeit einen sichern Gehalt auszusetzen. Aber ein Fürst muß allezeit wissen, was er giebt; denn er sollte niemals zu viel, oder zu wenig geben. Wenn diese Anmerkung richtig ist, so wird man das Gesetz nicht allzu vernünftig finden, kraft dessen Constantin einem jeden erlaubte, durch Testament der Kirche so viel, als ihn gut dünkte, zu hinterlassen: man wird dieses Gesetz mit demjenigen hart vereinbaren können, welche nur denen, die wenig Vermögen besaßen, in den geistlichen Stand zu treten erlaubte; und man sieht, daß es bald viele Familien zu Grunde richten werde, weil es zur Habsucht und Verführung den Weg bahnte.

Er erlaubte durch ein Gesetz allen denjenigen, die Prozesse führen würden, die bürgerlichen Richter auszuschlagen, und an das Urtheil

der Bischöfe zu appelliren, wobey er verordnete, daß die Urtheilsprüche, die von einem geistlichen Gerichte gefället waren, eben so angesehen werden sollten, als ob sie von ihm selbst gesprochen wären; und er trug den Statthaltern auf, ihre Erfüllung zu betreiben (*).

Bisher waren die Bischöfe im Besitze gewesen, die Streithändel, die sich unter den Christen erhuben, zu schlichten. Dieser Gebrauch hätte allmählig abgewürdiget werden können, weil die Ursachen, wodurch er veranlaßt worden war, nicht mehr bestanden. Ja, es wäre auch nicht unschicklich gewesen, denselben beyzubehalten; und es war billig, den Parteyen zu erlauben, Schiedrichter den Richtern vorzuziehen. Dabey hätte es Constantin, wie mich dünket, bewenden lassen sollen.

War es wohl vernünftig, die Verwaltung der Rechtspflege der Geistlichkeit zu überlassen? Es befanden sich zwar darunter sehr viele Bischöfe voll Heiligkeit und Einsicht: allein es läßt sich vermuthen, daß überhaupt ihre Kenntnisse auf die Angelegenheiten der Religion beschränket waren, und daß die Rechtsgelehrtheit, welche für die besten Rechtsgelehrten selbst ein Chaos war, für sie ein noch größeres Chaos gewesen sey. Man kann sich also nicht einbilden, daß sie durch die

(*) Es giebt Kritiker, welche glauben, dieses Gesetz sey unterschoben worden: aber es wurde bald von einem Nachfolger Constantins, von Honorius, eingeführt.

die bloße Kraft eines Gesetzes, welches sie zu Richtern erklärte, einsichtvolle Richter geworden seyn. Man wird ohne Zweifel sagen, Constantin habe seine Ehrerbiethung gegen die Kirche dadurch an den Tag legen wollen; aber ich antworte, er hätte ganz andere Beweise davon ablegen können. Es war nicht vernünftig, die bürgerlichen Gerichte aufzuheben, von denen man mindestens glaubte, daß die Vorgesetzten ihr Handwerk verstehen, und die Verwaltung der Gerechtigkeit Richtern zu vertrauen, von denen man vermuthen muß, daß sie die Gesetze nicht studieret haben. Wir mögen noch beysetzen, daß dieser Vorzug die Geistlichkeit allzu mächtig machen konnte.

Durch die Folge der Geschichte wird man die Misbräuche dieser Befreyungen und dieser unbedachtsam ertheilten Vorrechte erkennen lernen. Nur bitte ich zu bemerken, daß sie die Geistlichkeit vor Constantins Zeiten nicht gehabt hat: das ist ein Umstand, den die meisten Fürsten nicht wissen, und den die Geistlichkeit gern vergißt.

Constantin eiferte beständig wider die Blindheit der Heyden, und ermahnte alle Völker sich zu bekehren. Unterdessen hat er sich hierinnfalls nach Verschiedenheit der Zeiten, verschiedentlich betragen. Als er das Reich noch nicht allein in seiner Gewalt hatte, hat er erlaubet, öffentlich und in den Tempeln den Götzen zu opfern. Er hatte damals so wenig Neigung, die Götzen=

tzendiener zu verfolgen, daß er die Christen ermahnte, nichts als Sanftmuth, Ueberzeugung, und gutes Beyspiel gegen sie zu gebrauchen. In der Folge bediente er sich der Gewalt. Man schloß einige Tempel zu; andere deckte man ab, damit sie zusammen fielen; andere stürzte man ein. Man nahm ihnen alle ihre Schätze ab; man schaffte die Bildsäulen fort, welche von der Kunst einen Werth hatten; alle übrigen zerbrach man in Stücke.

Dieses Verfahren widerstrebte geradezu dem Geiste der Religion: denn Gewalt machet nur Heuchler und Gottesräuber, wo die Ueberzeugung allein Christen machet. Man hätte dann nichts außer Acht lassen sollen, um die Völker zu unterrichten; man hätte nicht müde werden sollen, sie zu ermahnen. Wie konnten dann Christen selbst Verfolgungen anrichten, deren Ungerechtigkeit sie so oft erfahren und bewiesen hatten?

Constantin, welcher mit Schmerzen die Uneinigkeiten und Zerrüttungen in der Kirche sah, versuchte die Gemüther zu vereinigen, und die streitenden Partheyen zu vergleichen; aber es wäre zu wünschen gewesen, daß er eben so bescheiden als eifrig zu Werke gegangen wäre.

Weil er den Vicebürgermeistern in Afrika befohlen hatte, diejenigen aufzusuchen, welche in derselben Provinz den Frieden der katholischen Kirche störeten, verlangten die Donatisten, die bestrafet zu werden fürchteten, eilfertig

tig Richter von ihm, und ließen ihm zu diesem Ende eine Bittschrift zugehen. Die Sache war nicht ohne Schwierigkeit; denn unter welchem Vorwande konnte der Kaiser in einer geistlichen Sache Richter ernennen, sonderbar da er noch selbst nicht getaufet, ja nicht einmal ein Katechumener war? Es betraf zwar die Sache keinen Glaubenssatz, sondern nur Anklagen, die wider Cäcilian geführt worden waren; und folglich hätte dieser Handel nach seiner Beschaffenheit von Layen geschlichtet werden können. Aber Constantin hatte eine Ausrede, um sich davon los zu machen, und er hätte sie nehmen sollen: denn bey dergleichen Streithändeln dienen oft die Fürsten zu nichts, als die Parteyen zu erbittern, und ihre Fehltritte sind allezeit gefährlich. Die Donatisten waren schon verdammet, weil Cäcilian alle katholische Bischöfe auf seiner Seite hatte; nichts destoweniger berief der Kaiser selbst eine Kirchenversammlung nach Rom, und ernannte zu Richtern den Papst Miltiades, drey Bischöfe aus Gallien, und etliche aus Italien.

Die Donatisten wurden verurtheilt, und unterwarfen sich nicht. Nun hätte man diese Sache für ausgemacht ansehen können: denn es war leicht vorzusehen, daß Leute, die sich wider eine erste Kirchenversammlung aufgelehnt hatten, auch einer zweyten nicht nachgeben würden. Nichtsdestoweniger begieng der Kaiser die Schwachheit, auf die ungestümen Klagen der

Donatisten eine neue zu erlauben. Er ließ sie zu Arles halten, und wurde bald von dem, was er nicht vorgesehen hatte, nämlich von der Hartnäckigkeit der Schismatiker überzeuget.

Sie appellirten von der Kirchenversammlung an ihn selbsten: er ward böse darüber, und sah diesen Schritt als eine Gottlosigkeit von ihnen an. Wie, sagte er: **man hat im Brauche, von einem geringern Gerichte an ein höheres zu appelliren; und diese Bösewichter appelliren von dem Himmel auf die Erde, von Jesu Christo an einen Menschen!** Er verwarf also ihre Appellation mit Abscheue, und in der Absicht, alle diese Widerspänstigen zu bestrafen, befahl er, sie vor ihn zu bringen. Sie kamen, und gegen Jedermanns Erwartung nahm er ihre Appellation an, und richtete sie.

Seine Entscheidung kam mit dem Urtheile der zwo Kirchenversammlungen übereins, und die Donatisten ergaben sich nicht allein nicht, sondern beschuldigten ihn, er habe sich einnehmen lassen. Nun verdammte er einige zum Tode und zur Verweisung: er nahm ihnen die Kirchen und die Oerter weg, wo sie sich versammelten: er zog sogar die Güter von verschiedenen ein; und sie breiteten sich mehr als jemals aus. Nachdem sie in neue Irrthümer verfallen, und so kühn geworden waren, daß sie alles für erlaubet hielten, faßte Constantin zur Unzeit den Entschluß, ein gemäßigtes Betragen gegen sie anzunehmen; er rief die Verwiesenen zurück,

zurück, predigte den Katholiken, sie durch Sanftmuth zu gewinnen und sagte, man müsse es Gott überlassen, wie er sie strafen wollte. Also gieng dieser Kaiser zu Werke, und nach [illegible]ichen Jahren gab es in Afrika eine so große Menge Donatisten, daß man kaum Katholiken darinnen fand.

Im Jahre 324, als Constantin durch die Niederlage des Licinius das ganze Reich in seine Gewalt bekommen hatte, hielt er sich eine Weile zu Nikomedia auf, welches in Osten die gewöhnliche Residenzstadt der Kaiser war. Er hörte von der Trennung, welche die Arianer in Aegypten verursachten; und er schrieb an den Bischof Alexander und den Priester Arius, um sie zum Frieden zu ermahnen. Da er von diesen Händeln nur durch einen Anhänger des Arius, durch Eusebеn den Bischof von Nikomedia, unterrichtet war, hieß er sie nur unbedeutende Fragen und eitle Spitzfindigkeiten, die mit dem Grunde der Religion nichts zu schaffen hätten. Er urtheilte nicht richtig davon; denn die Frage war, ob Jesus Christus Gott oder Geschöpf sey. Also ist ein Fürst der Gefahr ausgesetzt zu irren, wenn er dem ersten glaubet, der ihm von einer Sache spricht.

Weil sein Brief keine Wirkung gehabt hatte, beschloß er, eine Kirchenversammlung zu halten, die aus morgenländischen und abendländischen Bischöfen bestehen sollte. Er berief sie, im Jahre 325 zu Nicäa einer Stadt in Bithynien, selbst

zusam-

zusammen. Diese Kirchenversammlung ist die erste, die man ökumenisch geheißen hat, um zu bedeuten, daß Bischöfe von allen Theilen der Welt, das ist, in der Sprache derselbigen Zeiten, von allen Theilen des römischen Reichs dabey gewesen waren. Arius wurde verdammt: weil aber die Väter das Wort consubstantialis gebrauchet hatten, um genau auszudrücken, daß der Sohn einerley Substanz mit dem Vater hat; diente dieses Wort, weil es neu war, und in der Bibel nicht stand, den Arianern zum Vorwande, sich dem Glaubenssatze nicht zu unterwerfen. Im übrigen wurde es allgemein angenommen, und alle Bischöfe unterzeichneten die Glaubensformel, zweene ausgenommen. Eben diese Kirchenversammlung verordnete, daß man Ostern am Sonntage begehen sollte, und sie machte noch andere verschiedene Einrichtungen in der Kirchenzucht.

Constantin verbannte den Arius, und drey Monate darauf verwies er Euseben von Nikomedien, und Theognis von Nicäa nach Gallien, weil sie dem Arianismus günstig waren. Er befahl den Gläubigen dieser zwo Kirchen, andere Bischöfe zu erwählen. Bey dieser Gelegenheit schrieb er einen Brief, worinnen er, nach einer dunkeln Abhandlung über die Gottheit des Wortes, Euseben Schuld gab, er habe ihn hintergangen, sein Zutrauen gemisbraucht, und sogar an den Grausamkeiten des Licinius Antheil gehabt. Unterdessen berief er ihn zurück,

so wie den Theognis, nach einer dreyjährigen Frist; und war schwach genug, beyden sein Vertrauen wieder zu schenken. Da diese zween Männer so viel Ansehen wieder erhielten, als sie zuvor gehabt hatten, traten sie ihre Bißthümer neuerdings an, und verdrängten diejenigen, die man an ihrer Stelle eingesetzt hatte.

Nichts fehlte mehr, als daß Arius zurückberufen würde: und Constantin berief ihn zurück. Er ließ ihn an seinen Hof kommen, stellte Fragen an ihn, sah ihn für rechtgläubig an, und fällte das Urtheil, er könne zu der Gemeinschft der Kirche zugelassen werden.

Sobald die Arianer auf Schutz rechnen konnten, hielten sie auch Kirchenversammlungen; und nun kam die Reihe an die katholischen Bischöfe, abgesetzt und verbannet zu werden. Dieses begegnete dem heiligen Eustachius, Bischofe zu Antiochia, dem heiligen Athanasius, Bischofe zu Alexandria, und verschiedenen andern.

Das nämliche Schicksal stand dem heiligen Alexander, Bischofe zu Constantinopel, bevor. Constantin ließ ihn vor sich kommen, befahl ihm, den Arius in seine Gemeine aufzunehmen, verwarf mit Unwillen die Entschuldigungen, die dieser Heilige vorbringen wollte, und alles war darauf abgesehen, diesem Bischofe Gewalt anzuthun, als Arius jählingen Todes starb.

Dieses Verfahren des Kaisers war desto außerordentlicher, weil er wenige Zeit zuvor un-

ternommen hatte, die Ketzerey des Arius selbst zu widerlegen. Wir haben noch den Brief, den er bey dieser Gelegenheit schrieb. Er ist lang; er redet darinnen die Sprache eines aufgebrachten Wortmachers; er schimpfet, er spottet, er machet die Gestalt des Arius lächerlich, und bemühet sich zuweilen, Vernunftschlüsse zu machen. Vieleicht aber hat man ihm nur vorzuwerfen, daß er diesen Brief für seine Arbeit angenommen habe. Man hat alle Ursache zu vermuthen, daß er ihn nicht gemacht habe, obschon er eitel genug war, sich für einen Theologen zu achten, und öffentlich lange Reden über die Religion zu halten. Besser wäre gewesen, er hätte sie mit mehr Beurtheilung beschützet. Ich trage kein Bedenken zu sagen, er habe der Kirche mehr geschadet, als irgend einer von den Kaisern, die sie verfolget haben.

II. Kapitel.

Constantins Betragen in Absicht des Reiches.

Nach der Niederlage des Maxentius wurde Constantin zu Rom, wie ein Befreyer, empfangen: er bezeugte sich freygebig und großmüthig. Unter verschiedenen Gesetzen, welche Beweise davon geben, machte er eines, das verordnete, den Unterhalt für Kinder, wo die Aeltern zu arm wären sie zu ernähren, von dem

Gemeinschatze oder von seinen Einkünften zu nehmen. Sonderbar ließ er er sich drey Jahre lang angelegen seyn, die Ordnung wieder herzustellen.

Allein er wußte nicht, daß sich die Großmuth auch über seine Feinde erstrecken soll: denn er ließ eine große Anzahl Gefangener, die er von den Franken erobert hatte, den wilden Thieren vorwerfen. Er hatte schon ein solches Schauspiel vor seiner Bekehrung gegeben. Wenn diese Grausamkeit auch damals Abscheu erweckte, was sollen wir sagen, da wir sie an ihm wieder finden, nachdem er ein Christ geworden war? Selbst die Politik weiß diese Unmenschlichkeit nicht zu entschuldigen; sondern muß sie verdammen. Wenn die Feinde schwach sind, ist dieses Mittel vergeblich; und sind sie mächtig, so bezwingt es sie nicht: im Gegentheile macht es sie auf Wege denken, mit der Zeit gleiches mit gleichem zu vergelten. Während seiner Regierung wurden die Gothen und Sarmater einigemal geschlagen; und man hub die Tribute auf, welche die vorigen Kaiser an diese Barbarn bezahlet hatten.

Nicht für alle Fürsten ziemt es sich, große Verändrungen zu machen: indessen, daß es die Weisesten nur mit vieler Behutsamkeie wagen, getrauen sich andere, alle ihre Projecte auszuführen, die ihnen einfallen; ols ob verändern allezeit so viel als verbessern wäre. Wir wollen

Con-

Constantinen in den Veränderungen betrachten, die er gemacht hat.

Sobald er Rom in seiner Gewalt hatte, setzte er die prätorischen Wachen ab. Anstatt zween Vorsteher stellte er vier auf, denen er alle Gewalt über die Truppen nahm, und die er nur die bürgerlichen Verrichtungen besorgen ließ.

Man hat gesehen, wie groß die Macht der prätorischen Wachen gewesen ist, und man kann daraus auf die Macht derjenigen schließen, die über sie zu befehlen hatten. Es giengen zwar die Vorsteher den Bürgermeistern nach, weil die Regierung, wenigst im äußerlichen, die Gestalt der Republik behielt: aber durch die Gewalt, die sie unvermerkt erlangten, wurden sie die nächsten nach den Kaisern. Man zeigte auch ihre Macht durch diese Worte an: imperium secundum, imperium sine purpura, und dergleichen. Sie waren bey dem Fürsten, was der Oberste der Reiterey bey dem Dictator war.

Ihr Ansehen erstreckte sich über das ganze Reich; ihre Verordnungen galten in allen Provinzen für Gesetze: durch sie wurden die Befehle des Fürsten den Vorgesetzten kund gemacht: sie hatten sich angemaßt, die Richter zu wählen, zu verwerfen, und zu bestrafen: man appellirte an sie, wann andere gerichtet hatten: ihr Urtheil war die letzte Entscheidung: sie konnten allerley Strafen auferlegen: sie hatten über Leben und Tod zu sprechen: sie hatten überall den

Vorsitz, und schienen alle Herrschaft in ihrer Gewalt zu haben: das Zeichen ihrer Macht war ein Schwert, das ihnen der Kaiser selbst in die Hände gab. Man wird sich der Worte Trajans erinnern: Nimm dieses Schwert. Wenn ich gut regiere, so brauche es zu meiner Vertheidigung, und wenn ich schlecht regiere, so brauche es gegen mich.

Die Kaiser haben ihre Vorsteher der Wachen nur deßhalben erhoben, um die Vorgesetzten der Republik herabzusetzen; denn sie glaubten, sie würden weit unbeschränkter zu befehlen haben, wenn Männer, die ihnen zugethan waren, die Obergewalt in Händen hätten. Aber die Mittel, welche auf den Despotismus abzielen, haben diese Beschaffenheit, daß sie geneigt sind, den Despoten selbst zu stürzen. Das Leben der Kaiser schwebte in den Händen ihrer Vorsteher: es hätte weit besser in den Händen des Volkes gelegen, wenn sie allezeit fähig gewesen wären, gut zu regieren. Es ist löblich zu sehen, wie Trajan das Schwert seinen Vorstehern übergiebt, um es gegen ihn zu kehren; aber wenn er sie nicht im Besitze dieser Macht gefunden hätte, so würde er sie ihnen nicht gegeben, und sein Leben lieber den Vorgesetzten der Republik anvertrauet haben.

Das Zutrauen Trajans zeuget von einem Manne, der sich durch seine vorzüglichen Talente über die Gefahren hinaussetzet. Constantin hat einmal das nämliche Zutrauen nicht gehabt;

und um sich vor einer Gewalt zu verwahren, die er fürchtete, hat er nichts anders vermocht, als sie aufzuheben: es wäre rühmlicher gewesen, wenn er sie zu ordnen gewußt hätte.

Vergebens würde man zu seiner Entschuldigung die Unordnungen übertreiben wollen, welche die prätorischen Wachen anrichteten. Diese Unordnungen sind unter denen Fürsten nicht geschehen, die sich Ehrfurcht zu verschaffen wußten, oder sie sind nur eine Folge von der Regierung schlechter Fürsten gewesen, die vorhergegangen waren. Pertinax würde nicht ermordet worden seyn, wenn Commodus nicht vor ihm regieret hätte. Es ist allezeit die Schuld des Feldherrn, wenn keine Kriegszucht bey seinen Truppen herrschet; und die Geschicklichkeit besteht keineswegs darinnen, sie des Diensts zu entlassen, sondern sich bey ihnen Gehorsam zu verschaffen.

Unterdessen, wie Herr von Montesquieu die Anmerkung machet, war das Leben der Kaiser besser gesichert; sie konnten in ihrem Bette sterben: aber auf diese Sicherheit folgte ein weiches Leben. Die Fürsten ließen sich weniger bey den Kriegsleuten blicken; sie wurden müßiger, unwissender, mehr ihren Bedienten ergeben, mehr an ihren Palast geheftet, mehr von dem Reiche getrennt. Knechte, Weiber, Heuchler leiteten sie. Diese schmeuchelten ihren Leidenschaften; sie machten ihnen ihre Pflichten verhaßt; sie beschäfftigten sie mit eitel leichtfertigen Unterhal-

tungen; sie erschöpften alles, was die Kunst ersinnen konnte, um die Langeweile zu vertreiben; und sie sagten ihnen ohne Unterlaß vor: Befiehl, du hast zu gebiethen.

Die ehrlichsten Leute fanden nicht mehr Zutritt bey Hofe; die weisesten Vorstellungen schienen Verbrechen zu seyn; die besten Minister und die besten Feldherren waren den verschlagenen Höflingen zu Preise, die weder dem Staate dienen, noch vertragen konnten, daß man ihm dienete. Weh den ehrlichdenken Seelen, welche den Fürsten beredeten, für das Reich nützliche Dinge zu unternehmen, wenn diese Unternehmungen Anstrengung von seiner Seite, oder Gelder erforderten, die er zu seinem Vergnügen bestimmt hatte. Fürwahr, er unterließ nicht, sich darüber bey seinen Günstlingen zu beklagen. Weil er gezwungen wurde, Gutes zu thun, warf er die Schuld auf jene, die es ihm gerathen hatten; und er bereuete es bey Zeiten. Der Rathgeber fiel in Ungnade; der ganze Hof jauchzte darzu: man muß den Fürsten unterhalten, war die Lieblingsmaxime, welcher man das Heil der Völker aufopfern zu dörfen glaubte; und dennoch unterhielt man ihn nicht.

Bey den Ministern, bey den Kriegsheeren, in den Provinzen giengen beständige Wechsel vor, weil alles durch Ränke vergeben wurde. Es kam das Reich der Schmeuchelen, der Heucheley, der Verstellung mit einem Worte. Die Tyranney erhub ihre Stirne mit größrer Verwägen-

wägenheit; sie zeigte sich mit allen Lastern der schwachen Seelen: sie war taub; sie untergrub das Reich unvermerklich, und stürzte es in den Abgrund. All dieses geschah, weil Constantin die prätorischen Wachen abgeschafft hatte.

Vor Constantinen erstreckte sich die Macht der zween Vorsteher des Prätoriums über alle Provinzen ohne Unterschied. Dieser Kaiser, der sie schon dadurch geschwächet hatte, daß er ihnen alle Gewalt über die Truppen entzog, schwächte sie wieder, da er vier Vorsteher statt zweener ernannte, und ihnen abgesonderte Provinzverwaltungen zutheilte. Das Reich wurde in vier große Regierungen, in die morgenländische, illyrische, italiänische, und gallische abgetheilt. Die Provinzen, welche in jeder Regierung enthalten waren, wird man anderswo finden.

Die Theilung, welche Augustus vorgenommen hatte, daurete bis auf Diokletian, wo die zween Auguste und die zween Cäsare das Reich unter sich theilten, ohne auf die Provinzen zu achten, die dem Senate angehörten. Constantin gab sie nicht zurück, weil er keine andere Macht, als die seinige, haben mochte: überdas beschäfftigte er sich mit dem Vorhaben, den Senat herabzusetzen. Trajan, Hadrian, Antonin, Mark Aurel würden nicht so gedacht haben.

Bisher waren die Würden immer auch Amtsstellen gewesen; und das war vernünftig:

denn die Ehren sollten allezeit mit Diensten verknüpfet seyn. Wenn die größten Titel nichts erfodern, so giebt man sie Leuten, die nichts verdienen. Und dann erlischt aller Wetteifer, und die Würden werden verächtlich. Was ist in der That ein großer Herr, der nur Titel hat, und sonst aus sich selbst nichts vermag?

Constantin hätte gern, wie es scheint, lauter Würden ohne Gewalt vergeben mögen, weil er entweder fürchtete seine Macht zu theilen, oder weil er viele unnützliche Große um sich haben wollte. Aus dieser Absicht hat er Patrizier ernannt, welche in dem Reiche ein ganz neues Geschlecht waren, weil sie zwar keine Verrichtung, aber dennoch den Rang vor den Vorstehern des Prötoriums hatten.

Die Senatoren, die den Rath der Kaiser ausmachten, und sie auf allen Wegen begleiteten, nannte man Comites, wovon das Wort Graf gekommen ist. Dieses Amt wurde mit Grunde hochgeachtet. Constantin kam auf den Einfall, ihnen durch den Titel die Hochachtung ohne das Amt zu lassen; und man sah Grafen, wie wir sie noch heut zu Tage sehen.

Er erfand den Titel Hochedel (Nobilissimus) für zweene seiner Brüder, die er wahrscheinlicher Weise dafür trösten wollte, daß er sie lange Zeit von den Geschäfften, ja sogar von Hofe entfernet, und gleichsam im Elende gehalten hatte. Die eiteln Titel sind vervielfältiget worden, so wie man unsittlicher geworden ist.

Seit

Seit sechszehn Jahren hatte Constantin Rom in seiner Gewalt; und er hatte sich niemals eine merkliche Zeit darinnen aufgehalten. Es läßt sich vermuthen, daß er nicht gern in einer Stadt gewohnet habe, welche der Mittelpunkt der Freyheit gewesen war, in welcher man sich zum wenigsten noch erinnerte, frey gewesen zu seyn, und wo der Kaiser, wenn man noch etwas von alten Gebräuchen gelten ließ, nur ein Verwalter der Macht zu seyn schien, die ihm der Senat vertrauete.

Aber er war nicht darmit zufrieden, daß er sich oft von Rom entfernte. Weil er nach willkührlicher Gewalt strebte, wünschte er, eine Macht, die ihm, so schwach sie auch war, noch im Wege stand, ganz umzustürzen. Das schnelleste Mittel war, den Sitz des Reiches anderswo aufzuschlagen; der Friede, dessen man genoß, war ein günstiger Umstand zur Ausführung dieses Vorhabens, und er bauete Constantinopel. Das ist wahrscheinlicher Weise der Beweggrund dieses Unternehmens gewesen; wozu man noch die kleine Eitelkeit rechnen kann, einer neuen Stadt seinen Namen zu geben.

Er hat zwar in einem Gesetze bekannt gemacht, Gott habe ihn bey dieser Gelegenheit erleuchtet, und ihm gebothen, Byzanz zu erbauen. Aber diese Offenbarung ist zum allerwenigsten das Werk einer leichtgläubigen Einbildung: denn man wird aus der Folge der Geschichte sehen,

daß

daß diese zweyte Hauptstadt der Kirche nicht weniger, als dem Reiche geschadet hat.

Der Kaiser ließ daselbst Paläste, Brunnen, Spielkreise, Plätze, Kirchen, und Gebäude von jeder Art aufrichten. Er plünderte die übrigen Städte, und Rom selbsten aus, um dieselbe zu verherrlichen: er ließ alles dahin bringen, was ehemals die Götzentempel gezieret hatte. Das verwunderlichste war die Schnelligkeit, wormit so viele Gebäude hergestellt wurden: allein die Verwunderung ließ nach, als man aus ihrer kurzen Dauer erkannte, daß sie mit schlechtem Grunde gebauet worden waren; und man tadelt Constantinen, daß er sie zu sehr übereilet habe. Er war so ungeduldig bey solchen Gelegenheiten, daß er ein Gebäude beynahe so schnell aufgeführt wissen wollte, als er es zu beginnen befohlen hatte. Diese Ungeduld ist die Frucht einer unvernünftigen Eitelkeit.

Er versäumte nichts, um die neue Stadt auf Kosten aller übrigen zu bevölkern. Das Getreid aus Aegypten wurde dahin geschafft; Rom blieb entblößet davon, und deßhalben mußte man nothwendig daraus abziehen. Die reichesten Bürger giengen mit ihrem Vermögen und ihren Sklaven, das ist, mit dem größten Theile des Volkes, nach Constantinopel, und Italien wurde beynahe entvölkert.

Diese Stadt genoß aller Vorrechte, die Rom gehabt hatte: das Volk wurde in Zünfte eingetheilt. Sie hatte einen Senat und zween

Vice-

Vicebürgermeister. Mit einem Worte, die Regierungen dieser zwo Städte hatten einerley Plan: eine war die Hauptstadt in Osten, die andere im Abendlande.

Um beyde Städte gleich zu machen, glaubte Constantin, wie es scheint, er müsse sogar die Misbräuche von Rom nach Constantinopel übertragen. Er führte dort ohne Bedürfniß Austheilungen von Korne, Oele, u. d. gl. ein; und merkte nicht, daß dieser Brauch zu Rom ein Misbrauch war, welchen die Umstände veranlasset, und nicht mehr gestattet hatten aufzuheben.

Constantin starb mit dem Zunamen des Großen, im vier und sechszigsten Jahre seines Alters, und im ein und dreyßigsten seiner Regierung. Er hatte die Taufe kurze Zeit vorher empfangen.

Wenn wir nicht Thatsachen hätten, so könnten wir uns unmöglich einen Begriff von diesem Kaiser machen: denn die Schriftsteller fällen ganz verschiedene Urtheile von ihm, je nachdem sie ihn für die Religion oder Sekte, der sie zugethan waren, günstig oder ungünstig fanden. Aber seine Lobredner selbst geben ihm Schuld, daß er sein Zutrauen allzu leicht verschenket, und nicht Kraft gehabt habe, jene zu bestrafen, die es misbrauchten; woraus viele Unordnungen entstanden sind. Unterdessen begegnete ihm zuweilen, daß er allzu unüberlegt strafte: ich will nur ein Beyspiel davon anführen. Fausta,

seine

seine zweyte Frau, welche mit neidischen Augen sah, daß Crispus, sein Sohn erster Ehe, ihren Kindern vorgieng, verleumdete diesen Prinzen, und klagte ihn der Aufruhr und anderer Verbrechen an. Constantin, ohne zu untersuchen, verurtheilte seinen Sohn zum Tode, und als er einige Zeit hernach seine Unschuld erkannt hatte, ließ er eben so übereilt Fausta, und mit ihr eine große Menge schuldiger und unschuldiger Personen, hinrichten. Seine Frömmigkeit sogar, die sich niemals verleugnete, gab Anlaß zu großen Uebeln, weil er nicht Beurtheilung genug hatte, sich vor den Heuchlern zu bewahren, die sie ihm an die Seite herbeyzog.

III. Kapitel.

Von dem Zustande des Reiches um die Zeiten Constantins.

Man könnte sich schwerlich von der Entkräftung des Reiches einen Begriff machen. Seit langer Zeit wurden die Provinzen durch die Einfälle der Barbarn, oder durch bürgerliche Kriege verheeret. Die glänzendsten Siege waren verderblich: der Verlurst wurde ohne Unterlaß erneuert, und niemals ersetzet

Das Elend war allgemein; und gleichwohl wurden die Auflagen vervielfältigt, so wie die Völker verarmten. Das Reich konnte sich nicht erhalten, und durch die Anstrengungen, welche

welche man vornahm, um es zu unterstützen, wurde es je mehr und mehr geschwächet. Diese Zeit der Entkräftung wählete Constantin um Constantinopel zu bauen; das ist, eine Stadt, die er auf einmal Rom gleichmachen wollte. Hätte er dann, um seinen Stolz oder seine Eitelkeit zu befriedigen, sich auf unermeßliche Ausgaben einlassen sollen, die es ihm zur Nothwendigkeit machten, die Völker noch mehr zu bedrücken?

Er gieng noch weiter: er führte den Luxus in seiner neuen Hauptstadt ein: er sah die äußerliche Pracht für eine nothwendige Eigenschaft seiner Hoheit an. Er trug eine Krone auf dem Haupte: sein Kleid war mit Perlen gezieret: sein Gefolg war zahlreich: er hätte seine Söhne nicht für würdige Erben gehalten, wenn er ihnen keine Hofstatt gegeben hätte, die er für ihr Herkommen anständig, und zur Bildung ihrer Seele für schicklich achtete. Mit einem Worte, er machte sich groß in allem, was ihn umgab, und er schien groß, weil der Pöbel glaubet, die Fürsten seyn das, wofür sie sich ausgeben wollen. Man könnte zwar diese Vorwürfe zum Theile einigen von seinen Vorgängern machen; aber Constantin hätte den Luxus weniger befördern als abbringen sollen: gleichwohl hat er ihn noch vermehret.

Die eiteln Titel, wovon er den Gebrauch einführte, vergrößerten diese Unordnung: denn die Großen würden weniger als nichts geschienen haben, wenn sie ohne Pracht, wie ohne

Amt

Amt gewesen wären; und im Grunde waren sie nur ein Theil des Luxus von Constantins Hofe.

Andere Uebel entstanden aus der Verschiedenheit der Religionen, und aus der Menge der Sekten. Sie verfolgten einander wechselweise, und hetzten die Fürsten gegen die Unterthanen auf, als ob man die Völker vertilgen müßte, um den Gottesdienst einzuführen. Der Hof war von Heuchlern angefüllt: falsche Christen schmeuchelten den Lastern des Regenten: die Strengheit der Gebothe verschwand: die Sittenlehre des Evangeliums wurde verunehrt, und der Kaiser überredete sich, daß zu seinem Heile nichts weiter erfoderlich wäre, als die Sekte zu schützen, die er angenommen hatte, und alle übrige zu verfolgen.

Bis auf Constantin war Italien gleichsam das Haupt des Reiches gewesen. Sogar in den bürgerlichen Kriegen schien man nicht so viel die Waffen zu ergreifen, um Italien zu bezwingen, als um dieser Provinz alle übrige unterwürfig zu machen. Deßhalben ließ man sie allezeit dem Senate, und dadurch, wie es schien, hatte man ihm alles gelassen. Fürwahr, die Kaiser schienen in den andern Theilen des Reiches nur als Minister oder Feldherren dieser Versammlung zu gebiethen. In den Theilungen, welche die Dreymänner Antonius, August, und Lepidus machten, eignete sich keiner von ihnen Italien zu. Diese Staatsklugheit, die bis auf Diokletian daurete, war ein Geständniß, daß

die Oberherrlichkeit von Rechtswegen der Nation allein gebührte; und daß die Kaiser ihre Macht nur kraft der Titel ausübten, die sie von dem Senate erhielten, wie heut zu Tage die Minister unter Königen dieselbe ausüben.

Freylich hatte der Senat, welcher der Gewalt weichen mußte, selten freye Hand in der Wahl: aber die Feldherren haben endlich niemals geglaubet, daß die Soldaten das Recht hätten, das Reich zu vergeben; und obschon sie an der Spitze der Heere standen, die sie erwählet hatten, so begehrten sie dennoch vom Senate die Amtswürden und die Titel, an welchen die Ausübung der Macht hieng. Eine Bemerkung bestätiget noch die Rechte, die dieser Versammlung eigen waren; nämlich, daß sie nicht allezeit die Macht von gleicher Ausdehnung mittheilte. Sie erlaubte zum Beyspiele jedem Kaiser, bey jeder Sitzung Geschäffte in Vorschlag zu bringen: aber sie bestimmte die Zahl auf eines, zwey, drey, vier, und bis auf fünf; und die Gewalt der Kaiser in diesem Stücke ist nicht allezeit einerley gewesen.

Der Kaiser war eigentlich nur ein Glied des Senats: er erschien bey den Sitzungen nur als der erste unter seines gleichen. Das Recht, den Vorsitz zu haben, war nicht an seine Person geheftet: er übte es nur damals aus, wann er der jährliche Bürgermeister war. Dann schlug er Geschäffte vor, sammelte die Stimmen, und vertrat alle Verrichtungen des Bürgermei-

steramts. Aber sein Amtsgehülfe vertrat sie wechselweise, und mit der nämlichen Gewalt.

Wann er vorbestimmter Bürgermeister war, hatte er nur das Recht, seine Meynung zu sagen, wie es jeder andere Senator gehabt hätte; und die Rangordnung, in welcher er sie zu sagen hatte, wo er nicht im Amte war, scheint nicht ausgemacht gewesen zu seyn. Man weis nur, daß seine Stimme bloß für eine galt, und daß sie niemals vorschlagend gewesen ist. Man darf sich also den Kaiser in dem Senate nicht als einen Monarchen vorstellen, der in seinem Rathe, ohne auf die Zahl der Stimmen zu achten, allein entschließt, was ihn gut dünket. Der Senat gab den Ausschlag, und die Verordnungen lauteten in seinem Namen, und niemals im Namen des Fürsten. Das ist wahr, daß der Kaiser kraft seiner zunftmeisterlichen Gewalt die Berathschlagungen zu hemmen vermochte.

Diesen Begriff haben sich die guten Fürsten von ihrer Gewalt gemacht, und diesen müssen wir uns auch davon machen: es wäre unvernünftig, die Rechte der kaiserlichen Macht in den Misbräuchen der Tyrannen zu suchen. Man muß also die Senatore, die sich diesen Ungeheuern widersetzten, nicht für Aufrührer ansehen. Weil die Oberherrschaft von ihnen allein herkam, so hatten sie das Recht, jene zu urtheilen, denen sie die Ausübung derselbigen anvertrauet hatten; und wenn sie alle zusammen den

Nero

Nero verdammten, so waren sie keine Rebellen, sondern Regenten, die ihren Minister richteten.

So weit auch immer die Schmeuchelen unter den bösen Fürsten war getrieben worden, so hat man es doch niemals gewaget ihnen zu sagen, daß alle Gewalt von ihnen herkomme, und daß der Senat keine andere Macht habe, als die sie ihm mittheilen wollten. Dieser Satz, der allen bekannten Meynungen widersprach, würde selbst durch die Form der Regierung allzu sehr widerlegt worden seyn. Doch hat es eine Zeit gegeben, wo man zu Constantins Nachfolgern, und vieleicht zu Constantin selbsten sagte, die ganze Macht des Volkes sey an die Kaiser überlassen, und in ihrer einzigen Person vereiniget worden. Wenn dieser Satz damals wahr gewesen ist, so hat er die Rechte des Volkes bestätiget, und bewiesen, wie sehr man in dieselben eingegriffen hatte.

Ich habe die Regierung Constantins gewählet, um von den Rechten des Senats und des Kaisers einen genauen Begriff zu geben, weil ich dafür hielt, daß die Zeit, wo die alte Regierung aufhört und die neue anfängt, der günstige Umstand sey, um beyde begreiflich zu machen. Itzt wollen wir sehen wie der Senat allmählig, ich sage nicht seine Rechte, aber seine Macht verloren hat.

Gallian versetzte ihm den ersten Streich durch das Gesetz, welches den Senatoren den Kriegsdienst verboth, und sie auf die bürgerlichen

Verrichtungen einschränkte. Dadurch waren sie völlig entwaffnet, und die geringe Achtung, die sie in dem Sinne der Soldaten noch besaßen, war vollends umgestürzet.

Nachdem der Senat herabgesetzt war, fiel es den Kaisern leicht, aller Provinzen sich zu bemächtigen, auch Italien nicht ausgenommen. Diokletian, Maximian, Galerius, und Constantius hatten dann keine Rücksicht auf die Theilung, die gemacht worden war, und die man bisher in Acht genommen hatte. Zuvor hatten die Tyrannen ihre Macht unsinnig gemisbraucht; aber die Misbräuche konnten zum wenigsten durch ihre Nachfolger verbessert werden. Der ausgedachte Plan Diokletians ließ nicht die nämliche Hoffnung übrig, und er war der Anfang des Despotismus. Sein Betragen ist dann eine offenbare Usurpation. Ein einziges Ding könnte ihn entschuldigen daß er nur usurpirte um das Reich zu beschützen, und daß er es zwanzig Jahre lang rühmlich regieret hat.

Aber nichts entschuldiget Constantinen, der die Usurpation auf das höchste trieb, da er den Sitz des Reiches nach Constantinopel verlegte. Das entvölkerte Italien wurde je mehr und mehr zu Grunde gerichtet, weil alle Schätze nach Morgenland übergiengen, und gleichwohl die Kaiser fortfuhren, von dieser Provinz die nämlichen Abgaben zu fodern, wobey sie nur rechneten, was sie allezeit bezahlt hatte, und auf das Elend nicht merkten, worein sie dieselbige gestüzet hatten.

ten. Da verlor nun die Stadt Rom all ihren Glanz; und die Rechte des Senats schienen nichts mehr, als alte Ansprüche zu seyn, welche die Höflinge für Chimären ausgaben. Man fragte ihn nicht mehr um Rath, und wenn er noch fortfuhr, den Kaisern Amtsstellen zu übertragen, so würdigten sich diese nicht, Titel anzunehmen, welche entdeckten, woher ihre Macht sich herschrieb. Ja, um sogar die geringsten Spuren der republikanischen Regierung auszulöschen, nahm Constantin die vier Anfangsbuchstaben aus dem Labarum weg, die auf den Senat und das römische Volk deuteten. Er brauchte zwar den Vorwand, daß er das Zeichen Jesu Christi darauf setzte: aber seine Ehrerbiethung für die Religion hätte keineswegs jene Ehrerbiethung ausschließen sollen, die er einer Versammlung schuldig war, von welcher er all seine Macht hatte. Im Gegentheile war die Religion ein Beweggrund mehr, nicht ungerecht zu usurpiren, eine unbeschränkte Herrschaft zu fürchten, und die Rechte des Senats zu erkennen.

Der Kaisersitz konnte von einem Orte zum andern verleget werden; aber der Sitz des Reiches nicht. Dieser war von Rechtswegen dahin geheftet, wo die Oberherrschaft sich befand, das ist, auf den Senat, und jener mußte allenthalben aufgeschlagen werden, wo die Gegenwart des Kaisers, als Feldobersten, nothwendig war: folglich ist allezeit ein wesentlicher Unter-

schied zwischen den zwoen Hauptstädten und den zweenen Senaten gewesen.

Der Senat zu Constantinopel hatte alle seine Gewalt von den Kaisern, und die Kaiser hatten die ihrige von dem Senate zu Rom. Wenn sie Constantin hätte vollkommen gleich machen können, da er ihnen einerley Rechte einräumte, so würde ers nicht gethan haben: denn er hätte zween Herren bekommen.

Der Senat zu Constantinopel hatte dann nur eine entlehnte Gewalt. Man sah an ihm jene Majestät nicht, wovon am Senate zu Rom wenigst ein Schatten zurückblieb, welcher einen Theil seines Glanzes hätte wieder erlangen können, wenn nicht der Fürst den Despotismus der rechtmäßigen Macht vorgezogen hätte.

Allein die Gegenwart des Kaisers, und eine Menge Freyheiten gaben dem Senate zu Constantinopel eine Art von Hoheit, die ihn dem Scheine nach dem römischen Senate gleich machte: die Schmeucheley stellte sich an, als ob sie zwischen beyden keinen Unterschied sähe, theils weil sie Constantins Werk erheben wollte, theils weil die Unwissenheit die Sprache der Schmeucheley annahm, und die Rechte der Oberherrschaft dem römischen Senate entwendete, ohne sie dem Senate zu Constantinopel zu geben, da sie beyde für gleich gelten ließ. Alles wurde verwirret, und diese Verwirrung ist noch in den Geschichtschreibern sichtbar. Man vergaß also völlig der Usurpationen, die geschehen waren.

Der

Der Despotismus nahm zu: er wurde zur Gewohnheit: er daurete unter den besten Fürsten noch fort. Diese Regierungsart, die an sich schlecht ist, war es vorzüglich für ein erschöpftes Reich. Wenn Constantin geglaubet hat, kein Usurpator zu seyn; wenn er die Ungerechtigtigkeit des Despotismus nicht merkte; wenn er die Misbräuche davon nicht vorgesehen hat, so muß man gestehen, es habe ihm an Einsicht gemangelt.

Es hatte schon mehr Kaiser auf einmal gegeben: aber das Reich, welches unter Mark Aurel und Diokletian nicht zertrennt gewesen war, wurde es in der That, als Galerius und Constantius Auguste wurden. Constantin würde den Uebeln abgeholfen haben, von denen er Augenzeuge gewesen war, wenn er dem Reiche nur einen Gebiether aufgestellt hätte. Allein er wollte es lieber unter seine Kinder vertheilen, und er vermachte es, wie sein eigen Vermögen. Es werden daraus bürgerliche Kriege, und der Untergang seiner Familie entstehen. Das sind die Früchte des leidigen Despotismus.

IV. Kapitel.

Von den großen Reichen und Völkern, die nach dem Tode Constantins das römische Reich umgaben.

Es hat große Staatsveränderungen gegeben, die ich kaum berühret habe, und von denen man gleichwohl etwas wissen muß. Vieleicht fraget man, warum ich so wenig nach der Zeitordnung gegangen bin; und man wird sich wundern, daß ich mich in den Nothfall gesetzet habe, den Lauf des römischen Reiches auf gewisse Art zu hemmen um zu Begebenheiten zurückzukehren, die ich hätte früher vor die Hand nehmen können. Aber weil man nur durch Vergleichungen unterrichtet wird, so muß man, wie ich glaube, oft die entferntsten Dinge zusammen halten. Deßhalben bin ich der Meynung, daß der Zeitpunkt, wo das römische Reich seinem Untergang nahe ist, der günstige Augenblick sey, um die großen Reiche zu betrachten, die gewesen sind, und nun nicht mehr sind.

Die Römer hielten sich für die Gebiether der Welt: unterdessen war ihr Reich, welches in sich selbst zu groß war sich zu erhalten, dennoch klein genug gegen die weiten Länder, die es umgaben. Da sie verdammet waren, nichts als jene Oerter zu entdecken, wo sie ihre Waffen ausbreiteten, rechneten sie alles übrige für nichts, was weiter hinausreichte. Sie kannten die Völker nicht, von denen sie erobert werden soll-

sollten; und sie bildeten sich ein, daß ihr Reich, dessen Dauer sie eben so unrichtig als den Umfang beurtheilten, nur mit der Welt ein Ende nehmen könnte. Da es von Wichtigkeit ist, die äußerlichen Ursachen zu kennen, welche den Umsturz der Römer vollends befördert haben, so ist hier der Zeitpunkt, einen Begriff von denen Nationen zu geben, die sie Barbarn nannten: ja, ich glaube, daß die Schilderung, die ich davon entwerfen will, itzt weit lehrreicher ausfallen werde, als wenn ich sie früher vor Augen geleget hätte.

Das assyrische Reich, das älteste so wir kennen, ist auch eines der weitschichtigsten gewesen. Es gränzete westwärts an das mittelländische Meer; ostwärts an den Indus; südwärts an Arabien, an die persische Meerenge, und das erythräische Meer; nordwärts an das schwarze Meer, an das kaspische Meer, und an eine Reihe von Bergen, die sich von dem kaspischen Meere bis an die Nordseite des Flusses Hermandus erstrecken. Das sieht man aus einer Inschrift, die gemacht worden war, um das Andenken von den Eroberungen der Semiramis zu erhalten.

Weiterfort, zwischen dem Indus und Ganges, ist das eigentliche Indien. Schon mehr als zwey tausend Jahre vor Christi Geburt waren schon Pflanzvölker, wie es scheint, in diese zwo Gegenden Asiens gekommen. Ja, wenn wir dem Ktesias glauben, so wurde Semiramis von einem Könige in Indien geschlagen,

welchem er noch ein größeres Kriegsheer zuschreibt, als er dieser Königinn zugeschrieben hat. Aber wir kennen die alten Völker nur aus unsichern Sagen. Eben also verhält es sich mit den Aegyptiern, von denen man behauptet, daß ihr Reich schon in den entferntsten Zeiten geblühet habe. Die gleiche Beschaffenheit hat es mit dem Reiche der Titane, die einen großen Theil Europens beherrscheten, wenn wir griechischen Sagen einen Glauben beymessen. Wenn die alten Schriftsteller von den übrigen Theilen der Erde mehr gewußt hätten, so würden sie auch davon Sagen gefunden, und ohne Zweifel Reiche erschaffen haben. Ihr Stillschweigen läßt uns also muthmaßen, daß sie entweder öde, oder von ungesitteten Völkern bewohnt gewesen sind.

Unterdessen muß man beobachten, daß die alten Sagen sich nur auf eine Gegend beziehen, die von der Abendseite Europens bis an die Morgenseite Asiens mit mehr oder weniger Ausbreitung reichet: denn diese Anmerkung scheint zu beweisen, daß derselbige Landstrich für die Bevölkerung, und für die Verfeinerung des menschlichen Verstandes, der aller Orten mit Fabeln angefangen hat, zum tauglichsten sey. Die Wahrheit ließ sich nur bey einem einzigen Volke blicken, und Gott selbsten hat sie bey ihm bewahren müssen.

Da das Reich Alexanders und das Reich der Römer aus verschiedenen Königreichen entstanden

standen sind, so urtheilen wir, es habe mit dem assyrischen Reiche die nämliche Beschaffenheit gehabt, und wir bilden uns eine Menge Königreiche ein, die zuvor gewesen sind, worzu man viele Staatsverändrungen und viele Jahrhunderte vermuthen müßte. Wir brauchen nämlich allezit die Worte Königreiche und Reiche, obschon die Dinge, die wir durch diese Worte ausdrücken, nach Zeit und Umständen sehr verschieden gewesen seyn müssen. Sicher ist es, daß zu Abrahams Zeiten der Ackerbau in Asien nicht so allgemein ausgebreitet war, und daß es damals nur Schaaren von Hirten gegeben hat, die von einer Provinz in die andere wanderten. Allein über dergleichen Völker ist es nicht möglich die nämliche Herrschaft auszuüben, wie über Leute, von denen jeder sein Feld bauet, oder in den Städten sich auf die Künste verlegt. Zum wenigsten, so oft sie sich werden entfernen können, welches oft geschehen muß, wird es ihnen leicht seyn ihre Freyheit zu erhalten. Sie werden fliehen, bis sie durch Meere, Flüsse, oder Berge aufgehalten werden; und weil sie noch weiter fliehen müssen, um frey zu bleiben, werden sie auch diese Hindernisse übersteigen. So sind in der That die Gränzen des assyrischen Reiches beschaffen gewesen.

Die Könige von Assyrien hatten dann angesessene Schaaren, welche die Erde baueten, und irrende Hirtenschaaren zu Unterthanen. Man denke sich ohngefähr die Gewalt, die sie über

die

die ersten hatten, nach jener, die unsere Regenten ausüben; aber wir können nicht vermuthen, daß sie eben so viel Gewalt über die lezten gehabt haben. Um alle diese wandernden Schaaren unter gleiches Joch zu bringen, hätten sie immer allenthalben eine überlegene Kriegsmacht halten müssen. Das war unmöglich: folglich waren sie der Gefahr ausgesezt, ihre Herrschaft über eine Provinz zu verlieren, indessen daß sie dieselbige über eine neue Provinz ausbreiteten. Deßhalben stelle ich mir Ninus als einen Führer vor, der sich allenthalben schreckbar machete, und der alle seine Eroberungen nicht sicher zu stellen wußte. Aller Orten, wo er hinkam, legte er sein Joch auf; so bald er vorüber war, schüttelte man es ab; oder behielt man es noch, so wars aus Besorgniß, daß er zurückkehren möchte. Also erhielt er mehr Furcht als Gehorsam. Unterdessen konnte eine Ursache seine Macht befördern, weil nämlich die schwachen Schaaren unter seinem Schutze vor allem Angriffe gesichert waren.

Ich glaube sogar, wenn wir von den alten Völkern sprechen, daß wir mit den Worten Krieg und Eroberungen, wie mit den Worten Reich und Königreich, falsche Begriffe verbinden. Denn mir deucht, es seyn viele Jahrhunderte vergangen, ehe man auf den Gedanken kam, große Provinzen zu unterjochen, und große Kriegsheere auszuheben. Fürwahr, die alten Sagen machen aus Bacchus keinen solchen

chen Eroberer, wie jene gewesen sind, die nachmals auftraten, als sie ihn zur Eroberung Indiens ausziehen lassen, wo er Weiber und Männer unter einander für Soldaten, und Thyrsenstäbe und Trommeln für Waffen hatte.

Meines Dünkens sind die ersten Eroberer also beschaffen gewesen. Sie waren Führer, die an der Spitze eines Trupps mit Lärmen und Aufsehen auszogen, mehr um zu überraschen als zu erschrecken. Wenn sie dem Scheine nach ein Ansehen über andere Schaaren erlangten, so geschah es, weil man, anstatt sie zu fliehen, aus Neugierde zulief, und ihnen nachfolgte, um von ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens zu lernen. Ich sehe nicht, daß zu den Zeiten, wo ein Theil der Völker noch herumirrte, die Menschen bedorft haben sich einander zu vertilgen. Man mußte dortmals denken, daß jede Schaar von Natur unabhängig sey; und dieses Vorurtheil ermunterte sie vielmehr, einander beyzuspringen, als auf das zu verfallen, was wir Reich oder Herrschaft heißen. Ich glaube dann, daß die Wohlthätigkeit die erste Waffe jener Männer gewesen sey, die man für Eroberer ausgegeben hat. Wie es immer seyn mag, so zerfällt ein Reich, wie des Ninus Reich war, von sich selbsten, und wenn ein friedfertiger Fürst darzukömmt, so wird er sich in ganz enge Gränzen einschränken: und das hat unter Ninias geschehen müssen, obschon es die Geschichtschreiber nicht anmerken.

Ohn-

Ohngefähr sechszehn Jahrhunderte vor Christi Geburt machte sich Sesostris bis an den Ganges, Tanais, und die Donau furchtbar, nachdem er sich schon in Libyen, Aethiopien, Arabien furchtbar gemacht hatte; und die Geschichtschreiber sind so genau, daß sie anmerken, er sey durch Mangel an Lebensmittel in Thracien aufgehalten worden. Ich muß mich wundern, daß er sich in diesem Lande nicht habe damit zu versehen gewußt, da er sich doch in so viel andern Ländern darmit versehen hatte; oder daß es ihm anderwärts nicht daran gemangelt habe, wenn es ihm in Thracien gemangelt hat. Diesen flüchtigen Zug nannte man Eroberung, und das ägyptische Reich, welches auf einer Seite aufhörte, wenn es von einer andern anfieng, flog wie ein Schatten über die Fläche hin, die Sesostris durchlaufen hatte. Man sieht, daß dieser Eroberer von dem Begriffe, den ich mir von den Reichen dieser entfernten Zeiten gemacht habe, einen Beweis giebt. Die einzige Frucht, die er von seinem Streifzuge hatte, schien darinn zu bestehen, daß er nach Aegypten viele Schätze und viele Gefangene brachte. Dieß ist also, was man damals erobern nannte: die Rede war nicht so viel von Erwerbung neuer Provinzen, als von Vermehrung der Reichthümer und der Bevölkerung der alten Provinzen; und nur die fremden Nationen fühlten die Bürden des Krieges. Heut zu Tage machen wir uns weit

andere

andere und weit unvernünftigere Begriffe. Denn man wird sehen, daß man Fürsten Eroberer heißen wird, die ihre Staaten zu Grunde richteten, um neue Oerter zu gewinnen, die sie auch bey Schließung des Friedens wieder zurückgaben; also, daß es scheint, sie haben die Waffen ergriffen, um ihre Provinzen zu verwüsten.

Der kriegerische Zug des Sesostris schwächte ohne Zweifel die Monarchie der Assyrier, und war günstig für die Völker, welche das Joch abwerfen wollten. Alsdann entstanden verschiedene Königreiche, wie Phrygien, Lydien, und Troja gewesen sind. Ja, auch Palästina muß sich damals oder einige Zeit hernach der Herrschaft der Assyrier entzogen haben, obschon sie sich den Hebräern nicht widersetzten, die sich um 1440 vor Christi Geburt daselbst niederließen.

Die irrenden Schaaren müssen oft durch die Päße, welche das nordwärts gelegene Gebirg ihnen anboth, der Herrschaft der Könige von Assyrien entgangen seyn. Sie breiteten sich also von dieser Seite aus, aber mit Verdrusse, daß sie fruchtbarere Gegenden verlassen mußten, und sie warteten nur auf Gelegenheit, wo sie wieder dahin zurückkehren mochten. Sie erweckten vermuthlich auch bey andern die Begierde ihnen zu folgen: sie kamen, als Sesostris abgezogen war; und nun setzten sie sich unter dem Namen der Parther in der Gegend des kaspischen Meeres an.

Da dieser Einfall der nordischen Völker der älteste ist, von dem die Geschichte das Anden-

ken

ken erhalten hat, so wird nicht unschicklich seyn, bey dieser Gelegenheit einige Anmerkungen über diese Völker zu machen, damit wir nicht mehr darmit zu thun haben müssen.

Die Alten vermengten unter dem Namen der Scythier alle Nationen des nordlichen Asiens, weil vieleicht dieß der Name von einer der nächsten und bekanntesten gewesen ist.

Es ist ausgemacht, daß die Völker in Asien, die zuerst gesittet geworden sind, gegen Mittag des schwarzen Meeres, des kaspischen Meeres, und der Berge, die diesen Landstrich von Westen gegen Osten trennen, gewohnet haben. Gegen Norden dieser Gränzen waren alle Völker Jäger, Fischer, und sonderbar Hirten. Sie bestanden aus Horden, die von einem Lande zum andern wanderten, die sich beständig einander vertrieben, sich abtheilten, sich vermengten. Durch die fruchtbarsten Felder gelocket, sind diese Barbarn oft in das mittägliche Asien eingefallen. Sie haben mehr als einmal China, Indien, Persien, Syrien unterjochet, Europa durchwandert, und den Untergang des römischen Reiches zu Ende gebracht.

Aber vor diesen großen Staatsveränderungen sind viele andere vorausgegangen. Bald haben die gesitteten Nationen den Barbarn Felder einräumen müssen, und ein andermal haben sie dieselbigen zurückgetrieben, und in den Ländern, die sie ihnen wegnahmen, Pflanzstädte angelegt. Man begreift wohl, daß wegen

gen der Niederlassung, die diese Völker wechselweise bey einander machten, die Barbarey, die sich gegen Mittag ausbreitete, oft die Aufnahme der Künste verhinderte; und daß die Gesetze, die in Norden gemacht wurden, unvermerklich neue Nationen gesittet gemacht haben.

Es hat viele Auswanderungen, und folglich viele Vermischungen gegeben ehe die Menschen sich niederlassen konnten. Man sieht noch Spuren von diesen Auswanderungen im südlichen Asien zur Zeit Abrahans, weil es dort irrende Hirtenschaaren gegeben hat. Was die nordischen Völker betrifft, so kannten sie kein anderes, als das wandernde Leben, und die Schaaren waren dort ungesitteter, weil sie nicht unter den gesitteten Nationen herumwanderten.

Aus dieser Lebensart entspringt eine Verwirrung, welche nicht verstattet, nach dem Ursprunge der alten Völker zurückzuforschen: sonderbar wäre es unmöglich zu bestimmen, was es für Familien gewesen sind, die sich zuerst im nordlichen Asien niederließen. Alle diese Barbarn sind unbekannt gewesen, so lang sie die Oerter nicht verlassen haben, wo sie gebohren waren; und da sie durch Einfälle bekannt geworden sind, so waren ihre verschiedenen Schaaren ohne Zweifel schon auf mancherley Art vermischet, und hatten öfters ihren Namen verändert. Bald wird man die Schaaren, die man nicht kannte, mit dem Namen derjenigen beleget haben, die man zu erst gekannt hatte, wie zum Beyspiele die

Scythen: bald wird man ihnen einen Namen gegeben haben, der eine nähere Beziehung auf ihren Ursprung hatte, wie zum Beyspiele die Nomaden. Denn dieser letzte bedeutet Völker, die beständig ihren Wohnplatz verändern, um neue Weyden zu suchen.

Die Chineser, wie es scheint, sind in einer bessern Lage gewesen, einige von diesen barbarischen Nationen zu kennen. Herr de Guignes, der in ihren Schriftstellern den Ursprung davon gesuchet hat, glaubet, daß die Hunnen, die nordwärts an China gränzten, eine der ältesten sind, und daß die Türken, die Tartarn, die Mogoln, und andere Völker, von denen wir zu sprechen Gelegenheit haben werden, von ihnen hergekommen. Man sieht in der Geschichte, die er von ihnen herausgab, Kriege, Erobrungen, Königreiche, Regierungen, und zahlreiche Verändrungen, die den Chinesern nicht verstattet haben, alle diese barbarischen Völker zu unterscheiden, wenn man ihnen immer so viele Kritik zutrauen wollte. Ueberdas reichet erst diese Geschichte nicht allzuweit. Es wären auch solche Untersuchungen von geringem Nutzen für uns; und wir wollen uns genügen lassen, mit dem, was man von der Lebensart dieser Völker weiß.

Die Nordseite des schwarzen Meeres, des kaspischen Meeres, des Oxus, Indiens, und des chinesischen Reiches wird heut zu Tage von

Nationen bewohnt, die wir unter dem Namen der Tartarn vermengen. Ihre Häupter werden Khan geheißen, deren Ansehen ohne Zweifel mehr von ihrer Geschicklichkeit, als von irgend einer bestimmten Regel abhängt. Man kann also in dieser Absicht unmöglich etwas sicheres sagen.

Dieses weite Land wird durch Wüsten, Flüsse, und Berge durchschnitten: und die Völker, die niemals einig sind, leben da beständig im Kriege mit einander. Das sind Hindernisse, welche die Einführung des Handels, und die Verfeinerung der Sitten bey ihnen verhindern. Jene, die an den Gränzen gesitteter Nationen wohnen, sind ein Bißchen minder ungesittet. Bald sind sie furchtbar, bald abhängig; aber die Gewalt, die man über sie hat, ist sehr eingeschränkt, und man muß behutsam mit ihnen verfahren.

Die Lebensart, welche sie angenommen haben, ist der Beschaffenheit des Landstrichs angemessen: sie wandern mit ihren Heerden auf den Feldern herum, die durch große Flüsse und eine Menge kleiner Bäche befeuchtet werden, und ihnen häufiges Futter anbiethen.

Da sie beständig im Kriege begriffen sind, so sind sie eben so viel Soldaten als Hirten, weil sie nirgends freye Hand haben, als wo sie die stärkern gewesen sind. Also zwinget eine Schaar, die sich in einer gewissen Strecke Landes furchtbar gemacht hat, mehr andere Schaaren, ihre Ueberlegen-

heit zu erkennen; und ein Khan stiftet sich ein Reich, das für eine Zeit mächtig werden mag, aber nicht dauerhaft seyn kann.

Alle sind beritten, theils weil das Land Ueberfluß an Pferden hat, theils weil sie bemüßiget sind, oft große Streifzüge zu machen. Sie haben Wagen, welche beweglichen Häusern gleichen, und worinnen sie ihre Weiber, ihre Kinder, ihr Gepäck fortschaffen, und ihre Wohnung aufschlagen. Es giebt einige, welche Aecker besäen, und gleichwohl lassen sie sich nicht häuslich nieder: weil auch die Heerden den Hauptgegenstand ihres Unterhalts ausmachen, so sind sie gezwungen, eine Gegend zu verlassen, sobald sie das Futter darauf verzehret haben. Andere haben sich häuslich angesetzt; aber sie sind darum nicht viel gesitteter. Ihre Hütten gleichen eher Gezelten als Häusern; und da sie das Beutemachen dem Ackerbaue vorziehen; so fallen sie beständig auf ihre Nachbarn aus, und werden nur durch die Furcht im Zaume gehalten.

Also sind noch heut zu Tage die Tartarn beschaffen, und man kann schließen, wie groß die Barbarey der Hunnen und Scythen gewesen sey. Fürwahr, man findet ohngefähr einerley Bräuche und einerley Sitten bey ihnen; entweder weil sie alle von einerley Herkunft abstammen, oder vielmehr, weil sie nach einander die nämlichen oder ähnliche Länder bewohnet haben. Denn die Menschen richten ihre Bedürf-

nisse

nisse nach den Gegenden ein, und sie wählen eine Lebensart nach ihren Bedürfnissen. Sie könnten also verschiedene Sitten haben, obschon sie von einerley Herkunft wären: und gleiche Sitten, obschon ihre Herkunft verschieden seyn möchte.

Wenn wir nun betrachten, daß jener Theil von Asien, welcher unfruchtbare Länder und Berge hat, von den gesitteten Nationen durch Gränzen geschieden ist, die schwerlich durch die Kunst überstiegen werden können, so mögen wir schließen, daß die dortigen Einwohner von Natur eine wilde Gemüthsart annehmen müssen. Wenn wir über das häufige Weyden daselbst antreffen, so wird es uns nicht wundern, daß die Einwohner ihren Unterhalt von den Heerden suchen, deren sie mit aller Sorgfalt pflegen. Sie werden alle Soldaten seyn, weil das wandernde Leben ein beständiger Kriegsstand ist; und sie werden all ihre Stärke auf die Reiterey setzen, weil die weiten Wüsten, die sie durchzulaufen haben, sie nöthigen, immer beynahe im Sattel zu sitzen. Der Krieg wird dann ihre Hauptbeschäfftigung werden; er wird das Lieblingsstudium der Jugend, das einzige Mittel, Hochschätzung zu erlangen, und oft das einzige Mittel zu leben seyn. Es ist kein Wunder, daß solche Völker große Staatsveränderungen veranlasset haben, wann sie sich über Asien und Europa, das ist, über Nationen ausgossen, für welche der Krieg allezeit ein Unglück ist, und

die sich auch bey immerwährenden Siegen zu Grunde richten. Warum sollten sie solche nicht noch veranlassen können?

Sie würden zwar, wenn sie in die Provinzen einfielen, die heut zu Tage von gesitteten Nationen besetzet sind, im Anfange gegen zwey Hindernisse nichts ausrichten: gegen die Kriegskunst und die Festungen. Aber Barbarn, die an ein wanderndes Leben gewohnt sind, denken nicht daran sich fest zu setzen. Sie sind unfähig zu Besorgung der Dinge, die eine häusliche Niederlassung erfodert: sie würden bange seyn, wenn sie sich darum bekümmern müßten: sie brauchen nichts als Beute. Sie würden dann weiter nichts thun, als in die fruchtbaren Länder ausfallen, an welche sie gränzen; ja, sie würden bis an die Thore der befestigten Plätze kommen. Oft würden sie zwar geschlagen werden: aber die Siege wären für Nationen verderblich, bey denen das Geld die einzige Seele des Krieges ist; für Nationen, welche der Luxus weichlich gemacht hat; wo die Regierung destoweniger Rettungsmittel weiß, je fehlerhafter sie ist; die weder ihren Nutzen noch ihre Schwäche kennen; die sich einander durch Feldzüge ohne Absicht und ohne Vortheil aufreiben, und die nach vielen Niederlagen endlich ohne Festungen und ohne Soldaten bleiben müssen.

Unterdessen setzen die Horden ihre Einfälle fort, theils weil sie von der Beute gelocket werden, theils weil die allzugroße Bevölkerung

der

Länder, die sie bewohnen, sie in den Nothfall versetzet auszuwandern. Dann fangen die gesitteten Völker an, ihnen Landstriche abzutreten; sie verbinden sich mit einigen, um sich vor andern zu schützen. Bald werden die Kriege, welche sie führen, ihr einziges Mittel sich zu erhalten; sie haben keine andern Kräfte mehr; und es kömmt eine Zeit, wo die Barbarn ganze Heere, Felder, Städte anfüllen, und nun gewahr werden, daß sie zu gebiethen haben. Also haben sie ohngefähr die Provinzen des römischen Reichs überschwemmet.

Sechshundert etlich und dreyßig Jahre vor Christi Geburt breiteten sich die Scythen in Asien aus, verheerten es 28 Jahre lang, drangen in Judäa ein, kamen bis an die Gränzen Aegyptens, und zwangen Psametikus sich von der Plünderung loszukaufen: die Umstände waren günstig zu ihrem Einbruche: denn die Assyrier, die sehr geschwächet waren, standen im Kriege mit den Mediern, die sich empöret hatten. Unterdessen wurde durch die Sorgfalt, wormit diese zwey Völker ihre Provinzen vertheidigten, ein Theil der Barbarn in das westliche Scythien am Ufer des Tanais zurückgetrieben.

Bald darauf machte Cyaxarus, der König der Medier und Enkel des Dejoces, ein Bündniß mit Nabopolassar dem Könige Babylons und Vater des Nabukodonosor. Sie belagerten Ninive, nahmen es ein, schleiften es, und theilten das Reich von Assyrien unter sich.

Die Königreiche der Medier und der Babylonier wurden von Cyrus vertilget, der die Monarchie der Persier im Jahre 560 vor Christi Geburt stiftete, und der die Lydier, Hirkanier, Syrier, Assyrier, Saken (*), Araber, Baktrianer, Indianer, Kappadocier, Phrygier, Karier Cilicier, und viele andre Nationen unterjochte.

Man weiß, wie leicht diese große Monarchie von Alexandern umgestürzt wurde, und was nach dem Tode dieses Eroberers aus dem macedonischen Reiche geworden ist. Man hat Seleukus in Syrien mit Ruhme herrschen gesehen: aber dieses Königreich wurde bald geschwächet. Um das sechszigste Jahr nach der Zeitrechnung der Seleuciden, unter Antiochus dem Zweyten mit dem Zunamen Gott, reizte Arsaces die Parther zur Aufruhr, und legte den Grund zu einer neuen Monarchie. Theodorus nahm, nach seinem Beyspiele, den Titel eines

(*) Die Perser hießen jene Völker Saken, welche die Griechen Scythen nannten, und die wir Tartarn heißen. Aber die eigentlichen Saken wohnten am Ufer des Jaxartes, am Fuße des Bergs Imaus. Es scheint, es habe sich vor Cyrus eine von ihren Kolonien im mittäglichen Babylonien niedergelassen; sie seyn nachmals auf Baktriana, einen Theil von Armenien, eingefallen, und haben sich bis in Kappadocien ausgebreitet. Aber wir sind weit entfernet, alle Einbrüche der nordischen Völker zu kennen.

eines Königs von Baktriana an, wo er Statthalter war; und nachdem sich die vornehmsten Völker im Morgenlande nach einander empöret hatten, verlor Antiochus alle Provinzen, die jenseits des Euphrates gelegen waren.

Da es allezeit in Asien große Reiche gegeben hatte, so war es hart zu erwarten, daß alle diese neuen Monarchen sich in die Gränzen ihrer Staaten sollten einschränken lassen, der Ehrgeiz war dann eine Quelle von vielen Kriegen. Aber die Arsaciden waren die geschicktesten oder glücklichsten; also daß Mithridates, der fünfte König der Parther, seine Herrschaft über alle Länder erstreckte, die zwischen dem Berge Kaukasus, dem Euphrates, und Ganges gelegen sind. Da er seine Eroberungen bey diesen Gränzen endigte, die ihm die Natur gesetzt zu haben schien, machte er Frieden und Ueberfluß blühen, und ließ Tugenden an sich blicken, die seinen Verlurst bey seinen Unterthanen empfindlich machten.

Phraates der Erste, sein Sohn, der den König von Syrien besieget hatte, führete Krieg mit den Scythen, die er um Beystand angerufen, und verlor die Schlacht und das Leben. Die Scythen verheerten seine Staaten, und Artabanus, sein Oheim und Nachfolger, der gegen sie ausrückte, empfieng eine Wunde, an welcher er starb.

Endlich unter Pakorus dem II. einem Sohne des Artabanus, fiengen die Parther und Römer an, einander zu beobachten. Ja, dieser

König schickte Abgesandte an Sylla, um sich mit der Republik zu verbinden, und nachmals erneuerte er dieses Bündniß mit Lukullus. Zwey so kriegerische Völker konnten nicht lange verbunden bleiben, weil sie Nachbarn waren. Oft entstand Krieg zwischen ihnen; die Gränzen der zwey Reiche veränderten sich, und sie schwächten sich wechselweise, ohne sich vertilgen zu können. Unterdessen waren die Parther allezeit den Römern fürchterlich.

Die großen Monarchien sind schwach an sich selbst, eben auch dort, wann sie von außen zum allerstärksten scheinen, und diese Schwäche ist die Wirkung der Fehler in der Regierung, und zuweilen der Kriege, worauf die Regenten stolz thun. Sie erschöpfen sich durch ihre Siege.

Artabanus hatte die Römer besieget, und der Kaiser Makrinus war gezwungen worden, den Frieden zu kaufen. Es schien also, daß die Parther und ihr König nichts zu fürchten hätten. Unterdessen, als Artabanus bald wider die Persier zu Felde ziehen mußte, die sich empöret hatten, fiel er in die Hände der Rebellen, wurde getödtet, und sein Heer auf das Haupt geschlagen. Die Parther blieben unterthan; ein neues Reich der Persier fieng wieder an, und diese Veränderung war das Werk eines unternehmenden Soldaten. Die Entkräftung, worein die vorhergehenden Kriege die Monarchie der Parther gestürzet hatten, waren ein günsti-

günstiger Umstand für ihn. Er legte sich den Namen Artaxerxes bey. (217)

Kaum war er auf den Thron gelanget, so versuchte er seine Herrschaft über alle Provinzen zu erstrecken, die den Persiern angehöret hatten, und befahl den römischen Statthaltern, Syrien und Kleinasien zu räumen: und das gab Gelegenheit zu dem Kriege, den er mit Alexander Severus führete. Etliche von seinen Nachfolgern machten die nämlichen Ansprüche, und Sapor der II. rüstete sich, ihre Gültigkeit durchzusetzen, als Constantin starb.

Man hat in Europa Völker gesehen, die für ihre Freyheit eiferten, und allezeit hart zu überwinden waren: von dieser Art sind die Griechen, die Italiäner, die Spanier, die Teutschen, die Gallier, und die Britten gewesen. Man wird auch bemerken, daß diese Völker lange Zeit nur kleine Staaten ausgemacht haben, und daß man darunter nur zwo große Monarchien zählen kann; eine, die aus einem freyen Volke langsam entstanden ist, und die andere, bey welcher die Eroberungen nur alsdann schnell geschehen sind, wann sie außer Europa gelegen waren. In Asien dagegen herrschte der Despotismus: die Völker lebten dort in einer Art von Sklaverey: die vielen Staatsveränderungen geschahen beynahe ohne Hinderniß, und es entstanden allezeit große Monarchien. Will man die Ursache dieses Unterschieds erkennen, so kann man sie

leicht entdecken: man darf beynahe nur die Augen auf die Landkarte werfen.

Da wir das nordliche Asien betrachteten, haben wir gesehen, warum dieselbigen Völker allezeit ungesittet gewesen sind, und warum sie es noch sind. Die nämliche Beschaffenheit muß es mit Arabien haben, welches eine Halbinsel ist, die von der persischen Meerenge, und dem rothen Meere umgeben ist. Weil man darinnen große Wüsten, Berge und Haiden antrifft, so lassen sich die Völker, die darauf wohnen, nicht nieder, sondern irren schaarweise herum, und sind Hirten und Räuber. Das sind die Araber zu allen Zeiten gewesen, und sind es noch heut zu Tage. Nur diese Anmerkung will ich machen, daß sie weniger zu fürchten sind, als die Tartarn, weil der Himmelsstrich nicht tauglich ist, so gute Soldaten hervorzubringen.

Es giebt auch große Wüsten in Syrien, mitten in Persien, und an der mittäglichen Seite Persiens. Allein, eben diese Wüsten sind lauter Schlupfwinkel für die Räuber, die sich aller Herrschaft entziehen wollen. Es wäre kein Wunder, wenn irgend einer von ihren Anführern in Persien oder der Türkey eine Staatsveränderung verursachte.

Tartarn, die sich seit sechs oder siebenhundert Jahren an der südlichen Seite des kaspischen Meeres in den Bergen Armeniens angesetzt haben, beweisen, wie hart die Völker des nordlichen Asiens gesittet zu machen sind. Sie leben

ben ohngefähr, wie sie an den Ufern des Oxus und Jaxartes gelebet haben. Jene, die an der südlichen Seite des kaspischen Meeres wohnen, bauen zwar die Felder an; aber da ihr Hauptreichthum in den Heerden besteht, so bringen sie den Sommer unter Zelten zu, verändern beständig den Ort ihres Aufenthalts, und kehren nicht ehe in ihre Dörfer zurück, als wann sie der Winter dazu nöthiget. Die übrigen, welche noch ungesitteter sind, kennen den Ackerbau nicht, und leben bloß von ihren Heerden. Sie wohnen beständig in Zelten, breiten sich im Winter in den Feldern an dem Euphrates aus, und begeben sich im Sommer in die Thäler zwischen den Bergen Armeniens. Diese Völker werden Turkomannen geheißen.

Gleichwie es einige Theile von Asien giebt, wo die Leute allezeit ungesittet waren; so giebt es andere, wo sie, wie es scheint, zu den Zeiten, die an die Sündfluth gränzen, schon gesittet gewesen sind: und darunter verstehe ich Kleinasien, Syrien, Persien, Indien, und China. Man findet reiche Länder, wo der Ackerbau frühzeitig muß bekannt gewesen seyn, weil die natürlichen Erzeugnisse, die man nothwendig hat beobachten müssen, die Mittel anzeigten, das Erdreich noch fruchtbarer zu machen. Allein aus dem Ackerbaue kommen allmählig die Sittlichkeit, der Ueberfluß, die Artigkeit der Sitten, die Künste, der Luxus, und

die

die Weichlichkeit her. Die Geschichte der Assyrier beweist, wie schnell dieser Fortgang ist.

Solche Nationen sind leicht zu erobern. Folglich, wenn eine darunter minder weichlich als die andere ist, so wird sie leicht einige davon überwältigen. Man darf ihr nur einen ehrgeizigen Führer lassen, dem es für sein Zeitalter nicht an Talenten mangelt. Aber der Sieger, der auch wieder in Weichlichkeit verfällt, wird bald leicht zu überwinden seyn. Also sind die Assyrier von den Mediern, die Medier von den Persiern, die Persier von den Macedoniern, die Macedonier von den Parthern die Parther von der Persiern unterjochet worden; und dergleichen Staatsveränderungen mußten nothwendig oft vorbeygehen weil es in Asien allezeit Nationen gegeben hat, die zur Dienstbarkeit, und Völker, die zur Unabhängigkeit gebohren waren.

Diese Monarchien sind nothwendiger Weise weitläufig gewesen, weil die Meere, Wüsten, und Berge die einzigen Gränzen sind, welche den Sieger aufhalten konnten, da die Nationen selbst nicht fähig waren, Widerstand zu thun.

Ihre Regierungsart hat eben so nothwendig despotisch seyn müssen; denn einerseits waren die besiegten Völker zu schwach, um sich nur auf gewisse Bedingnisse zu ergeben; anderseits glaubte das siegende Volk, das sich gern allein frey wissen mochte, seine Ehre zu vergrößern, wenn es die Besiegten tiefer unterdrückte, und der Monarch, der sich diese Denkensart zu Nutzen

machte,

machte, breitete unvermerklich seine unumschränkte Macht, die man ihm über die Besiegten eingeräumt hatte, auch über die Sieger aus.

Man wird aber begreifen, warum die Monarchien in Asien weitläufig, despotisch, und großen Staatsveränderungen ausgesetzt seyn müssen. Keine von allen, die wir kennen, wäre vermögend gewesen, solchen Nachbarn, wie die Gallier und Germanier waren, zu widerstehen. Was wird also aus dem Reiche werden, welches Artaxerxes gestiftet hat, wenn die angränzenden Barbarn jemals einen Einbruch auf Persien thun? Aber wir wollen nach Europa zurückkehren, und den Völkern nachspüren, die von einem Land in das andere dahin ausgewandert sind.

Sie haben zween Wege gehabt, einen über den Hellespont, den andern durch die Länder, die an der Nordseite des kaspischen und des schwarzen Meeres gelegen sind. Wenige haben den ersten ergriffen; denn der schmälste Theil des Hellesponts wird lange Zeit ein unübersteigliches Hinderniß gewesen seyn, und es ist nicht natürlich, daß die Völker in Kleinasien sichere Wohnplätze verlassen haben, um sich in Länder zu wagen, die sie nicht kannten. Etliche Wagehälse werden zuerst diese Reise versuchet, und sich längs an den Küsten Thraziens und Griechenlands ausgebreitet haben.

Sie fanden in diesen Gegenden Berge und Wälder; kleinere Ebenen als in Asien, und einige,

nige, welche Ueberschwemmungen ausgesezt waren, die nicht verstatteten, sich daselbst niederzulassen. Endlich war das Viehfutter seltsam. Die Einwohner haben also nicht die Mittel gehabt Heerden zu unterhalten. Da sie bloße Jäger und Fischer werden mußten, lebten sie in kleinen Schaaren, und sind noch ungesitteter als die Scythen gewesen.

Die größten Auswanderungen sind nordwärts geschehen, wo die Völker, die von andern verjaget wurden, immerzu Felder vor sich fanden. Sie haben sich zwischen dem Tanais und Boristhenes, und von dort bis an die Donau, und also weiterfort ausgebreitet, wobey sie immer gegen Mittag fortrückten, so lang ihnen kein Hinderniß aufstieß, und sie kehrten sich nicht eher nach Norden zu, als sie dazu gezwungen waren.

Da diese Völker in Scythien als Hirten lebten, so blieben sie es auch in den neuen Gegenden allenthalben, wo sie häufiges Futter fanden. Sie haben noch die Liebe zur Unabhängigkeit mit sich gebracht und das Vorurtheil behalten, daß es unrühmlicher sey, die Felder zu bauen, als frey zu seyn, und vom Raube zu leben.

Europa, welches weit kleiner als Asien ist, ist auch in der Gestalt und dem Erdreich davon unterschieden. Die westlichen Theile scheinen gleichsam von Meeren eingeschlossen zu seyn. Einige sogar stellen Halbinseln vor. Man findet

det keine ungeheuren Ebenen darauf, die aus Unfruchtbarkeit zu Wüsten werden. Sie sind alle zum Feldbaue dienlich. Endlich sind sie durch Gränzen getrennet, die hart zu überschreiten sind.

Folglich war es desto schwerer, ein wanderndes Leben darauf zu führen, jemehr sie bevölkert wurden. Es kam am Ende der Fall, daß keine Felder mehr da waren, die von dem ersten besten konnten in Besitz genommen werden. Jedes Volk war von andern umgeben: keines hatte die Freyheit seinen Wohnplatz zu verändern, um sich zu erhalten: folglich wurde es zur Nothwendigkeit, sich auf den Ackerbau zu verlegen.

Diese Nationen setzten sich dann allmählig an. Die Kriege erweiterten oder beschränkten ihre Gränzen; die Flüsse und Berge bezeichneten ihren Umfang, und Europa wurde in verschiedene Städte abgetheilt. Ich verstehe darunter alle Bürger, die unter einerley Gesetze und einerley Vorgesetzten lebten.

Diese Städte waren benachbart; sie lerneten sich einander beobachten. Sie sannen auf Mittel sich zu vertheidigen: sie suchten Gelegenheit, sich mit einander bekannt zu machen; sie schlossen Bündnisse; sie bestrebten sich die Regierungsart zu finden, die ihnen zum besten anstand: und eine wurde durch die andere gesittet gemacht. Also wurden die nämlichen Horden, die in Scythien auf den Haiden herumirrten, und durch

weite Wüsten getrennet waren, ganze Gemeinen von Bürgern, als sie in Europa auf fruchtbaren Ländern angesessen waren.

Unterdessen behielten sie allezeit etwas von ihrer vorigen Gemüthsart. Wenn sie sich auf den Ackerbau verlegten, so thaten sie es nur so weit, als sie durch die Noth dazu gedrungen wurden. Sie baueten nur einen Theil ihrer Felder an, wenn sie kein Bedürfniß fühlten, alle anzubauen. Sie wußten von keinem andern Ruhme, als den man sich durch die Waffen erficht. Sie lebten gern vom Raube, waren immer geneigt neue Wohnplätze anzulegen, und brachen oft in andere Gegenden ein.

Alle diese Völker behielten dann in Europa die alte Liebe zur Freyheit, die sie im nördlichen Asien gehabt hatten; und weil sie über das ein Vaterland zu beschützen hatten, so wurden sie noch bessere Soldaten.

Alle Gesetzgeber haben eingesehen, daß die Gleichheit allein die Freyheit erhalten, und den Luxus und alle Misbräuche, die daraus entstehen, verhindern kann. Allein sobald die Bürger eigene Felder haben, muß nothwendig die Ungleichheit entstehen. Die Reichen werden sich beeifern, die Vortheile zu benutzen, die sie vor den Armen haben: der Privatnutz wird dem Gemeinbesten vorgezogen werden: bald wird der Luxus und das Elend die Bürger unfähig, oder unbekümmert machen, den Staat zu vertheidigen.

Um

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, kamen die Germanier auf den Gedanken, den Ackerbau zu treiben, ohne die Felder ein Eigenthum werden zu lassen. Aus dieser Absicht stellten die Vorgesetzten alljährlich eine neue Austheilung der Felder an. Deßhalben bauete jeder im nächsten Jahre ein anderes Feld als er im vorigen gebauet hatte. Er hielt sich dann an keines vorzüglich; und gleichwohl ließen sich alle Bürger zusammen alle Felder, die zu ihrer Stadt gehörten, gleichviel angelegen seyn. Dieses Mittel, welches sich nur in kleinen Staaten anwenden läßt, giebt zu erkennen, wie sehr die Germanier darauf bedacht waren, die Gleichheit zu erhalten.

Indessen daß Germanien, Gallien, Spanien, und Italien bevölkert wurden, und daß eine Menge kleiner Städte darinnen enstand; fiengen die Griechen an, die Künste zu betreiben, welche von fremden Pflanzvölkern zu ihnen gebracht worden waren. Sobald sie mit denselbigen bekannt wurden, sahen sie ihren Nutzen desto besser ein, weil sie fruchtbare Gegenden bewohnten. Aber, als freygebohrne Leute, fuhren sie fort, für ihre Freyheit zu eifern, und da sie sanftere Sitten annahmen, ließen sie sich keine Fesseln anlegen, wie die Völker des mittäglichen Asiens. Diese Liebe zur Freyheit, mit den Künsten verschwistert, hat sie so lange Zeit unüberwindlich gemacht. Sie hatten die Freyheitsliebe in dem ersten Zustande, worinn sie

lebten, angenommen, und sie behielten sie, weil die Gränzen, welche die Natur und die Umstände zwischen ihnen aufgestellt hatten, keinem Volke verstatteten, die andern zu unterjochen, und allen einerley Recht zur Unabhängigkeit gaben.

Kaum merken wir Spuren der Liebe zur Freyheit in den Monarchien Asiens, weil sie schon gesittet waren, als uns die Geschichte von ihnen Nachricht giebt. Unter den wandernden Horden zeigt sich diese Liebe in ihrer ganzen Stärke: sie wurde schwächer, sobald sie sich niederließen; und sie erlosch, als die Künste des Luxus die Sitten weichlich gemacht hatten. Man hat schon gesehen, daß wir minder frey geworden sind, so wie wir gegen Mittag gesittet wurden; und man wird in der Folge sehen, daß die Freyheit von den Nationen aus Norden zu uns gebracht werden wird, weil sie minder gesittet seyn werden als wir. Es ist unmöglich, sonderbar in großen Staaten, die Aufnahme der Künste mit der Liebe zur Freyheit zu vereinbaren.

Aber diese Freyheitsliebe erzeuget bey den Barbarn nur einen blinden und verwägnen Muth; indessen daß sie bey Völkern, die mit den Künsten bekannt sind, ohne ihre Misbräuche noch zu kennen, dem Muthe immer neue Kräfte an die Hand beuth. Die Scythen beschützten sich nur durch Berge und Wüsten, die selten den Eingang zu ihnen verstatteten; und sie konnten nur weichliche Nationen besiegen. Die Europäer

päer dagegen vertheidigten sich minder durch die Lage des Landes, als durch die Regierungsart und durch eine vernünftigere Tapferkeit. Deßhalben sind sie so hart zu bezwingen gewesen.

Lange Zeit sind die Römer eben so ungesittet gewesen, als die übrigen Völker in Italien. In der Folge hat ihr Reich den Weg zu den Künsten gebahnet: die besiegten Nationen sind aufgeklärt worden: das Licht hat sich sogar über die römischen Provinzen hinaus, mehr oder weniger, ausgebreitet.

Also mußten die Künste ihren Weg nehmen: von Asien nach Griechenland, von Griechenland nach Italien, von Italien nach Gallien, und Spanien, u. s. w. Sie konnten nur nach und nach sich ausbreiten, und bey ansäßigen und gesitteten Völkern bis auf einen gewissen Grad zunehmen. Wandernde Horden haben sie unmöglich, über die Wüsten von Scythien her, nach Europa bringen können.

Aber die Künste kamen samt den Misbräuchen, die sie nach sich ziehen. Die Völker gewöhnten sich allzugleich an das Joch und an die Weichlichkeit: ihr Muth wurde schlaff; sie kannten die Freyheit und den Gebrauch der Waffen nicht mehr. Die Gallier zum Beyspiele waren zu Constantins Zeiten jene Gallier nicht mehr, die Rom in Schrecken gesetzt hatten.

Da die Künste dem Wege der römischen Waffen nachgiengen, so hatten sie nirgends auf-

kommen können, wo nicht die Römer selbsten sich angesetzt hatten. Darum behielten die Germanier ihre alten Sitten bey: sie waren nicht, wie die Gallier, aus der Art geschlagen, weil sie nicht erobert worden waren. Denn das obere und untere Germanien, wo die Römer die Oberhand erhielten, waren nur ein abgerissener Theil von den Niederlanden, welchem August selbsten den Namen Germanien gegeben hatte, weil die Einwohner von germanischer Abkunft waren. Das eigentliche Germanien war über den Rhein gelegen, und gränzte gegen Mittag an die Donau, gegen Osten an die Weichsel, und gegen Norden an das Meer. Dieses Land haben die Römer verheeret; aber sie haben niemals einen beträchtlichen und dauerhaften Wohnplatz darinnen angelegt.

Ich werde mich bey den Germaniern nicht aufhalten, obschon es wichtig ist, ihre Geschichte zu studieren, um sich auf die Veränderungen vorzubereiten, die in der Folge sich ergeben werden. Aber ich rathe den Tacitus zu lesen, und man wird mich gern entschuldigen, daß ich nicht schreibe, wo ich einen solchen Lehrmeister anweisen kann. Für itzt wird eine einzige Stelle aus diesem Geschichtschreiber zu erkennen geben, wie sehr diese Völker zu fürchten gewesen seyn.

Im Jahre 640 nach Erbauung Roms, saget er, unter dem Bürgermeisteramte des Cäcilius Metellus und des Papirius Carbo, wurde

zum erstenmale der Ruf bekannt, daß die Cimbrer zu den Waffen gr ffen. Seit dieser Zeit bis auf das zweyte Bür ermeisteramt des Kaisers Trajanus sind zweyhundert und zehn Jahre verstrichen; und die Germanier sind so hart zu bezwingen, daß diese lange Zeit für sie und für uns nur ein Wechsel von Niederlagen gewesen ist. Die Samniter, die Karthaginenser, die Spanier, die Gallier, die Parther selbst haben uns nicht so viel Schrecken verursacht. Denn die Germanier vertheidigen ihre Freyheit ganz anders, als die Ar aciden ihr Reich. . . Durch die Niederlage des Carbo, des Cassius, des Aurelius Scaurus, des Servilins Cepio, des C. Manlius haben sie der Republik fünf consularische Heere; und nachma s dem Kaiser Augustus den Varus mit drey Legionen aufgerieben. Nicht ohne großen Verlurst hat sie Manlius in Italien, Julius Cäsar in Gallien, Drusus, Tiberius, und Germanicus in ihrem Lande geschlagen. Während unserer bürgerlichen Kriege haben sie unsre Legionen aus den Winterquartieren verjaget, und Gallien zu erobern versucht. Wir haben sie zurückgetrieben; aber in den letztern Zeiten haben wir mehr über sie Triumph gehalten, als wir sie besie et haben.

Nach dem Tacitus hat Germanien den Römern neue Völker und neue Feinde, oder vielmehr germanische Nationen mit Namen, die zuvor unbekannt gewesen waren, entgegen gestellet: denn die Alemannier, die Gothen, die Franken,

 u. s. w.

u. s. w. sind Germanier gewesen. Gelehrte haben versuchet, den ersten Ursprung dieser Völker zu entdecken: einige sogar haben von Geschlechte zu Geschlechte bis auf Noah zurückgezählet. Wir wollen nur die Anmerkung machen, daß die Alemannier, die Gothen, die Franken, und andere aus Germanien hergekommen sind. Ich setze hierunten eine Bemerkung des Herrn Freret bey (*).

Der

(*) Die größten Schwierigkeiten, welche den Kritikern aufstoßen, wenn sie von den Wanderungen der alten Völker handeln, kommen daher, daß sie nicht genug auf die Bündnisse gemerket ket haben, in welchen etliche verschiedene Völker einen gemeinsamen Namen sich beylegten, der die Privatnamen unsichtbar machte. Wann das Bündniß aufgehoben war, so brauchte man den allgemeinen Namen nicht mehr und die verschiedenen Völker erschienen unter eigenen Namen, oder legten sich den Namen des neuen Bündnisses bey, wenn irgend eines geschlossen wurde. Unterdessen blieb jede Nation immer die nämliche, die allezeit ihr altes Land bewohnte. Also erloschen die Namen Markomannen und Quaden, als sie dem Bündnisse der Gothen beytraten; und die Namen der Gepiden, der Vandaler, der Longobarder fiengen an berühmt zu werden, als das Bündniß der Gothen durch den Einbruch der Hunnen war zerstöret worden, und als die Völker, aus denen es bestanden war, Privatstädte aufrichteten, und sich unter ihren eigenen Namen kennen ließen. Die Gepiden blieben in Hungarn nordwärts an der Donau, und in der Gegend Sirmiums und Belgrads: zu der Zeit, wo die Avarer einfielen, oder die

Hunnen

Der Schluß aus allem, was ich in diesem Kapitel gesagt habe, ist dieses: während daß das römische Reich und die Persier sich einander fürchteten, und den stolzen Willen hatten einander zu vertilgen, ohne die Macht darzu zu besitzen; rüsteten sich die barbarischen Völker, welche an sie gränzten, sie zu überfallen, und überfielen sie auch. Diese Verändrungen machen ein Bild aus, wovon ich die Hauptzüge sichtbar machen will; denn meine Absicht ist nicht, mich ins Kleine einzulassen, wovon man die einzelnen Umstände in den Privatgeschichten finden kann.

Man sieht voraus, daß die Barbarey allmählig sich über den ganzen Erdkreis ausbreiten werde: aber die Wissenschaften werden in Europa wieder aufblühen, und bey den vor-

Hunnen ihr zweytes Pflanzvolk ausschickten, begaben sie sich nach Siebenbürgen, wo sie noch heut zu Tage sich aufhalten. Das Aufhören eines alten Namens ist kein Zeichen von der Vertilgung des Volkes, welches ihn hatte: es zeiget nur an, daß es sich mit einem mächtigern Volke hat vereinigen, und einer neuen Stadt einverleiben müssen. Aus einem ähnlichen Grunde muß man aus dem, daß man in der Geschichte eines Landes einen neuen Volksnamen findet, nicht schließen, daß eine neue Nation gekommen ist, dasselbige zu bewohnen, es wäre dann, man hätte Beweise davon: denn es ist möglich, daß dieses nur der Namen eines neuen Bündnisses sey, welches in dem Lande war geschlossen worden.

nehmsten Nationen eingeführt werden, wo ihr Fortgang erstaunlich seyn wird. Asien dagegen wird in der Unwissenheit verbleiben, oder nur vergeblich sich von ihr zu befreyen streben. Die Ursache davon wird man einsehen, wenn man die Völker kennen wird, die es unter ihre Bothmäßigkeit werden gebracht haben.

V. Kapitel.

Von dem Tode Constantins bis zum Tode Jovians.

Die Wohlfahrt und das Unglück eines Staates dauret nach dem Monarchen, der ihn regieret, noch fort. Aurelian war gestorben, und das Reich, welches ohne Zerrüttung, obschon ohne Regenten war, erhielt sich durch die Ordnung, die er eingeführt hatte. Probus beschützte es rühmlich solang er lebte; und fuhr auf gewisse Art noch fort, es nach seinem Tode zu beschützen, weil er als Feldherren verdienstvolle Männer zurückließ, die er zu unterscheiden wußte, und die er zu brauchen nicht scheuete. Constantin beförderte den Untergang des Reiches

Er hinterließ in der Kirche Spaltungen, die er unterhalten hatte; und stiftete noch neue im Reiche durch die Art, nach welcher er dasselbige vertheilte.

Constantinen, dem ältesten seiner Söhne, gab er Gallien, Spanien, und Großbritannien;

Constantius, dem zweyten, Asien, Syrien, und Aegypten; und Constans, dem letzten, Illyrien, Italien, und Afrika. Er machte noch eine Theilung für zweene seiner Neffen: Delmacius erhielt Thrazien, Macedonien, und Achaja, und Annibalian erhielt Kleinasien, Pontus, und Kappadozien.

Wenn sich Constantin schmeuchelte, daß sein Wille nach seinem Tode würde in Ehren gehalten werden, so betrog er sich weit; und das ist ein Irrthum, worein die Regenten verfallen, welche gern mit Pracht regieren. Da sie gewohnt sind, alles vor sich beugen zu sehen, bilden sie sich ein, man werde vor ihrem Schatten noch beugen. Aber die Theilung Constantins war allzu außerordentlich, um allgemeinen Beyfall zu finden. Man fragte, mit welchem Rechte er also das Reich zergliederte. Man sah bürgerliche Kriege vor, und so viele Monarchen, von kaiserlicher Abkunft, waren gewiß von der glücklichsten Vorbedeutung nicht. Man dorfte sich nur des Commodus erinnern, welcher allein bisher der Sohn eines Vaters gewesen, der schon Kaiser war.

Der Senat hätte das Recht gehabt, alle diese Prinzen zu verwerfen, und einen August aus einem andern Geschlechte zu wählen: Gewalt gieng vor Recht, und die drey Söhne Constantins wurden erkannt und ausgerufen. Die zween Neffen, als die schwächsten, unterlagen: die Soldaten nahmen ihnen das Leben.

Sie

Sie ermordeten auch zween Brüder Constantins, Julius Constantius und Annibalian, und fünf andere seiner Neffen, von denen man die Namen nicht weiß. Gallus, der ohngefähr zwölf Jahre alt war, wurde verschonet, weil es schien, als ob er das Leben nicht darvon bringen sollte; und Julian, mit sechs Jahren, hatte seine Rettung Marcus dem Bischofe von Arethusa zu verdanken, welcher ihn den Mördern entzog. Sie waren beyde des Julius Constantius Söhne, aber von zweyerley Ehen. Man schreibt diese Mordthaten nur dem Constantius allein zu: zum wenigsten ist es gewiß, daß er sich nicht dagegen gesetzt hat; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er die Wuth der Soldaten noch angefeuert habe; denn er gewann dabey Thrazien und die Staaten Annibalians. Constans erhielt Macedonien und Achaja; und Constantin behauptete Ansprüche auf Italien und Afrika. Die drey Brüder waren in Pannonien zusammengetreten, um diese Theilung selbst zu veranstalten, von welcher gleichwohl viele Dunkelheit noch übrig bleibt.

Die Schriftsteller dieser Zeiten, von denen jeder die Wahrheit den Absichten seiner Sekte oder seiner Religion aufopferte, haben, wie es scheint, nichts als Lobreden oder Satyren schreiben wollen. Einige sehen lauter Tugenden, wo andere lauter Laster wahrnehmen; und da sie oft die Thatsachen verfälschet haben, läßt sich sehr hart ein Urtheil fällen: man sieht nur, daß die

die Fürsten, welche sie loben oder tadeln, nicht viel verdienen bekannt zu werden.

Man saget, es haben die Kinder Constantins die allerbeste Erziehung gehabt, die man immer Fürstenkindern geben könnte. Vieleicht hat man es geglaubet, weil sie sehr viele Lehrmer gehabt haben. Unterdessen sollte man eben um der großen Anzahl willen ganz anders schließen. Außerdem gestehe ich, daß ich nicht begreife, wie am Hofe Constantins Prinzen hätten sollen gut erzogen werden.

Constantius, der von Sapor dem Könige in Persien angegriffen wurde, erhielt keinen Beystand von seinen Brüdern. Dieser Krieg, der für beyde Völker verderblich war, daurete so lang, und länger, als seine Regierung. Er wurde nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, weil Sapor sich gegen die Barbarn aus Norden zur Wehre stellen mußte. Obschon man nicht viel Umstände davon weiß, so sieht man dennoch, daß sich Constantius verächtlich gemacht, und Sapor wenig Ruhm erworben hat.

Seit ohngefähr dritthalb Jahren war Constantin Augustus, als er gegen Constans die Waffen ergriff, über die Alpen gieng, in einen Hinterhalt gerieth, geschlagen wurde, und das Leben verlor: Constans bekam das ganze Abendland in seine Gewalt. (340)

Constantin ist nur durch seinen Lobredner bekannt. Niemals sind die Lobredner gemeiner gewesen, als unter diesen letzten Regierungen:

und

und das ist kein Wunder, weil die Kaiser sich rühmten Theologen zu seyn. Denn in diesem Jahrhunderte, wo einer jeden von den verschiedenen Sekten daran gelegen war, die Regenten zu schonen, von denen sie beschützet wurden, konnte es theologischen Fürsten an Lobrednern nicht gebrechen.

Die Quellen, woraus diese Gottsgelehrten schöpften, waren nicht allezeit die reinesten. Oft wo sie mit Bedacht eine Wahl zu treffen glaubten, folgten sie nur dem Rathe irgend eines Heuchlers, oder den Gewissensängstigkeiten eines Andächtlers. Es lebte damals zu Constantinopel ein arianischer Priester, der sich bey Constantia, der Schwester Constantins des Großen, eingeschlichen hatte: er gewann allmählig das Vertrauen dieser Fürstinn, und beredete sie, daß die Verdammung des Arius eine himmelschreyende Unbilligkeit sey. Constantia eröffnete auf dem Todbette ihre Bedenklichkeiten ihrem Bruder, und empfahl ihm den Priester, von welchem sie glaubte unterrichtet worden zu seyn. Alsobald glaubte der große Constantin selbsten, einen neuen Unterricht erhalten zu haben; und obschon er einen Abscheu trug, sich in Religionssachen zum Richter aufzuwerfen, so setzte er doch ohne Bedenken den Ausspruch der Kirchenversammlung zu Nicäa den Aengstlichkeiten eines Weibes nach, das von einem Geistlichen betrogen war. Da rief er nun den Arius aus seinem Orte der Verweisung zurück, und verfolgte die Katholiken.

Der

Der arianische Priester behielt über das Gemüth des Constantin die nämliche Gewalt, die er über Constantia gehabt hatte. Ja, er wurde der Verwahrer des Testaments dieses Kaisers, mit dem Befehle, dasselbige nur in die Hände des Constantius abzugeben. Da ihm dieser Vorzug viel Ansehen verschaffet hatte, zog er alle, die über den Fürsten etwas vermochten, das ist, die Weiber und die Verschnittenen, auf seine Partey. Man sieht, daß Constantin der Große die Hauptursache des einreißenden Arianismus war, weil er die Schwachheiten seiner Schwester angenommen hatte.

Constantius war also den Arianern günstig; aber Constans nahm die Katholiken mit Eifer in seinen Schutz, und drohete, mit gewaffneter Hand die abgesetzten Bischöfe wieder einzusetzen: das wäre der erste Religionskrieg gewesen. Allein die Kirche, welche die Bischöfe nicht durch die Waffen machet, gab die Erlaubniß nicht, sie auf diesen Weg einzusetzen. Wie es immer seyn mag, so vermochte die Furcht mehr über Constantius, als die Religion und sogar die Ränke des Hofes. Er gab zu der Zurückrufung des heiligen Athanasius und anderer verwiesener Bischöfe seinen Willen.

Nichts destoweniger war Constans nicht zu fürchten. Kaum waren zwey Jahre verflossen, da er seinen Bruder erschrecket hatte, als Magnentius in der Stadt Autun zum Augustus ausgerufen wurde. Auf diese Bothschaft wur-

de er von allen verlassen, und verlor auf der Flucht das Leben in den pyrenäischen Gebirgen, als er im Begriffe war, nach Spanien überzugehen. Er war dreyßig Jahre alt, und hatte zwölf Jahre regieret. (350)

Man muß ohne Zweifel loben, daß er die Kirche beschützet hat. Allein wenn er dachte, wie viele Fürsten, daß dieser Schutz statt aller Tugenden gelten möge, so verdienet er gewiß den Titel eines Heiligen nicht, welchen ihm einige Väter beygelegt haben. Man weiß, daß er sein Vergnügen seinen Pflichten vorzog, und dieses allein ist erklecklich, das Andenken eines Fürsten zu schänden. Ohne sich mit der Untersuchung zu bemühen, was er gewesen ist, darf man nur betrachten, wie er das Reich und das Leben verloren hat, um zu urtheilen, wie sehr er verhaßt und verachtet war.

Magnentius, welcher jenseits des Rheins gebohren war, ist als ein Gefangner nach Gallien geführet worden. Mit vielen Lastern, wenig Talenten, und keinen Tugenden schwang er sich durch die Gunst Constantins des Großen empor. Seine Regierung, die von kurzer Dauer war, entdeckte seinen Geiz und seine Grausamkeit.

Nachdem er durch den Tod des Constans Gallien und Spanien in seine Gewalt bekommen hatte, wurde er bald über Italien, Sicilien, und Afrika Meister. Allein Illyrien er-

klärte

klärte sich für Vetranio, welcher in Pannonien über das Fußvolk zu gebiethen hatte. Ja, man saget, Constantina, die Schwester des Constantius, habe diesen Feldherrn mit dem Purpur bekleidet, um ihn dem Magnentius entgegen zu stellen. Man erzählet noch, sie habe das Recht zu haben geglaubt, einen Kaiser zu ernennen, weil ihr Constantin ihr Vater selbst die Krone und den Titel Augusta gegeben hatte. Dieser Anspruch von einem Weibe schien sehr sonderbar, wenn man an die vorhergehenden Zeiten denket. Die Kinder Constantins mußten fürwahr recht seltsame Begriffe gehabt haben. Man sieht, wie leicht der Despotismus die Rechte der Völker vernichtet, und an sich zieht.

Vetranio, der in den unfruchtbaren Gegenden des obern Mösiens gebohren war, ist ein alter Soldat gewesen, der so unwissend war, daß er die Nothwendigkeit nicht fühlte lesen zu lernen, bis er Kaiser wurde. Obschon er ein roher Mann war, gebrach es ihm doch an Rechtschaffenheit und Erfahrung nicht: ja, er wurde allgemein geliebet. Er schrieb an Constantius, er halte sich nicht besser als für seinen Befehlshaber, und er habe den Purpur nur angenommen, um dem Magnentius Einhalt zu thun. Er war einfältig genug, wenn er glaubte, Constantius werde einen zweyten Kaiser zum Befehlshaber haben wollen.

Unterdessen wurde Nepotian von einer Schaar Raubgesindels, das sich von allen Seiten gesam-

melt hatte, als Augustus ausgerufen: er nahm die Stadt Rom ein, und gab sie der Plünderung preis. Dann legte er sich den Namen Constantin bey. Etliche Tage darauf wurde er von Marcellin, dem Feldherrn des Magnentius, besieget, und verlor das Leben. Dieser war ein Sohn Eutropiens, der Schwester des Constantius, und man weiß nicht, wie er der Metzelung unter seiner Familie entgangen war.

Magnentius, der alle verbannet hatte, von denen er vermuthete, daß sie dem Constans ergeben waren, schrieb nach dem Siege Marcellins neue Verbannungen aus. Er befahl unter Todesstrafe allen Römern, den Werth von der Hälfte ihres Vermögens in die Schatzkammer zu bringen, und both den Sklaven, die ihre Herren verrathen würden, Belohnungen an. Gleichwohl gab man ihm die Titel: Befreyer des Reiches, Wiederhersteller der Freyheit, Erretter der Republik. Je größer die Dienstbarkeit ist, desto mehr neue Mittel suchet sie hervor, um dem Despoten zu schmeucheln; und sie sind oft so grob, daß man sie für eine Satyre halten möchte. Magnentius, der sich zum Kriege rüstete, rief die Barbarn über den Rhein her, welchen er anboth das Reich zu plündern.

Constantius befand sich damals in Asien, wo ihn der Krieg mit den Persiern aufgehalten hatte. Zu seinem Glücke zog sich Sapor zurück, und wußte oder vermochte nicht, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen.

Er machte sich dann gefaßt, nach Abendland zurückzukehren. In zehn Monaten, saget Justinus, rüstete er eine stärkere Flotte aus, als Xerxes in zehn Jahren ausgerüstet hatte. Er ermahnte die Götzendiener, die unter seinen Truppen waren, sich zu bekehren: er erlaubte denen, welche die Taufe nicht empfangen wollten, nach Hause zu kehren; obschon er nur mit lauter christlichen Soldaten fechten wollte, hatte er sich doch selbsten noch nicht taufen lassen.

Er war eben in Thracien angelangt, als Vetranio und Magnentius, die sich gefaßt machten mit ihren Heeren zusammen zu stoßen, ihm Friedensbedingnisse vorschlugen, welche ihn wankend machten. Er schien geneigt zu seyn, dieselbigen anzunehmen, als ihm sein Vater, der ihm in einem Traume erschien, den Sieg verhieß, und Muth einsprach. Er rückte dann weiter fort, und kam über den engen Paß Suka, der zwischen den Bergen Hemus und Rhodope gelegen ist, und durch welchen Thracien mit Illyrien zusammen hängt.

Vetranio, welcher nicht zeitlich genug gekommen war, diesen Paß zu besetzen, mußte sich in Unterhandlungen einlassen. Aber unterdessen verführte man seine Truppen, und er fiel dem Kaiser in die Hände, der ihn nach Prusa in Bithynien verwies. Er schätzte sich glücklich, daß er wieder ein Privatmann geworden war, und faßte nicht, warum Constantius ein Glück

nicht selbsten suchte, worzu er andere befördern konnte.

Magnentius gieng über die Julieralpen, und Constantius beschäftigte sich mit einer Kirchenversammlung, die er zu Sirmich halten ließ. Unterdessen kamen die zwey Heere in dem obern Pannonien an. Nachdem sie wechselweise kleine Vortheile erfochten hatten, lieferten sie ein Haupttreffen in den Ebenen bey Mursa an der Draw. Man will wissen, daß mehr als fünfzig Tausende dabey umgekommen seyn.

Constantius war, weit von der Gefahr, eben in einer Kirche, als Valens, der Bischof von Mursa und ein Arianer, der seine Maaßregeln genommen hatte, um von dem Ausgange der Schlacht zuerst unterrichtet zu werden, auf einmal ausrief, der Feind sey in die Flucht geschlagen, und ein Engel habe ihm die Bothschaft gebracht. Der Kaiser faßte die größte Hochachtung für die Heiligkeit dieses Bischofes, und glaubte, daß er ihm den Sieg zu verdanken habe.

Magnentius zog sich nach Italien zurück. Da er gezwungen wurde, noch weiter zu weichen, entfloh er nach Gallien. Er verlor eine Schlacht auf den cottischen Alpen; flüchtete sich nach Lyon, wo er seine Soldaten in Bereitschaft sah, ihn auszuliefern; und that sich selbsten den Tod an. Er hat vierthalb Jahre regieret. (354)

Constantius, der von Natur argwöhnisch und blutdürstig war, wurde es noch mehr, als er allein über das Reich zu gebiethen hatte; und seine Macht schien nur zu wachsen, um seinen Lastern einen freyern Lauf zu gestatten. Da er alle verbannen wollte, die es mit seinem Feinde gehalten hatten, schickte er seine Angeber im ganzen Reiche aus. Einer von ihnen, Paul mit dem Zunamen die Kette, weil er besser als ein anderer die Anklagen einzulenken wußte, durchreiste die Provinzen, und gewann desto mehr Zutrauen bey dem Kaiser jemehr Unschuldige er in seinen Beleumdungen verwickelte. Allein da eine überlegte Rache mehr Standhaftigkeit erfoderte, als Constantius besaß, verschonte er oft die Strafbaresten; und da die Schmeucheley diese Gelegenheit ergriff, seine Milde zu rühmen, glaubte er das Recht erlangt zu haben, nicht mehr zu vergeben. Ueberhaupt war es genug, angeklagt zu seyn, um bestrafet zu werden.

Die argwöhnische Gemüthsart dieses Fürsten machte ihn zum Spielwerke von allen, die um ihn waren. Unter dem Vorwande für sein Leben besorgt zu seyn, übertrieb man die geringsten Fehler, man legte die gleichgültigsten Handlungen übel aus, man setzte die Verdienste herab, oder machte sie lächerlich: andern gab man eine strafbare Ehrbegierde zu, und ihm selbsten machte man beständig den Vorwurf, daß er nicht genug auf seiner Hut, oder allzu nachsichtig

sey. Damit man aber die Ränke, nach welchen Constantius handeln mußte, besser beurtheilen möge, muß ich erzählen, aus was für Leuten sein Haus und sein Hof bestanden ist.

Seit Constantinen haben die Kaiser, wie es scheint, nur in der Menge der Diener, wormit ihr Palast angefüllt war, ihre Größe gesuchet. Weil nun unter den schwachen Fürsten die Dienerschaft allezeit viel Ansehen hat, so suchte man die Ehre, ein Diener des Kaisers zu seyn, so eifrig, daß man sie kaufte; und deßhalben wurde ihre Zahl nicht mehr nach dem Bedürfnisse des Dienstes abgemessen, sondern man nahm so viele an, als sich ihrer mit Gelde oder mit Empfehlungen anbothen. Es waren in dem Hausdienste des Constantius tausend Küchenbediente, eben so viele Barbierer, noch viel mehr Mundschenken; und die Verschnittenen waren von so großer Anzahl, daß man sie nicht zählen konnte.

Diese eigennützigen Seelen hatten nur gegeben, um mit Wucher wieder einzunehmen. Oft hatten sie der vielen Mitwerber wegen ein Amt, das wenig eintrug, theuer kaufen müssen: um sich zu entschädigen, nahmen sie, wo sie Gelegenheit hatten zu nehmen; und sobald sie einmal genommen hatten, glaubten sie befugt zu seyn, wieder zu nehmen, so oft sich die nämlichen Gelegenheiten anbothen. Sie machten sich dann ein Recht aus jedem Misbrauche, den man duldete; sie verließen sich auf Beschü-

tzer, welche sie allezeit fanden, und zogen beständig mit neuen Foderungen auf; sie wußten diese so weit zu treiben, daß die stärksten Besoldungen nichts bedeuteteen, in Vergleichung mit dem, was sie ihr Jägerrecht nannten. Ein Barbier, zum Beyspiele, hatte täglich zwanzig Portionen Brod, Futter für zwanzig Pferde, eine große Besoldung, und viele Nebenanschankungen. Man hat gefunden, daß die Dienerschaft im Palaste mehr kostete, als die Unterhaltung der Kriegsheere; und dieses ist nicht übertrieben.

Die nämlichen Misbräuche herrschten bey denen, die hohe Stellen zu verwalten hatten: sie zogen auch ihre Nebeneinkünfte. Diese Diener, die man für die großen Herren des Staates ansah, erlaubten ihren Untergebnen nur deßhalben, Rechte anzusprechen, weil sie sich selbst solche Rechte zueignen wollten: und sie thaten es auf eine entsetzliche Weise Man kann sich also nicht vorstellen, was die Haushaltung des Fürsten kostete.

Wenn der Regent eitel, schwach, unwissend ist, so hat er an seinen geringsten Dienern das größte Wohlgefallen, weil er nirgends weniger an sich halten darf, als bey ihnen. Es fiengen auch die Verschnittenen, welche bisher der verächtlichste Theil im Dienste der Kaiser gewesen waren, unter Constantius an, zu den ersten Würden emporzusteigen. Einer von ihnen, mit Namen Eusebius, ein Arianer, und

 ein

ein falscher, geiziger, grausamer Mann, war sein Großkämmerer, und regierte das Reich. Ich will noch die Anmerkung machen, daß die Weiber viel Ansehen an seinem Hofe hatten, und daß sie allezeit sich in die Regierung etwas einmischten.

Müßige Diener bey Tausenden, Günstlinge ohne Verdienst, Minister ohne Fähigkeiten, Frauen ohne Tugend, und der Geist der Andächteley herrschten an dem Hofe des Kaysers. Das Geld war die einzige Triebfeder jener Seelen, die sich nur mit Anstiftung geheimer Ränke beschäfftigten. Alles wurde verkauft, die höchsten Aemter und die niedersten Stellen: man bereicherte sich durch eitel Niederträchtigkeiten; man wurde arm durch eitel Belustigungen. Man stieg schnell empor, und fiel noch schneller; und der Staat wurde vom nämlichen Geiste regieret, der das Glück der Privatleute bauete und einstürzte: die Unternehmungen der Regierung waren oft nur die Wirkung einer Hofintrigue.

Constantius, mitten unter diesem Gedränge, daß ihn hin und wieder stieß, spielte den Regenten nur durch eine lächerliche Ernsthaftigkeit, die er an sich nahm. Im Publikum hielt er sich unbeweglich, wie eine Bildsäule, und getraute sich nicht, den Kopf zu verrücken, eine Hand aufzuheben, die Nase zu putzen, oder auszuspeyen: also glaubte er all seine Würde zu erhalten.

So war der Hof zu Constantinopel beschaffen: im Abendlande war ein anderer Hof, wohin man Gallus, einen Neffen Constantins des Großen, währendes Kriegs mit Magnentius abgeschickt hatte.

Dieser Fürst, welchem Constantius den Titel eines Cäsars und eine seiner Schwestern, eben jene Constantina, von der wir Meldung thaten, gegeben hatte, hielt sich für den Erben des Reiches, und regierte als ein unumschränkter Gebiether. Man sah an seinem Hofe die nämlichen Misbräuche, wie an dem Hofe seines Schwagers. Die Schmeucheley sonderbar zeigte sich dort, wenn es möglich war, mit noch größerer Unverschämtheit. Da er die Sophisten nöthigte, Lobreden von ihm zu halten, und sie vor ihm zu sprechen, so wurde die Tollheit, ihn zu loben, so ansteckend, daß ihn die katholischen Schriftsteller mit Lobsprüchen überhäuften, obschon er ein Arianer war. Er schien zwar einigen Eifer für das Christenthum zu haben: aber er ließ sich von Aetius, seinem Theologen, regieren, welcher ein Mann ohne Grundsätze und ohne Sitten war; ein Mann, der zuletzt, nachdem er allerley Gewerbe getrieben hatte, auf das Gewerb eines Heuchlers verfiel, das in seinem Zeitalter zum meisten eintrug; ein Mann, den die Arianer verabscheueten, obschon er sich zum Arianismus bekannte.

Constantina, welche stolz und ehrsüchtig war, erhielt das Zutrauen ihres Mannes, gab ihm

schädliche Rathschläge, und sprach ihm zum Laster Muth ein. Gallus war nicht zufrieden, in den Provinzen, wo er regierte Ankläger aufzustellen; er verkleidete sich, um jene, die übel von ihm sprachen, selbst zu entdecken. Von seinen Grausamkeiten will ich nicht reden: ich bin müde, solche Begebenheiten umständlich anzuführen; und ich wünschte, daß die Laster der bösen Fürsten verborgen, und niemals wieder erneuert werden möchten.

Gallus, wie Julian, war im Anfang ein Opfer der argwöhnischen Laune des Constantius gewesen, welcher sie beyde auf das Schloß Marcellus, nahe bey Cäsarea in Kappadozien, bringen ließ. Hier wurden diese zween Prinzen immer wie Gefangene bewachet, und alles Umgangs mit Personen, die ihnen zugethan seyn mochten, beraubet, im übrigen aber herrlich unterhalten. Man erzog sie in der christlichen Religion, oder eigentlicher zu reden, im Arianismus. Man weihete sie sogar zu Lectoren, und sie verrichteten dieses Amt: aber die geistlichen Uebungen, zu denen man sie nöthigte, flößten ihnen nur Ekel vor der wahren Frömmigkeit ein. Sonderbar wurde Gallus über diesen Zwang aufgebracht, der in einem Alter war, wo die Leidenschaften sich nach Freyheit sehnen. Er seufzete dann nach dem Augenblicke, wo er die Last seiner Ketten nicht mehr fühlen möchte; und als er Cäsar geworden war, ließ er seinen Begierden freyen Lauf.

Er regierte in Morgenland seit vier Jahren, als ihm der Kaiser, der ihm nicht viel trauete, unter verschiedenen Vorwendungen einen Theil der Truppen nahm, und ihn durch freundschaftliche Briefe einlud, nach Mayland zu kommen, um Reichsgeschäffte mit einander abzuhandeln. Gallus nahm Anstand; allein weil er sich entweder zu viel zutraute, oder weil ihm unmöglich war, dem Befehle des Kaisers sich zu entziehen, reisete er von Antiochia ab: und das war sein Untergang. Constantius ließ ihn in einer Stadt in Dalmatien, wohin er ihn hatte bringen lassen, aus der Welt schaffen. (354)

Silvanus, der Sohn eines Franken, der unter Constantinen gedienet hatte, war damals Befehlshaber in Gallien. Dieser Feldherr, welcher Beweise seiner Fähigkeit und Treue abgelegt hatte, erregte die Eifersucht der Höflinge, die ihn beschuldigten, als ob er nach dem Reiche trachtete. Weil er nun wirklich darnach trachten, oder sich verurtheilen lassen mußte, ohne verhöret zu werden, ließ er sich als Kaiser ausrufen.

Ursicinus, welcher in Osten über die Reiterey Befehlshaber gewesen war, und der auf falsche Anklagen nun eben mit Gallus zurückberufen wurde, befand sich zu Mayland, wo die Höflinge, die ihm seinen Ruhm zum Verbrechen anrechneten, ihn zu stürzen versuchten. Er würde auch ohne Zweifel ein Opfer ihrer Eifersucht geworden seyn, wenn ihn nicht die Empörung des Sil-

vanus

vanus unentbehrlich gemacht hätte. Er wurde dann nach Gallien abgeschickt; allein er führte seine Sache nur durch eine Verrätherey aus, da er den Silvanus ermorden ließ.

Constantius, welchem die geringsten Talente bedenklich schienen, zog die Truppen zurück, die er in Gallien hatte, und ließ dem Ursicinus den bloßen Titel eines Feldherrn. Gleichwohl hatten die Franken die Teutschen, und die Sachsen fünf und vierzig Städte längs am Rheine hin zerstöret. Da sie im Besitze einer großen Strecke Lands waren, trieben sie ihre Verwüstung noch weiter. Viele Städte im innern Lande waren verlassen, und andere gab es, wo die Einwohner sich außer dem Umkreis ihrer Mauern nicht zu säen getraueten. Eusebia, des Kaisers Gemahlinn, ergriff diese Gelegenheit, um ihn zu bereden, daß er Julianus mit dem Titel eines Cäsars nach Gallien abschicken sollte.

Julian hätte, wie es schien, in einem Alter von vier und zwanzig Jahren nicht verdächtig seyn sollen. Bisher hatte er keinen andern Trieb, als zu den Wissenschaften gehabt: er suchte die berühmtesten Sophisten auf, und gieng in alle Schulen, die einen Namen erlanget hatten. Als er an den Hof berufen wurde, trat er mit dem Barte und dem Mantel eines Philosophen auf. Man lachte darüber, und man lachte noch mehr, als man ihn mit der ganzen Pracht seiner neuen Würde bekleidet sah: seine

Ver-

Verlegenheit brachte, die Höflinge auf den Gedanken, daß er an der Spitze eines Heeres mehr lächerlich als furchtbar seyn werde. Sie irrten sich aber. Es hatte zwar Julian niemals etwas von Kriege gesehen; aber er hatte ihn studieret: und die Höflinge studieren ihn nicht, wenn sie ihn auch sehen. Nichtsdestoweniger war es hart für ihn, etwas auszurichten, weil ihm jene, die um ihn waren, nichts als Schwierigkeiten in den Weg legen mußten: sie waren lauter Spionen, die ihn beobachten mußten, und Feldoberste, denen aufgetragen war, nicht so viel ihm zu gehorchen, als ihn selbst zu leiten. Mit einem Worte: man verlangte, daß die Truppen an ihm nichts als ein Schattenbild sehen sollten, welches man nur erwählet hatte, um den Kaiser vorzustellen.

Constantius schmeuchelte sich ein Theolog zu seyn, und las alles, oder stellte sich an, als läse er alles, was man von der Religion schrieb. Das war ein Unglück für den Staat wie für die Kirche. Denn durch das Selbstvertrauen, womit er Sachen entschied, die er nicht verstand, stiftete er nichts als Aergerniß und Verwirrungen. Sein Hof folgte seinem Beyspiele nach: das Wort consubstantialis war der Gegenstand aller Unterredungen: die Verschnittenen, die Weiber, die Wachen, die Bedienten, Jedermann mit einem Worte, plauderte von Glaubenssachen. Die Arianer unterhielten diese Thorheit durch Ränke, welche auf das Verder-

ben

ben der Katholiken abzielten. Aber mit eitel Disputiren verstanden sie sich selbst nicht mehr: sie wurden uneins, und brachten verschiedene Sekten auf.

Da die Kirchenversammlungen für sie eben so nothwendig wurden, um sich zu vereinigen, als um den Katholiken neue Händel zu machen, gestattete ihnen Constantius so viele, als sie verlangten. Er ließ eine solche Menge halten, daß die öffentlichen Fuhranstalten darüber zu Grunde giengen. Auf diesen Reisen wurden die Bischöfe freygehalten, und die Reisewägen, die man zum Dienste des Staates errichtet hatte, konnten zu ihrem Gebrauche nicht mehr hinreichen.

Unterdessen hatte der Arianismus, von welchem ganz Morgenland angesteckt war, kaum angefangen, sich in den abendländischen Provinzen auszubreiten, als der Kaiser, im nämlichen Jahre, wo Julian nach Gallien abzog, zu Mayland eine neue Kirchenversammlung halten ließ. Er kam selbst darzu; er erklärte, daß er den Frieden in der Kirche wieder herstellen wollte; er versicherte, daß ihm Gott die Mittel darzu geoffenbaret habe; er erzählte die Glücksfälle, womit ihn der Himmel begnadiget hatte, und weil er sie für ein sicheres Zeichen seiner Beleuchtung und seines Glaubens ansah, schlug er selbst eine Formel vor, die mit arianischen Irrthümern angefüllt war. Als sie die katholische Bischöfe, die bey dieser Versammlung die größere

Zahl

Zahl ausmachten, verworfen hatten, bedrohete er sie mit der Verweisung, und die Drohungen wurden erfüllet. (355)

Die Verfolgung war allgemein. Die Arianer gebrauchten Ränke, Verleumdungen, Verführung und Gewalt; und der Kaiser befahl den Vorgesetzten in allen Provinzen, alle Bischöfe zu verbannen, welche sich weigerten, die Glaubensformel zu unterschreiben. Die Arianer, die man in die erledigten Bißthümer einsetzte, stifteten neue Verwirrungen: denn wenn die Völker, die sie nicht haben wollten, sich empörten, wie es sehr oft geschah, mußte man einen Theil der Schäfchen würgen, um dem andern Theile einen Hirten zu geben.

Man wendete bey den verwiesenen Katholiken Liebkosungen und Verheißungen an; und wenn man sie nicht verführen konnte, mußten sie die grausamste Begegnung erdulden. Einige unterlagen; die Kirche beseufzete sonderbar den Abfall des Bischofs von Cordua, Osius, und des Papsts Liberius. Beyde hatten bisher den Glauben mit vieler Starkmuth vertheidiget: der erste, der hundert Jahre zählte, war die Seele von verschiedenen Kirchenversammlungen gewesen.

Die Verfolgungen, deren man sich bediente, saget Herr von Tillemont, konnten wohl Heuchler machen, die aus Feigherzigkeit ihre Gesinnungen verbargen, um den weltlichen Mächten zu gefallen: aber sie vermochten eben so wenig,

den Verstand zu überzeugen, als das Herz zu gewinnen. Denn man überführet nicht, wenn man allenthalben die Drohungen des Fürsten verkündiget; man läßt der Vernunft keinen Platz, wenn auf die Weigerung Tod und Verbannung folget. Das sind die Grundsätze der Christen gewesen, so lang sie verfolget worden sind; und es wäre zu wünschen, daß sie derselbigen niemals vergessen hätten, als sie in den Stand gekommen sind, selbst zu verfolgen (*).

Gleichwie die wahre Religion keine andere Waffen hat, als die Ueberzeugung, also soll sie auch keine andere Schutzwehre haben, als Sanftmuth und Geduld. Leiden und bethen für seine Verfolger, das ist der Geist des Evangeliums. Das war auch insgemein die Begegnungsart der Katholiken. Aber einige vergaßen, was sie sich selbst und der Kirche schuldig

(*) Der heilige Hilarius saget bey Gelegenheit der Verfolgungen des Constantius: Gott hat uns gelehret ihn zu erkennen; er hat uns nicht darzu gezwungen. Er hat seinen Gebothen dadurch ein Ansehen verschaffet, daß er uns seine göttlichen Werke bewundern ließ. Er verlanget keinen erzwungenen Beyfall. Wollte man Gewalt brauchen, um den wahren Glauben einzuführen, so würden sich die Bischöfe diesem Misbrauche widersetzen, und ausrufen: Gott ist der Gott aller Menschen; er bedarf eines Gehorsams ohne Freyheit nicht; er verwirft ein Bekenntniß, welchem das Herz widerspricht; unsere Pflicht ist keineswegs ihn zu hintergehen, sondern ihm zu dienen.

dig waren: sie erlaubten sich die stärksten Ereiferungen in einer Sache, die durch die bloße Vernunft hätte vertheidiget werden können: sie schienen die Grausamkeiten des Tyrannen, den sie erbitterten, durch ihr Betragen zu rechtfertigen.

Nichts destoweniger haben die Katholiken zuweilen dem Constantius vieles Lob beygelegt, weil er der Geistlichkeit neue Freyheiten zugestanden, und den Götzendienst verfolget hatte. Er ließ einige Tempel sperren; andere ließ er umstürzen: er verurtheilte zun äußersten Strafen alle, welche den Götzen opferten. Allein die Furcht, Empörungen zu veranlassen war die Ursache, daß man nicht allezeit seine Befehle befolgte. Es gab Städte, wo man den Götzendienst öffentlich trieb: der Kaiser war selbst ein Augenzeuge davon zu Antiochia, wo er sich öfters aufhielt; er unterließ nicht, offenbare Heyden zu Aemtern zu befördern. Wenn ein christlicher Fürst gegen den Götzendienst nicht die nämlichen Waffen brauchen soll, welche die Götzendiener gegen die Kirche gebrauchet hatten; so soll er noch minder, mit sich selbst im Widerspruche, die Heyden zum Tode verdammen und sie zugleich gedulden. Ehe man Gesetze bekannt macht, muß man versichert seyn, daß man sie kann in Erfüllung bringen lassen.

Dieses widersprechende Betragen machte den Kaiser so verächtlich in den Augen der Arianer selbsten, daß sie es oft wagten, ihm ins Ange-

sicht zu widerstehen. Er schlug einmal geistliche Verordnungen vor, und einige Bischöfe gaben schon ihren Beyfall, als ihm Leontius, Bischof von Tripoli in Lydien, auf einmal in die Rede fiel, und sagte: Mich wundert, daß du dich außer den Staatsgeschäfften, die dir obliegen, auch einmischest, in Dingen, welche bloß in unsre Gerichtsbarkeit gehören, Verordnungen machen zu wollen.

Ein andermal, als die Bischöfe einer Kirchenversammlung beeifert waren, der Kaiserinn Eusebia ihre Aufwartung zu machen, war eben wieder Leontius der einzige, der es unterließ. Eusebia ließ es ihm vorhalten, lud ihn ein sie zu besuchen, both ihm reichliche Geschenke an, und versprach ihm, eine Kirche zu bauen. Saget der Kaiserinn, gab er zur Antwort, wenn sie ihre Versprechen erfüllet, daß sie für mich nichts gethan haben würde: ihre Wohlthaten werden zum Nutzen ihrer Seele gereichen. Will sie einen Besuch von mir empfangen, so muß sie mich mit aller Hochachtung aufnehmen, die man Bischöfen schuldig ist. Wenn ich eintrete, muß sie sich alsogleich erheben, mir entgegen gehen, sich tief verbeugen, um meinen Segen zu empfangen; und nachdem ich mich niedergelassen habe, soll sie mit einer sittsamen Geberdung stehen bleiben, bis ich ihr das Zeichen gebe, sich zu setzen. Auf diese Bedingnisse will ich zu ihr kommen: widrigenfalls ist sie weder mächtig, noch reich

genug,

genug, mich zu bewegen, der Majestät des bischöflichen Charakters entgegen zu handeln.

Die Kaiserinn beklagte sich bey Constantius, welcher nicht allein den Leontius nicht tadelte, sondern den Stolz dieses Bischofs apostolische Freyheit hieß. Die Arianer hatten ihm nicht gesaget, daß der wahre apostolische Geist eben so weit von Eitelkeit als von Schmeucheley entfernet ist. Sie waren auch gegen ihn allzugleich unverschämt und schmeuchelnd.

Da er sich immer nach dem Willen der Verschnittenen, der Weiber, und der Bischöfe an seinem Hofe richtete veränderte er seine Meynung, so oft eine von den verschiedenen Factionen der Arianer durch ihre Ränke wechselweise die Oberhand erhielt. Er verfolgte die Sekte, welcher er geneigt gewesen war, und bald wieder beschützte er sie, um jene zu verfolgen, die zuvor gesieget hatte. Die Sekten belegten sich einander mit dem Kirchenbanne: keine suchte die Wahrheit: alle trachteten nach Hofgunst, und arbeiteten einander zu stürzen.

Diese Uneinigkeiten bewogen den Kaiser, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen. Nikomedia war dazu ausersehen, als diese Stadt durch ein Erdbeben zerstöret wurde, das sich in Asien, in Pontus, in Macedonien verspüren ließ, und hundert und fünfzig Städte, nebst vielen Bergen erschütterte. Solche Landplagen waren unter dieser Regierung nicht seltsam.
(358)

Die Arianer, welche wohl wußten, daß sie an der Zahl nicht überlegen waren, wenn sich die ganze Kirche versammelte, thaten nun den Vorschlag, zwo Kirchenversammlungen zu halten, eine in Morgenland, die andere in Abendland; denn sie hoffeten sicher, sie würden in einer von beyden leicht die Oberhand erhalten. Man wählte Rimini und Seleucia, die Hauptstadt von Isaurien. Der Befehl des Kaisers war, daß jede Versammlung nach ihren Sitzungen zehn Abgesandte an ihn schicken sollte, um von ihren Entschließungen Bericht abzustatten; und indessen daß er auf ihren Ausspruch wartete, setzte er selbst mit acht Bischöfen, die er nach Sirmich hatte kommen lassen, eine Glaubensformel auf.

Die Versammlung zu Rimini, welche aus vierhundert Bischöfen bestand, wovon nur achtzig Arianer waren, bestätigte das Glaubensbekenntniß von Nicäa, und schickte zehn junge unerfahrne Bischöfe als ihre Abgeordnete ab, welche aus Furcht oder Verführung das Gegentheil von den Entschließungen, die sie mitgebracht hatten, unterzeichneten. Noch verwunderlicher ist, daß die Kirchenversammlung, die ihr Verfahren misbilligte, selbst bald darauf unterlag. Ob aus Schwachheit oder Uebereilung, unterzeichneten alle Väter ohne Ausnahm ein Glaubensbekenntniß, welches unter zweydeutigen Ausdrücken den Arianismus versteckte. Die christliche Welt, saget der heilige Hieronymus

bey

bey dieser Gelegenheit, sah mit Erstaunen, daß sie ganz arianisch geworden war.

Die katholischen Bischöfe waren einfältig, und in Spitzfindigkeiten nicht viel geübt. Bey den Arianern verhielt es sich anders, welche die allzu berühmten Schulen in Morgenland besuchet hatten. Die Kunstgriffe der letztern verführten auch die größten Eiferer für den Glauben, indessen daß die übrigen, durch die Drohungen des Constantius erschrecket, sich glücklich schätzten, ein Mittel zur Aussöhnung gefunden zu haben.

Die Arianer frolockten: aber ihr Frolocken eröffnete den Katholiken die Augen. Sie erkannten ihren Fehler; sie wiederriefen ihn; und das Irrthum wurde desto schneller aufgedeckt, weil es nicht freywillig gewesen war.

Was die Bischöfe anbelangt, so konnten sie sich nicht vereinigen. Die Arianer und die Halbarianer trenneten sich, machten zwey verschiedene Glaubensbekenntnisse, und thaten sich einander in den Bann. Um sie wider ihren Willen zu vereinbaren, hieß Constantius die Abgeordneten von beyden Theilen die arianische Formel von Rimini unterzeichnen, und ließ in alle Provinzen den Befehl gelangen, die Bischöfe zur Annahme derselbigen zu zwingen. Das gab Anlaß zu einer neuen Verfolgung: und mit diesen Dingen beschäfftigte sich dieser Fürst, indessen daß Sapor das Reich zu überfallen drohete, und Julian es gegen die Barbarn vertheidigte.

 Der

Der junge Cäsar hatte durch die Siege und die weisen Anstalten seiner Verwaltung in Gallien Sicherheit und Ueberfluß hergestellt. Die Feinde waren schon übern Rhein zurückgeflohen, und gaben ihm nur Gelegenheit zu neuen Siegen: jeder Feldzug hatte seinen Ruhm vermehret. Er wurde von den Soldaten geehret, von den Völkern geliebet, und war endlich, um sein Lob zu vollenden, ein Gegenstand der Eifersucht bey Constantius, und der Spötterey bey den Höflingen geworden. Sie nannten ihn Victorin, um einer abgeschmackten Anspielung willen auf einen Tyrannen, der zu Gallians Zeiten in Gallien den Titel eines Augusts usurpiret hatte. Der Kaiser gab, aus einem Widerspruche, der seiner würdig war, seinen Beyfall zu der Verachtung, die sein Hof gegen Julian zeigte, und schrieb sich zugleich alles Kriegsglück dieses Feldherrn zu. Er nannte ihn nicht einmal, wann er seine Siege bekannt machte; sondern er stellte sich selbsten vor, wie er die Truppen in Ordnung stellte, an der vordersten Spitze focht, alle Befehle austheilte, die Feinde darnieder schlug. Er sprach mit einem Worte, als hätte er das Kriegsheer angeführt, und Julian wäre bey einer Kirchenversammlung gesessen.

Die Vorbereitungen, die er gegen die Persier machte, waren ein Vorwand, den er ergriff, um Julianen den Kern der Truppen zu nehmen. Er würdigte sich nicht einmal, diesem Feldherrn seine Befehle zugehen zu lassen:

er schrieb ihm nur so viel, daß er sich seinem Willen nicht widersetzen sollte. Julian widersetzte sich nicht: aber die Soldaten weigerten sich zu gehorchen, und ungeachtet alles Widerstands riefen sie ihn zu Paris zum Augustus aus.

Er gieng über die Alpen, nachdem er die Teutschen zurückgeschlagen hatte, die auf Anstiften des Kaisers in Gallien eingefallen waren. Italien, Illyrie., Macedonien, Griechenland erklärten sich alsobald für ihn; und er bedorfte nicht zu fechten, da Constantius, der von Antiochia aufgebrochen war, unterdessen in Cilicien in seinem fünf und vierzigsten Jahre mit Tode abgieng. Julian wurde im ganzen Reiche erkannt, setzte seine Reise fort, und zog mitten unter dem Zurufen des Volkes in Constantinopel ein.

Das Leben J.lians verdient gelesen zu werden. Es zeiget, wie gefährlich es für die Fürsten sey, sich von Vorutheilen einnehmen und verblenden zu lassen; sie stiften alsdann desto mehr Böses, je mehr sie Gutes thun wollen, und je mehr sie Talente haben, Gutes zu stiften. Gleichwohl will ich die Geschichte seiner Regierung nicht beschreiben. Das Leben Julians, von dem Herrn Abte de la Bletterie geschrieben, kann mich dieser Mühe überheben.

Ich will nur die Anmerkung machen, daß seine Erziehung die Hauptursache seiner Irrthümer gewesen ist. Von Sophisten verführet, wurde er gegen die Kirche eingenommen, weil

er alle Christen nach der Sekte der Arianer beurtheilte, in der er erzogen worden war. Er sah die Fehler des Constantius, sah die Uebel, die aus den Ketzereyen entstanden waren, und da er die Falschheit mit der Wahrheit vermengte, war er bedacht, die christliche Religion zu vertilgen. Er machte sich verhaßt, und verdiente sonderbar bedauret zu werden.

Während eines Jahrs und acht Monate, wo seine Regierung daurte, beschäfftigte er sich mit den Mitteln, das Christenthum auszurotten. Er brauchte die Staatsklugheit darzu, und schadete der Kirche mehr, als wenn er sie offenbar verfolget hätte. Der Krieg, den er mit den Persiern führte, machte diesem Vorhaben ein Ende. Er bekam eine Wunde in einer Schlacht, die er jenseits des Tigris lieferte; und starb in einem Alter von zwey und dreyßig Jahren. Mit ihm endigte sich das Geschlecht von Constantius Chlorus, das unter Constantin so blühend gewesen war. (363)

Jovian, der auf ihn folgte, schloß einen schimpflichen Frieden, gieng über den Tigris zurück, und verlor auf seinem Rückzuge einen Theil seiner Truppen. Obschon er noch jung war, und seine Fehler hatte, so besaß er doch Tugenden, die mit dem Alter hätten reif werden können: aber er hat nur sieben bis acht Monate regieret. Als er nach Antiochia gekommen war, gab er Beweise seiner Klugheit durch das Betragen, welches er annahm,

um

um den Frieden in der Kirche herzustellen. Er starb in Galatien, als er nach Constantinopel auf dem Wege war. (364) Herr Abt de la Bletterie hat auch sein Leben beschrieben.

Während der Regierung des Constantius waren die Franken, die Teutschen, die Sachsen, und die Persier nicht die einzigen Feinde des Reiches: die Römer hatten sich auch gegen die Quaden, die Sarmater, und andere nordische Völker zu vertheidigen. Die Isaurer, die sich in den Felsenklüften des Bergs Taurus aufhielten, richteten große Verwüstungen in Asien an; und die Sarazenen, von welchen die Römer erst um die Zeit des Mark Aurel den Namen erfuhren, verheerten mehr als einmal Mesopotamien. Solang diese Barbarn sich nirgends niederließen, verdienen sie nicht, daß wir uns mit ihnen aufhalten.

Siebenzehntes Buch.

I. Kapitel.

Nach dem Tode Jovians bis auf Theodosius.

Unter allen Uebeln, die zum Untergange des römischen Reiches beyhalfen, sind die Streithändel in Religionssachen nicht die geringsten gewesen: sie waren die Quelle eines innerlichen Krieges, welcher länger als dieses Reich hat dauren müssen. Das Irrthum waffnete sich, weil es nur mit Gewalt sich auszubreiten oder zu vertheidigen vermochte: und zuweilen waffnete sich auch die Wahrheit, weil sich der Eifer für Religionssachen nicht allezeit in billigen Schranken hält. Diese verschiedenen Parteyen suchten die Gunst der Fürsten zu gewinnen: so wie sie wechselweise Beschützer fanden, wurden sie auch wechselweise mächtiger; und die Verwirrungen nahmen von einer Regierung zur andern zu.

Man hat gesehen wie weit sie gestiegen sind. Es war Zeit die Kirche zu beschützen, ohne das Schwert auf ihre Feinde zu zücken; es war Zeit zu erkennen, daß die Verfolgung, welche zur Ueberzeugung nicht hinreicht, auch zur Bekehrung nicht erklecklich ist. Man hat gesehen, daß die Tempel wieder angefüllt wurden, sobald

sie Julian eröffnete, und dieser abtrünnige Fürst hatte die falschen Christen aufgedeckt, die es um der Verfolgung willen geworden waren.

Jovian war ein Beichtiger gewesen. Man konnte also an seinem Eifer nicht zweifeln: aber er war überzeugt, wie es Herr Abt de la Bletterie saget, daß der Glaube gelehret, nicht gebothen werden kann. Hierinnen dachte er, wie der heilige Ambrosius machet eben dieser Schriftsteller die Anmerkung: und man kann noch beysetzen, wie alle Kirchenväter während mehr als drey hundert Jahren.

Dieser Kaiser gieng also mit dem Vorhaben um, eine Toleranz einzuführen, welche den Vorurtheilen nachgeben, und allmählig alle Völker zu der wahren Religion bringen sollte: aber die Toleranz stand der Beschützung nicht im Wege, die er der Kirche schuldig war. Man hat gesehen, daß er sie nach all seinen Kräften beschützet hat.

Das Ziel, wobey diese Toleranz aufhören soll, ist sehr hart zu bestimmen: denn sie kann auf zween Abwege gerathen, auf die Verfolgung, und auf die Gleichgültigkeit. Die Umstände, in welchen sich ein Reich befindet, müssen dem Fürsten anzeigen, was er erlauben und verbiethen kann, und wie er seine Gewalt gebrauchen soll. Ich sehe nicht, daß es in diesem Stücke Vorschriften gebe, die allgemein genug sind: das ist eine Klippe, woran die besten Fürsten verstoßen können. Bald werden sie gleichgültig scheinen,

wenn sie tolerant seyn wollen; und ein andermal werden sie Verfolger werden, um nicht gleichgültig zu seyn. Eine so kützliche Lage hätte bey denen, die zum Reiche gelangten, mehr Einsicht erfodert, als dieselbigen Zeiten verstatteten. Hier war der Fall nicht, wo sie sich ohne Gefahr nach fremdem Rathe richten konnten. Denn jene, von denen sie umgeben waren, fanden ihren Vortheil darbey, sie zu überreden, unter dem Namen der Toleranz gleichgültig, oder unter dem Nämen des Eifers Verfolger zu seyn. Wie hätte man diesen beyden Gefahren ausweichen sollen? Ich wünschte, daß Jovian länger gelebt hätte; wie er auch immer sich betragen haben würde, so könnten uns doch seine Fehler zum Unterrichte dienen.

Noch mehr: es ist auch sehr beschwerlich, uns durch die Beobachtung des Betragens der ersten Kaiser vollkommen zu unterrichten: um davon sicher zu urtheilen, müßte man alle Umstände kennen, in denen sie sich befunden haben. Wenn Constantin zum Beyspiele nichts als die Tempel eingestürzt hätte, wo der Götterdienst den guten Sitten zuwider war; wenn er nur den Orakeln, bey denen die betriegliche Falschheit aufgedeckt war, Stillschweigen gebothen hätte; wenn er endlich nur die Zaubereyen, und alle jene ungeschickten Handlungen, die eher ein Misbrauch als die Wesenheit der heydnischen Religion waren, abgeschafft hätte, so würde er nichts als Lob verdienen. Die vernünftigsten

Gö-

Götzendiener würden es nicht gewagt haben, sein Verfahren zu misbilligen: ja, er hätte nichts gethan, was die Päpste zu thun nicht auch das Recht hatten; und es wäre unterdessen eine Vorbereitung gewesen, mit der Zeit mehr zu unternehmen. Er hätte dann nichts mehr als Geschicklichkeit gebrauchet, um allmählig und im Guten zu erhalten, was er mit Gewalt und auf einmal nicht zwingen konnte. Aber wie hätte er eine solche Behutsamkeit brauchen können; da er so sehr für seine Gewalt eingenommen war?

Wir sehen also, was er ohne Bedenken hätte thun können. Wenn ihm erlaubet war, die Schranken, die ich hier anmerkte, zuweilen zu überschreiten, so ist es wenigst eine augenscheinliche Sache, daß er zu weit gegangen ist, weil er Gesetze gemacht hat, die er nicht in Erfüllung konnte bringen lassen. Als seine Söhne Jedermann überhaupt verbothen, den Götzen zu opfern, erklärten sie, daß sie nur die Erfüllung der Gesetze gebothen, die ihr Vater gemacht hatte. Unterdessen war Constantius selbst ein Augenzeuge, daß sie nicht gehalten wurden, und er hat es leiden müssen. Alle diese Kaiser sind dann zu schnell mit Gesetzmachen gewesen.

Wenn wir einerseits anmerken, wie Constantin seine Gewalt gemisbrauchet hat, so erkennen wir anderseits, daß er sie hätte gebrauchen können, ohne sich Unbescheidenheit zur Last kommen zu lassen. Allein wir können nicht genau ent-

schei-

scheiden, was an seinem Betragen gut oder übel war, weil uns die Umstände der Zeiten, wo er regieret hat, nicht bekannt genug sind. In Absicht der folgenden Regierungen werden wir in dem nämlichen Falle seyn.

Einige Tage nach dem Tode Jovians erwählte das Kriegsheer Valentinian zum Kaiser, welcher ein Sohn von Gratian, und aus einem gemeinen Soldaten Graf von Afrika geworden war. Das Reich hatte an diesem Fürsten einen Katholicken, der unter Julian ein Beichtiger gewesen war.

Valentinian beschützte seine Religionsgemeine, und ließ den Ketzern und Heyden eine völlige Gewissensfreyheit. Nur verboth er die zauberischen Gebräuche und die nächtlichen Opfer, als Gelegenheiten zu Ausschweifungen. Sonderbar machte er sichs zum Gesetze, sich in Religionssachen niemals zum Richter aufzuwerfen, und den Bischöfen allein das Recht zu erhalten, darüber auszusprechen. Er mochte wohl diesen Entschluß nach dem Beyspiele Jovians, und noch mehr aus dem Anblicke der Uebel, die Constantius gestiftet hatte, gefaßt haben.

Unerachtet der Beweise, die er von seinem Glauben unter Julian abgelegt hatte, machte ihn seine Toleranz der Gleichgültigkeit verdächtig. Nichts destoweniger scheint es, es hätten Constantin und Constantius genug beweisen sollen, wie sehr die unduldsamen Fürsten sowohl für die Kirche als für den Staat gefährlich sind.

Es mögen nur die Regenten ihre Völker nach Billigkeit beherrschen, ihnen das Beyspiel von Frömmigkeit geben, und endlich die Religion beliebt machen, zu der sie sich bekennen: so werden sie selten vonnöthen haben, Gewalt zu brauchen. Diese Beschützung sind sie vorzüglich der Kirche schuldig. Wenn sie aber den Lastern ergeben sind, und verfolgen, um glauben zu machen, was sie selbst nicht ausüben; was für Früchte wollen sie von ihrem sogenannten Eifer erwarten? Man vergleiche das Wachsthum der Arianer mit dem Wachsthume der übrigen Ketzer in den vorhergehenden Zeiten, so wird man überzeugt werden, daß die Ketzereyen niemals schädlicher gewesen sind, als nachdem sich die Gewalt in die Religionshändel gemenget hat.

Valentinian hatte Eigenschaften, die ihn des Thrones würdig machten. Er liebte die Wahrheit; er half den Völkern auf; er vergab die Aemter nach Verdiensten: aber weil er allzu viel auf seine Einsichten vertraute, war er desto leichter zu betriegen, und er wurde auch betrogen.

Er war gesonnen einen Mitregenten anzunehmen, und das Kriegsheer selbsten wünschte es auch. Wenn du den Staat lieb hast, sagte einer von seinen Feldherren zu ihm, so wirst du wählen; wenn du aber deine Familie lieber hast, so hast du einen Bruder. Valentinian hatte seine Familie lieber, und nahm Valens seinen Bruder an, der ein unwissender

Mann

Mann, ohne Erfahrung im Kriege, und ein Beschützer der Arianer war. Er trat ihm Morgenland ab; das ist Thracien, Asien, und Aegypten: und er behielt das Abendland für sich. Er hat das Reich, wie es scheint, nur auf seine Familie bringen wollen: denn drey Jahre darnach, als er von einer Krankheit aufstand, erklärte er Gratian, seinen Sohn von acht Jahren, zum Augustus.

Valens hatte sich schon im zweyten Jahre seiner Regierung so verhaßt gemacht, daß man ihn mit Tiberius verglich, und er war auf dem Sprunge das Reich zu verlieren. Procopius, ein Verwandter von Julian, machte sich diese Beschaffenheit der Gemüther zu Nutzen, wurde von einigen Kriegsschaaren als Augustus ausgerufen, und zu Constantinopel angenommen, als sich eben Valens in Galatien aufhielt. Er regierte nur ein Jahr. Da er selbst nicht verdiente zu regieren, wurde er von seinen Feldherren verrathen, und an Valens ausgeliefert, der ihm das Leben nahm.

Die Barbarn, welche Julian im Zaume gehalten hatte, fiengen ihre Feindseligkeiten wieder an. Die Gallier waren den Einbrüchen der Franken, der Teutschen, und andrer Völker Germaniens ausgesetzt. Die Sachsen kamen zu Meere, die Küsten zu verheeren. Die Sarmater und die Quaden plünderten Pannonien aus. Die Picten und Schotten verwüsteten Britannien. Die Asturier und andere mohrische

rische Nationen verursachten nicht weniger Unordnungen in Afrika. Endlich traten die Gothen, die Isaurer, die Persier, die Sarazenen und die Blemmier, welche oft in Aegypten einfielen, in Morgenland als Feinde auf.

Das Abendland war durch die Siege Valentinians, und seiner zween Feldherren, Jovian und Theodosius, beschützet. Allein diese Regierung war der Zeitpunkt, wo die Römer treulos zu werden anfiengen, und offenbar die schändlichsten Verrathereyen ausübten. Sie erwürgten die Sachsen, die sich auf die Treue eines Friedensschlusses zurückzogen. Sie ließen Vithikabus, den König der Teutschen, Gabinius, den König der Quaden, und Para, den König von Armenien ermorden. Das abgöttische Rom hatte seine Fabricius gehabt; warum mußten die Verrathereyen unter christlichen Fürsten so zahlreich werden? Obschon Valentinian ein Beichtiger war, so war er dennoch ohne Zweifel von seinen Pflichten nicht genug unterrichtet. Man weis nicht, daß er über die Verrathereyen seiner Feldherren eine Untersuchung angestellt habe; und er hat vielmehr, wie es scheint, an dem Tode Vithikabus selbsten Antheil gehabt.

Unter dieser Regierung sah man auch in der Kirche Verwirrungen entstehen, die in der Folge sich wieder hervorthaten, und großes Unheil anrichteten. Der römische Stuhl war schon ein Gegenstand des Ehrgeizes geworden, weil die

Päpste tausend Mittel hatten sich zu bereicheren, und weil sie in Pracht und Ueberflusse leben konnten. Damasus, der Nachfolger das Papsts Liberius, war kanonisch erwählet worden; und gleichwohl brachte Ursinus, ein Diakon an der römischen Kirche, eine Faction zusammen, und ließ sich erwählen. Das gab Gelegenheit zu einem Kriege. Der Afterpapst hielt in einer Kirche eine Belagerung aus. Prätextat, der Vorsteher zu Rom, ein Heyde, der um seiner Weisheit und Billigkeit wegen berühmt ist, griff zu den Waffen, um die Schismatiker zu verjagen, und diese Spaltung daurete etliche Jahre. (366)

Valentinian starb in Illyrien, im zwölften Jahre seiner Regierung, und im fünf und funfzigsten seines Alters: (375) als eben die Hunnen anfiengen in Europa einzufallen (*). Die Horden dieser Barbarn, welche die mächtigsten unter allen wandernden Nordvölkern waren, standen immer gegen einander in den Waffen, und hatten viele Veränderungen veranlasset: die Besiegten, welche nachgeben mußten, hatten sich an das Ufer des kaspischen und des schwarzen Meeres gezogen, und fielen über die Alaner her, die in derselben Gegenden wohnten. Diese zwey Völker vereinigten sich nach einem langen und blutigen Kriege, und giengen mit einander über den möotischen Sumpf.

Die

(*) Man muß über die Hunnen die Nachrichten des Herrn de Guignes nachsehen.

Die Gothen erstreckten sich damals von dem Tanais bis an die Donau, und ihr König Hermanerich machte sich bis an das baltische Meer fürchterlich, und schien ganz Germanien erobert zu haben. Diese Nation bestand aus verschiedenen Völkern, welche, wie es scheint, von einem Pflanzvolke, das aus Scandinavien herkam, ihren Namen erhalten hatten. Man unterschied überhaupt die Ostrogothen, welche ostwärts, und die Visigothen, die westwärts wohnten. Man rechnet unter die gothischen Nationen die Gepiden, die Heruler, und die Wenden: einige setzen auch die Longobarder und die Alaner bey. Aber von den meisten ist der Ursprung ungewiß. Ich will nur anmerken, daß Scandinavien unmöglich alle Völker kann erzeuget haben, die man darvon ausziehen läßt.

Die Gothen wurden von den Hunnen überwunden. Sie überließen ihr Land dem Sieger, und zogen sich bis an die Ufer der Donau zurück; zweymal hundert Tausende bathen Valens um Erlaubniß, sich in Thracien niederzulassen, und bothen sich an, in den römischen Kriegsheeren zu dienen. Ihr Anerbiethen wurde angenommen, jedoch mit der Bedingniß, daß sie nicht eher die Länder des Reichs betreten sollten, als sie die Waffen abgelegt hätten. Diese Bedingniß wurde schlecht gehalten, weil die kaiserlichen Führer mehr beschäfftiget waren, sie auszuplündern als zu entwaffnen. Andere Gothen begehrten das nämliche, und es wurde ihnen ab-

geschlagen, weil es gefährlich schien, eine so große Menge Barbarn aufzunehmen. Sie rückten aber wider den Willen der Römer ein.

Valens, welcher hoffte, es würden ihm die Gothen in Zukunft Soldaten genug aufstellen, gab einem Theile der alten Truppen den Abschied, und befreyete die römischen Bürger von dem Kriegsdienste. Sein Geiz sah einen Vortheil darbey, daß er auf jedes Dorf für jeden Soldaten, den er befreyte, eine Geldsumme legte: und er sah nicht, daß er die Völker, die schon genug gedrückt waren, noch mehr bedrückte, und daß er die Kriegsheere zu Grunde richtete.

Unterdessen, da Thracien zur Unterhaltung seiner alten Einwohner und der neuen Völker, die es überschwemmten, nicht zureichen konnte, brach eine Hungersnoth aus, wovon die Gothen sonderbar die Wirkungen fühlten. Maximus und Lapicinus, welche diese Provinz zu verwalten hatten waren auf keine Hülfe bedacht; sondern erbitterten sie vielmehr durch Ungerechtigkeiten und Verrätherenen. Da die Gothen gezwungen wurden zun Waffen zu greifen, riesen sie die Alaner und Hunnen um Beystand an. Diese Völker schlugen sich zu ihnen, und ganz Thracien war dem Raube der Barbarn ausgesetzt.

Valens, welcher sich zu Antiochia befand, machte eilfertig Friede mit den Persiern, und gieng mit einem schnell zusammengerafften Heere

bey

bey Adrianopel auf die Gothen los. Er verlor die Schlacht und das Leben: zwey Drittheile seiner Truppen blieben auf dem Platze. Er hat fünfzehn Jahre regieret. (378)

Gratian regierte im Abendland nach dem Tode seines Vaters, mit seinem Bruder Valentinian, welchen ihm das Heer zum Mitregenten zugegeben hatte, und den er wie sein Kind liebte. Er war erst sechszehn Jahre alt, als sein Vater starb, und sein Bruder hatte vier Jahre.

Bey Gratian machte die Jugend und die blödsinnige Gemüthsart die schätzbaren Eigenschaften, die man an ihm bemerkte, beynahe unnützlich: obschon er von dem Dichter Ausonius in der Frömmigkeit und dem Geschmacke der Wissenschaften erzogen war, wurde er doch niemals fähig sich der Regierungsgeschäffte anzunehmen, und man misbrauchte seine Gutherzigkeit.

Es hatte unter der vorigen Regierung viele Misbräuche gegeben. Man rieth ihm, die Anstifter davon zu bestrafen, weil man den Theodosius stürzen wollte; und dieser Feldherr, der dem Staate mit eben so viel Treue als Geschicklichkeit gedienet hatte, wurde zu Karthago hingerichtet. Sein Sohn, der in Ungnade war, begab sich nach Spanien seinem Vaterlande: er hatte den nämlichen Namen. Ein weiser Fürst soll minder bedacht seyn, die Misbräuche zu strafen, die vor ihm geschehen sind,

als jene zu verhindern, die unter ihm geschehen könnten. Die Untersuchungen, die er über die vorige Regierung anstellet, gereichen allezeit auch Unschuldigen zum Untergang.

Gratian rückte gegen die Gothen aus. Weil aber Valens die Ehre des Sieges mit ihm nicht theilen wollte, wartete er seiner nicht, und kehrte seine Waffen gegen die Teutschen, die in Gallien eingefallen waren. Er traf auf sie bey Kolmar, schlug sie, und verfolgte sie bis übern Rhein. Sie verloren mehr als dreyßig tausend Männer. Gratian that sich durch seine Tapferkeit hervor.

Nach dem Tode Valens erstreckte sich das Reich dieses zwanzigjährigen Prinzen, der nur ein Kind zum Mitregenten hatte, vom Euphrates bis an die britannischen Inseln, und von Numidien bis an die Donau. Unterdessen hatte das Reich immer seine alten Feinde: ihre Zahl war noch durch die Hunnen angewachsen. Die siegenden Gothen verheerten Thracien; sie hatten den Paß von Suka durchbrochen, und breiteten sich in Illyrien, Macedonien, Griechenland aus. Auf ihren Schritten wallten, wie ein Strom, die Sarmater, Quaden, Alaner, Hunnen, Wenden, Markomannen nach. Diese Barbarn hatten nur die julischen Alpen noch zu übersteigen, um Verwüstung in ganz Italien zu verbreiten.

Der junge Theodosius, der nach Spanien verwiesen war, schien die einzige Rettung des

Reiches zu seyn. Gleichwohl vermuthete man nicht, daß ihn Gratian brauchen würde, weil die Fürsten denen, die sie beleidiget haben, selten vergeben Aber man irrte sich. Theodosius wurde zurückberufen; er erhielt die Befehlshaberstelle über die Heere, und schlug die Gothen und die Sarmater, die sich an der Donau versammelt hatten. Im folgenden Jahre nahm ihn Gratian zum Mitregenten an, und trat ihm das Morgenland ab. (379)

II. Kapitel.

Theodosius.

Nachdem die Gothen von Theodosius waren geschlagen worden, hatten sie keinen Wohnplatz mehr, weil ihr voriges Land von den Hunnen besetzet war. Folglich mußte man sie entweder vertilgen, oder ihnen Felder abtreten. Es wäre grausam und gefährlich gewesen, sie zur Verzweiflung zu treiben, und überdas hatte Thracien vonnöthen, wieder bevölkert zu werden. Man überließ ihnen dann einen Theil dieser Provinz, man gab ihnen das Bürgerrecht, man sprach sie von aller Auflage frey, und machte sie zu Soldaten zum Schutze des Reiches.

Die Umstände, welche zuweilen stärker sind, als jede andere Betrachtung, schienen zu erfodern, daß man diesen Entschluß faßte. Unterdessen mochte diese Gunst, welche den Gothen wiederfuhr, andere Barbarn bewegen, zun Waffen zu grei-

greifen, aus Hoffnung, die nämliche Gnade zu erlangen, und es wäre klüger gewesen, wenn man sie in verschiedne Provinzen ausgetheilt hätte. Wahrscheinlicher Weise haben sie sich nicht trennen wollen, weil sie der Willkühr der Römer wären überlassen gewesen, deren Untreue ihnen bekannt war. Sie erhielten sogar, daß sie bey den Kriegsheeren unter keinem andern Führer, als von ihrer Nation dienen dorften. Bald wird man daraus Verwirrungen entstehen sehen.

Gleichwohl darf man mit Fuge dem Theodosius keine Vorwürfe machen. Wenn die Unordnung einen gewissen Grad erstiegen hat, kann man nicht auf einmal das Gegenwärtige bessern, und die Zukunft versorgen. Dieser Fürst hat alles gethan, wie es scheint, was man von einem herzhaften und einsichtvollen Mann erwarten konnte. Das Reich wäre gefallen ohne ihn: er hat den Sturz noch verzögert.

Die Uebel in der Kirche, welche also beschaffen waren, daß sie nur von der Zeit Hülfe erwarten konnten, waren groß, sonderbar in den morgenländischen Provinzen, wo Valens, ein Verfolger der Katholiken, alle Sekten, und sogar den Götzendienst begünstiget hatte. Die Arianer, die beynahe in allen großen Städten den Meister spielten, maßten sich einer gewissen Herrschaft an: andere Ketzer, deren es vielerley gab, haschten die Gunst des Pöbels, und streueten

Zwie-

Zwietracht unter das Volk. Endlich hatte der Götzendienst noch seine berühmten Tempel.

Zuviele Strengheit hätte Verwirrung anstellen können. Theodosius urtheilte so, und gieng Anfangs mit Zurückhaltung zu Werke. Aber seine Langmuth fand nicht bey allen Katholiken Beyfall. Die hitzigsten beklagten sich, daß er lieber die Seelen durch Ueberzeugung zur Wahrheit anlocken, als sie durch Schrecken zwingen wollte, ihre Ketzerey äußerlich abzulegen; als ob es einerley wäre, die Ketzerey äußerlich ablegen, oder katholisch werden. Sie wußten nicht, ob dieses Betragen des Kaisers Mangel an Eifer, Furchtsamkeit, oder Klugheit sey. Also redete der heilige Gregorius von Nazianz, wie Herr Tillemont anmerket, obschon er einer der bescheidensten war: und das ist nicht zu verwundern; denn dieser Heilige tadelte den Constantius, daß er Julian am Leben gelassen hatte.

Es wäre hart vorzustellen, wie bedenklich die Lage für Theodosius gewesen sey. Der Eifer der Katholiken, wie der Fanatismus der Ketzer, legten ihm Fallstricke. Wenn ihn diese zu betriegen suchten, so verblendeten sich jene manchesmal selbsten. Der heilige Gregorius von Nazianz ist ein Beweis davon. **Es waren Zeiten, sagte er zu den Heyden, wo wir die Macht in Händen gehabt haben: aber was haben wir euern Religionsverwandten gethan, das mit dem, was die Christen von euch haben erdulden müssen, zu vergleichen wäre?**

Haben wir euch eure Freyheit geraubet? haben wir einen wüthenden Pöbel gegen euch aufgehetzt? haben wir Statthalter aufgestellt, um euch zur Marter zu verdammen? haben wir einem nach dem Leben gestrebet? ja, haben wir nur Jemanden seiner Amtswürde entsetzet? mit einem Worte: haben wir euch irgend etwas angethan, wie wir von euch haben leiden müssen, oder wormit ihr uns bedrohet habt? Ich begreife nicht, saget Du Pin, wie der heilige Gregorius alle diese Grundsätze mit seiner Rede vergleichen kann, daß Constantius sehr übel gethan habe, Julianen das Reich und das Leben zu lassen. Man begreift eben so wenig, wie er alle diese Fragen mit so viel Zuversicht stellen konnte, da er doch selbst die Mäßigung des Theodosius tadelte. Hatte er des Gesetzes vergessen, welches alle, die den Götzen opferten, zum Tode verdammte? und wußte er nicht mehr, was unter Constantius und unter Constantin geschehen war? Aus dieser Rede des heiligen Gregorius kann man auf die Sprache schließen, welche die Katholiken, die ihr Eifer blind machte, mit den Kaisern führten.

Theodosius säumte nicht, wider die Ketzer Gesetze herauszugeben. Das erste ist von 380, dem zweyten Jahre seiner Regierung. Es befiehlt, allen seinen untergebenen Völkern, den Glauben der nicänischen Kirchenversammlung zu halten, und es erkläret, daß jene, die nicht gehorchen würden, wie ehrlose Leute behandelt,

und zu denen Stafen verurtheilt werden sollten, die ihnen die göttliche Gerechtigkeit und die kaiserliche Macht auferlegen wird.

Ein anderes Gesetz, das im folgenden Jahre herauskam, verboth jenen, die den Glauben der nicänischen Kirchenversammlung nicht annähmen, in den Städten, unter was immer für einem Vorwande, Versammlungen zu halten. Es geboth, daß alle Kirchen im Reiche den katholischen Bischöfen wieder eingeräumt, und alle Ketzer, die irgend einen Widerstand thäten, aus den Städten verjagt werden sollten.

Die Arianer, die man verjagen wollte, stifteten Meutereyen unter dem Pöbel an. Unterdessen wurde das nämliche Gesetz nach etlichen Monaten mit zween neuen Zusätzen wieder erneuert: einer war, daß den Arianern verbothen wurde, sowohl in den Städten als auf dem Lande Kirchen zu bauen; der zweyte, daß man alle Oerter, wo sie eine geistliche Verrichtung vorgenommen hätten, als dem Fiskus zugefallen erklärte. Endlich verboth Theodosius, durch ein Gesetz von 388 den Ketzern, in den Städten zu bleiben, und befahl sie in die Wüste zu verjagen.

Der Götzendienst, der unter Julian wieder aufgelebt hatt, war unter Valens noch weiter angewachsen. Theodosius versuchte ihn durch Gesetze zu vertilgen. Im Jahre 381 verboth er die Opfer unter Strafe der Verbannung, sowohl in den Tempeln, als anderwärts. 385

drohete er denen, die in dem Eingeweide der Opferthiere die Zukunft erforschten, die größten Strafen an. 392 machte er ein Gesetz bekannt, welches alle Opferung unter Todesstrafe, und alle andere Uebungen des Götzendiensts unter Strafe der Confiscirung der Oerter, wo sie geschehen waren, verboth. Endlich befahl er die Tempel zu schließen, oder auch einzureißen; und Cinegus, einer von den Vorstehern des Prätoriums, erhielt unter andern den Auftrag darzu.

Solche Befehle konnten nicht, ohne allen Widerstand von Seite der Heyden, vollstrecket werden. Alexandria war etliche Tage der Schauplatz eines Krieges, der viel Christen das Leben kostete, und in verschiednen Provinzen wurde Blut vergossen.

Es soll in dem Staate, heißt es, nur eine Religion gelten. Ja, das sollte seyn, ohne Zweifel: nichts wäre mehr zu wünschen, als dieses. Aber wenn es mehr Religionen darinnen giebt, ist das wohl ein Beweggrund, einen großen Theil der Unterthanen auszujagen, weil sie nicht, wie die Fürsten, denken? sie zu erwürgen? oder Heuchler und Gottesräuber aus ihnen zu machen? Denn alles das kann am Ende der Zwang ausrichten. Man stürzet Tempel nieder; man verschließt die Kirchen: aber die Ketzerey und der Götzendienst bleibt. Wenn die Gesetze Theodosius befolgt worden wären,

so

so würden die Wüsten bevölkert, und die Städte öde geworden seyn.

Im übrigen würde man sich von dem Betragen des Kaisers einen falschen Begriff machen, wenn man ihn nach seinen Gesetzen beurtheilen wollte. Er hoffte, wie Tillemont saget, daß sich der wahre Glaube genug von selbst ausbreiten würde, wenn die Kirche die vollkommene Freyheit hätte, die Wahrheit zu predigen, ohne daß Strafen vonnöthen wären. Er hatte gewiß mehr Mitleid, als Haß gegen jene, die ihre Blindheit nicht aufgeben wollten; und er konnte wohl schließen, daß die Ketzer destomehr uneinig werden, und selbst einander verfolgen würden, je weniger man sie verfolgte; wie es auch nachmals geschehen ist. Die Gesetze selbsten, fährt dieser Schriftsteller fort, auf deren Vollstreckung nicht gedrungen wurde, hielten sie in der Furcht, weil die Kirche dieselbigen benutzen konnte, und sie wirklich benutzte, wo sie es für nothwendig hielt, um ihrer Verwägenheit Einhalt zu thun.

Die ersten christlichen Kaiser bildeten sich ein, es sey genug zu drohen, um die Ketzer und die Götzendiener zur Kirche zurückzubringen, und sie machten grausame Gesetze. Sie irreten sich, wie der Erfolg bewies; aber sie wollten nicht gestehen, daß sie sich geirret haben. Sie fuhren dann fort, dergleichen Gesetze zu machen, und gleichwohl drangen sie nicht darauf, daß sie voll-

strecket wurden, weil sie die Unmöglichkeit einsahen, dieselben vollstrecken zu lassen. Durch diesen Widerspruch war die Würde der Fürsten gerettet.

Allein nach diesem Verfahren der Kaiser gewöhnte man sich allmählig zu denken, daß die Strafen, die in den Gesetzen bestimmet wurden, nur Drohungen wären, und daraus entstanden zweyerley Beschwernisse. Einerseits konnten die Völker durch die Gesetze nicht im Zaume gehalten werden, weil man die angedrohten Strafen bald für eitel Formalitäten ansah. Anderseits wurde die Vollstreckung dieser Gesetze eine willkührliche Sache, die man dem Fanatismus, dem falschen Eifer, und den Privatabsichten aller derjenigen überließ, welche in den Provinzen mit irgend einer Gewalt versehen waren: denn obschon die Kaiser nicht auf die Vollstreckung hielten, so verhinderten sie doch dieselbige nicht. Selbst die Gesetze des Theodosius erlaubten, die Ketzer mit wirklichen Strafen zu belegen: sie gaben dann allen Bürgern, welche sich des Vorwands der Religion bedienen wollten, Waffen gegen einander in die Hand. Seit Constantins Zeiten findet man wenig Weisheit in der Gesetzgebung; es wird damit noch schlechter werden, weil die Unwissenheit von Tage zu Tage weiter um sich greift.

Die Unordnungen, zu Anfang der Regierung des Theodosius, waren nicht in der ganzen

zen Kirche einerley. Im Abendlande hatte sie überhaupt Frieden, wenn gleich einige Verwirrungen entstanden sind. Im Morgenlande dagegen wurde sie durch eine Menge Sekten gestöret, und auch durch die Uneinigkeiten der Katholicken selbst in Verwirrung gebracht. Eine Kirchenversammlung schien das einzige Mittel zu seyn, die Einigkeit wieder herzustellen: zum wenigsten glaubte man es, und Theodosius berief eine nach Constantinopel, wo sich hundert und fünfzig Bischöfe aus seinen Provinzen versammelten; das Abendland nahm keinen Theil daran. Der heilige Melecius, Bischof zu Antiochia, hatte den Vorsitz dabey.

Die Versammlung machte darmit ihren Anfang, daß sie Maximus den Cyniker absetzte, der sich auf den Bischofsitz von Constantinopel geschwungen hatte, und dessen Weihung ungültig war; diese Stelle wurde dem heiligen Gregorius von Nazianz gegeben.

Als unterdessen der heilige Melecius gestorben war, entstanden Zwistigkeiten in der Kirchenversammlung über die Wahl eines Bischofs von Antiochia. Die Gemüther wurden erhitzet; man ereiferte sich gegen den heiligen Gregorius, dessen Meynung nicht die meisten Stimmen für sich hatte; und man redete davon, wie man ihn absetzen wollte, unter dem Vorwande, daß seine Einsetzung den Kirchensatzungen zuwider sey. Dieser Heilige wollte lieber sein Bißthum aufgeben, als eine Spaltung veranlassen.

Es

Es war löblich ein Bißthum abzutreten, welches das zweyte in der Kirche war, und mit dem ersten um den Rang zu streiten schien; noch löblicher wäre gewesen, wenn er es ohne Verdruß aufgegeben hätte, und es ist Schade, daß man den heiligen Gregorius bitter über die Bischöfe klagen sieht, die ihn zu diesem Schritte gezwungen hatten. Er schildert sie als unwissende und rohe, stolze und ehrsüchtige, geizige Männer, die nur bedacht waren auf allerley Wege an sich zu raffen; als Heuchler, die unter dem Scheine der Tugend große Ausschweifungen verbargen. Sie sind, saget er, ein Haufe Gänse und Dummköpfe, die sich ohne Bescheidenheit zerren und balgen; eine Schaar von Krähen, ein Nest von Wespen, die ins Gesicht fahren. Freylich müssen die Väter dieser Kirchenversammlung viel Leidenschaft an den Tag gelegt haben, und der heilige Gregorius hatte Recht, wie es scheint, sich über sie zu ärgern.

Nachdem die Versammlung über die Zucht und Gerichtbarkeit der Kirchen Verordnungen gemacht hatte, faßte sie Satzungen in der Glaubenslehre ab. Die Macedonier, welche die Gottheit des heiligen Geistes leugneten, und die Apollinaristen, die verschiedene Irrthümer wegen der Menschwerdung hatten, wurden verdammet, so wie die Arianer; und da man sich über die Gottheit des heiligen Geistes genauer erklären mußte, als bisher geschehen war, setzte man dem Glaubensbekenntnisse von Nicäa bey,

daß

daß der heilige Geist von dem Vater ausgeht. In der Folge wird man noch beysetzen, und dem Sohne, welches zu einer langen Uneinigkeit Anlaß geben wird.

Diese Kirchenversammlung, welche die zweyte ökumenische war, ist in Abendland erst lange hernach für gültig erkannt worden, und obschon sie in Morgenland, ohne Widersetzung von Seite der katholischen Bischöfe, angenommen war, nahmen dennoch die Zänkereyen kein Ende. Zu Constantinopel sonderbar arteten sie in eine Wuth aus: man dogmatisirte auf den öffentlichen Straßen, wie bey Hofe, und es war kein Handwerksmann, der sich nicht für einen Theologen achtete. *Willst du ein Geldstück wechseln*, saget der heilige Gregorius von Nyssa, *so hält man dir lange Reden von dem Unterschiede des Sohns, der erzeuget ist, und des Vaters, der nicht erzeuget ist: fragest du, was das Brod gilt, so giebt man dir zur Antwort, der Vater sey größer, und der Sohn sey ihm unterthan; und fragest du, wann das Brod gebacken ist, so versichert man dich im ganzen Ernste, der Sohn sey erschaffen worden.*

Theodosius lud die Häupter verschiedener Sekten ein, sich mit einander zu unterreden, und sie versammelten sich zu Constantinopel. Er hoffte, sie würden sich erklären, sich verstehen, und einig werden; aber er irrte sich: durch Zanken wurden sie erbittert, und nur desto

hartnäckiger. Das war von den Leidenschaften, von der Untreue, und von dem Fanatismus, der unter den Factionen herrschte, zu erwarten. (383)

Es ist zu verzeihen, wenn man sich irret, wo man zuerst einen Versuch machet: folglich kann man Theodosius entschuldigen. Aber dieser Fehler wurde oft wieder begangen. Man möchte glauben, die Regenten haben das Schicksal, daß sie durch die Erfahrung nicht gewitziget werden.

In Abendland machte Gratian die Gesetze des Theodosius bekannt, und drang zuweilen auf ihre Vollstreckung. Er ließ im Senate den Altar des Sieges umstürzen; ein Denkmaal, von welchem nach dem Wahne des Aberglaubens das Schicksal des Reiches abhieng: er zog die Einkünfte der Opferpriester ein: er hub die Freyheiten der heydnischen Priester und der Vestalinnen auf; und er nahm den Titel eines Oberpriesters nicht an, den auch die christlichen Kaiser bisher geführet hatten. Diese Weigerung, die den Katholiken eine gottselige Handlung schien, beleidigte die Römer, welche sie für ein Zeichen der Verachtung auslegten. (383)

So wie er seine Unterthanen abgeneigt machte, zog er Barbarn an den Hof, deren Huldigung seiner Eitelkeit schmeuchelte: er verthat seine Einkünfte durch Verschwendung, und ließ alle Sorgen der Regierung außer Acht. Durch

sein

sein Betragen verlor er die Hochachtung der Truppen, und die Liebe der Völker.

Maximus, welcher ein Knecht im Dienste des Theodosius gewesen war, und nun in Brittannien zu gebiethen hatte, machte sich dieses Misvergnügen zu Nutzen, ließ sich zum Augustus ausrufen, und gieng nach Gallien hinüber. Gratian zog gegen ihn aus; aber sein Kriegsheer ließ ihn am Stiche: die Städte selbst widersetzten sich seiner Entfliehung; sie sperrten ihm die Thore, und als er vermittelst einer Verkleidung zu entwischen hoffte, wurde er angehalten, und verlor das Leben.

Valentinian der II. der damals zwölf Jahre alt war, erkannte den Maximus, welcher versprach, nicht über die Alpen zu gehen, und Theodosius ließ sich nichts merken. Die Hunnen und die Persier, die in Mesopotamien eingedrungen waren, nöthigten ihn seine Macht in Morgenland zu gebranchen, und verstatteten ihm nicht, sich in einen bürgerlichen Krieg einzulassen. Er schien also den Maximus auch zu erkennen; gleichwohl dachte er ihn zurückzutreiben, wenn er eine neue Unternehmung wagete, und er bediente sich der ersten Gelegenheit, mit Persien Friede zu machen.

Nach etlichen Jahren hatte Valentinian kaum Zeit zu entfliehen, und sich in die Arme des Theodosius zu werfen, der zu den Waffen griff, und Maximus besiegte. Diesem Kronräuber wurde der Kopf abgehauen; im übrigen

stellte man über jene, die sich zu ihm geschlagen hatten, keine Untersuchung an. Theodosius machte sogar einen Generalpardon bekannt, um sie sicher zu stellen; und er setzte Valentinian wieder in das abendländische Reich ein. (387)

Sein Kriegsheer bestand beynahe ganz aus Hunnen, Alaner, und Gothen; denn er würde wenig Truppen gehabt haben, wenn er nicht Barbarn in Sold genommen hätte. Ja, es war nothwendig sie zu brauchen, weil sie nicht fähig waren, eines Friedens zu genießen; und sie würden das Reich angegriffen haben, wenn sie es nicht vertheidiget hätten. Allein dieser Staatsgriff hatte das Beschwerniß, daß sie die Kriegskunst lerneten, und daß sie die ganze Schwäche der Römer gewahr wurden.

Theodosius, der sich einige Jahre in Italien aufhielt, befand sich zu Mayland, als er erfuhr, daß Christen eine Synagoge zu Kallinika in Mesopotamien verbrannt hatten: er befahl die Mordbrenner zu strafen, und den Juden ihren Schaden zu ersetzen. Dieser Befehl, obschon er billig war, gab dem heiligen Ambrosius, Bischofe zu Mayland, Anlaß zum Aergernisse: er schrieb an den Kaiser, daß der Bischof von Kallinika ein Verräther seyn würde, wenn er ihm gehorchte: er stellte ihm vor, daß die Juden oft Kirchen verbrannt hätten, ohne daß man sie bestrafet, oder verurtheilt hätte, dieselbigen wieder aufzubauen; und setzte noch bey, es wäre unanständig für einen christlichen

lichen Fürsten, es mit einer Synagoge gegen die Kirche zu halten. Sein Brief, wie du Pin die Anmerkung machet, enthielt mehr Geschwätz als Vernunftschlüsse; und unterdessen bedrohete er den Kaiser, ihn von der Kirchengemeine auszuschließen, wenn er nicht seinen Befehl wiederriefe. Theodosius wiederrief ihn auch; aber er mußte es bald bereuen: denn die Christen, die nicht bestraft worden waren, begiengen in der Folge so große Ausschweifungen, daß er strenge verfahren, und ein Gesetz machen mußte, um ihren Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun.

Mir scheint es, ohne die Ehrerbiethung auf die Seite zu setzen, welche man dem Eifer des heiligen Ambrosius schuldig ist, man könne sagen, er sey durch die Namen der Juden und Christen verleitet worden, eine bloße Polizeysache für eine Angelegenheit der Religion anzunehmen; folglich habe er Unrecht gehabt, sich zum Richter einer Handlung des Kaisers aufzuwerfen, und noch mehr Unrecht, ihn mit der Excommunication zu bedrohen.

Während daß sich Theodosius in Italien aufhielt, nahm er den jungen Valentinian auf gewisse Art unter seine Pflege, und regierte das Abendland. Damals schmeuchelte er sich sonderbar, wie es schien, dem Götzendienste die letzten Streiche zu versetzen: aber auch damals gaben seine Gesetze zu den meisten Empörungen Anlaß. Er kam nach Rom, wo er zwar noch bey seinen Grundsätzen fest blieb, jedoch mehr

Behutsamkeit zu brauchen schien. Er ermahnte die Senatore, die christliche Religion anzunehmen: er gab ihren Fürbitten zur Erhaltung des vorigen Gottesdiensts nicht das geringste nach, sondern unterdrückte vielmehr die Einkünfte, welche zu den Opfern bestimmet waren. Aber gegen die Heyden, die dem Staate gedienet hatten, ließ er Hochachtung blicken, und legte einigen von ihnen Würden bey.

Nichts fehlte mehr für den Eifer des Theodosius, als aus einer öffentlichen Buße eine Kirche zu bauen. Da man zu Thessalonika Spiele anordnen wollte, verlangte der Pöbel dieser Stadt einen Fuhrmann in dem Cirkus, der im Gefängnisse war; er empörte sich wider den Befehlshaber, der ihn nicht herausgeben wollte, schlug ihn todt, und noch verschiedne andre Personen verloren im Getümmel das Leben. Der Kaiser, der im Anfange befohlen hatte, die Schuldigen zu bestrafen, ließ sich alsogleich wieder auf die Fürbittte des heiligen Ambrosius besänftigen, und versprach zu vergeben. Allein man stellte ihm vor, daß die Strafloßigkeit in solchen Fällen von äußerster Folge sey, und man fand viele Beweggründe, die scheinbar genug waren, wie Tillemont saget, ihn zu überreden. Scheinbar genug dünket mich seltsam: ohne Zweifel brauchet dieser Schriftsteller den Ausdruck, weil er nicht begreift, wie die besten Gründe das Ansehen eines Heiligen aufwiegen sollten: aber der heilige Ambrosius, der itzt in dem

Him-

Himmel vom Irrthume frey ist, heißt sicher nicht gut, daß man denket, er sey auf Erden unfehlbar gewesen.

Theodosius hätte dann strafen sollen; aber diejenigen, denen er seine Befehle auftrug, misbrauchten sein Vertrauen über die Weise. Dieser Fürst hatte etlichen Personen, die sich wider ihn verschworen hatten, Gnade angethan, und der Stadt Antiochia verziehen, wo eine gewaltige Aufruhr gewesen war. Ist es wohl wahrscheinlich, daß seine Befehle lauteten, das Volk von Thessalonika im Cirkus einzuschließen, mit Soldaten zu umringen, und alles ohne Unterschied niederzumachen? Allein eben das wurde vollzogen.

Ein Fürst hat für jene zu stehen, denen er seine Befehle aufträgt: folglich war Theodosius strafbar. Der heilige Ambrosius hatte das Herz, ihm sein Verbrechen zu verweisen. Unterdessen gieng er von Mayland ab: denn, saget Tillemont, weil der Kaiser nicht wollte, daß er die Entschließungen seines Rathes erführe, so verlangte die Klugheit, daß er sich vom Hofe entfernte, um nicht Dinge zu erfahren, die er weder sagen könnte, damit er seine Freunde keiner Gefahr aussetzte, noch verschweigen, weil ein Bischof die Wahrheit nicht verschweigen darf, ohne sein Gewissen zu verletzen. Ich gestehe, daß mir an dem Betragen des Bischofs von Mayland Dinge auf-

fallen, die ich hart begreifen kann. Denn mit welchem Rechte hatte er Spionen im Rathe des Fürsten? und wie reimte er mit der Religion und Rechtschaffenheit die Verrätheregen zusammen, die er seine Freunde begehen hieß? Sey es, wie es wolle, der Kaiser erkannte seinen Fehler, und unterwarf sich der öffentlichen Buße, welche damals das einzige Mittel war, sich mit der Kirche auszusöhnen. Er wurde nicht eher losgesprochen, als bis er sich acht Monate gedemüthiget hatte. Also war noch in diesem Jahrhunderte die Kirchenzucht beschaffen: in der Folge wird sie von ihrer Strenge nachlassen. Unterdessen werden die Bischöfe fortfahren, die Regenten mit dem Bannstrale zu belegen, und man wird die Misbräuche sehen, die daraus entstehen. Theodosius legte während seiner Buße den kaiserlichen Schmuck ab: mit der Zeit werden die Fürsten durch den Kirchenbann aller ihrer Herrschaft beraubet werden.

Unter dieser Regierung fiengen die Mönche an, mächtig zu werden. Da sie sich in den Städten eingenistet hatten, führten sie nicht allein mit den Heyden offenbar Krieg: sie mengten sich auch in alle Geschäffte, sie richteten Händel an, begiengen Gewaltthätigkeiten, und stifteten Aufruhr unter dem Volke. Theodosius machte ein Gesetz bekannt, welches ihnen auftrug, sich nach dem Geiste ihres Standes in die Einöden zu begeben. Etliche Jahre darauf fanden sie Glauben genug, die Wiederrufung dieses Gesetzes

aus-

auszuwirken; und von diesem Zeitpunkt an hat ihre Macht alltäglich zugenommen.

Nachdem sich Theodosius drey Jahre in Italien aufgehalten hatte, gieng er nach Morgenland zurück, und im folgenden Jahre hatte Valentinian das Schicksal seines Bruders. Einer von seinen Feldherren, der Graf Arbogast, ein Frank von Geburt, ließ ihn ermorden, und bekleidete mit dem Purpur Eugenius, der in der Redekunst Schule gehalten hatte, und Valentinians Geheimschreiber gewesen war. Er hoffte unter dem Namen dieses Kaisers zu regieren. (392)

Um sich einen Anhang zu erwarben, eröffnete Eugenius die Götzentempel wieder, wo der Pöbel haufenweise zulief. Theodosius, an welchen er eine Gesandschaft geschicket hatte, verstellte sich, und machte seine Rüstungen. Zwey Jahre darauf, als er bey Aquilea gesieget hatte, (394) ließ er dem Eugenius den Kopf abschlagen; Arbogast entleibte sich selbst, und es wurde kein Blut mehr vergossen. Er überlebte nicht lang seinen Sieg, und starb im Anfange des folgenden Jahres, welches das fünfzigste seines Alters und das sechszehnte seiner Regierung war. (395)

Man hat ihm den Zunamen des Großen beygelegt. Es wäre nicht leicht, ein Urtheil von ihm zu fällen. In diesem Zeitalter fieng die Unwissenheit an, alles zu vermengen, und der herrschende Geist war eine lautere Samm-

lung widersprechender Begriffe. Das war die Wirkung der Zänkereyen, die unter den Sekten entstanden, und des unüberlegten Betragens der Fürsten, die sie angestiftet hatten. Theodosius hat, wie es scheint, nicht Einsicht genug besessen, um sich aus diesem Chaos herauszufinden.

III. Kapitel.

Von dem Tode des Theodosius bis auf die Eroberung Roms durch Alarich.

Theodosius der lezte Fürst, der über beyde Reiche zu gebiethen hatte, hinterließ zween Söhne: Arkadius von siebenzehn, und Honorius von zehn Jahren. Jener regierte nach seiner Verordnung im Morgenland; dieser im Abendlande. (395)

Hier waren dann zwey Kinder, die zu herrschen hatten, und ihre Kindheit daurete fort. Da sie immer blödsinnig blieben, waren sie niemals fähig Einsichten zu erlangen, oder aus sich selbst zu handeln. Sie wurden beyde das Spielwerk der Ränke von ihrem Hofe, und gleichwohl regierten sie in den allerbedenklichsten Zeiten.

Die innerlichen Spaltungen rissen ohne Unterlaß die Wunden wieder auf, die sie geschlagen hatten, und eine ungereimte Gesetzgebung goß Gift darein. Die Barbarn droheten von allen Seiten, und das Reich hatte zu seiner Verthei-

theidigung nichts anders, als andere Barbarn, die es unter Theodosius vertheidiget hatten. Es waren Gothen, die von geschickten Führern geleitet wurden, und welche die Schwäche der Regierung einsahen. Es gab also Feinde von innen und von außen.

Theodosius hatte dem ältesten seiner Söhne Rufin, einen Gallier, der sich durch eine Reihe von Verrätherenen zur Präfectur im Morgenland erschwungen hatte, als Minister zuzugeben. Im übrigen hatte dieser Mann nicht das geringste Talent.

Stiliko, ein Wende von Abkunft, regierte das Abendland unter Honorius. Er war ein fähiger Heersführer, und besaß Einsicht genug zur Regierung: aber er war eben so ungerecht, und eben so ehrgeizig als Rufin.

Unter diesen zween Ministern, die gleich geldbegierig waren, stand alles feil, und die Aemter wurden nach dem Maaße ihrer Habsucht vermehret. Sie haben keinem Misbrauche abgeholfen: es scheint vielmehr, sie seyn nur bedacht gewesen, die Verwirrungen fortdauren zu lassen, weil sie sich unentbehrlich machen wollten. Ihr Misverständniß erkleckte schon, dieselbigen zu unterhalten, und neue zu stiften.

Rufin fürchtete den Ehrgeiz des Stiliko, der sich das Ansehen eines Vormunds der zween Prinzen gab; und er hatte noch einen Mitwerber an Eutropius, einem Verschnittenen, der sich bey Arkadius beliebt machte, und bald die

Regie-

Regierung an sich bringen mußte. Dieser Mann, dem jedes Mittel gleichviel galt, wagte es, nach den Würden zu streben, misbrauchte die Schwachheit seines Herrn auf eine unverschämte Weise, und hatte die Raubsucht von Leuten seines Gelichters an sich.

Die Hunnen verwüsteten Asien, und die Gothen aus Thracien breiteten sich in allen Provinzen aus, die zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere gelegen waren. Sie zeigten sich vor den Thoren Constantinopels, und fielen über Griechenland her. Alarich, ihr Führer, hatte unter Theodosius gegen Eugenius gedienet. Bald wird man ihn in Italien auftreten sehen. Man will wissen, Rufin sey auf den Gedanken gekommen, um den Stiliko zu stürzen, diese Barbarn in die Provinzen, wo er selbst regierte, herbeyzurufen. Dieses Betragen wäre sehr unschicklich gewesen. Es ist natürlicher zu denken, diese Völker haben Morgenland nur deßhalben überschwemmet, weil Theodosius nicht mehr lebte.

Stiliko, der durch seine Klugheit und Tapferkeit die abendländischen Provinzen vor den Anfällen der Barbarn sicher gestellt hatte, zog gegen Alarich mit einem Heere aus, welches aus den Truppen des Theodosius und des Eugenius bestand, und stieß auf die Gothen in Thessalien. Er machte sich gefaßt, dieselben anzugreifen, als ihm auf Befehl des Arkadius, ein Theil seiner Kriegsmacht entzogen ward.

Rufin

Rufin hatte seinen Gebiether beredet, das Heer des Theodosius zurückzurufen. Stiliko schickte es heim, und übertrug Gainas einem gothischen Feldherrn die Sorge, sich für ihn zu rächen. Dieser führte sie nach Constantinopel; und weil er damals zu schwach war ein Treffen zu wagen, zog er sich zurück.

Arkadius kam dem Heere entgegen. Rufin begleitete ihn. Er machte Rechnung auf die heimlichen Verständnisse, die er unter den Truppen sich erworben hatte; und an eben diesem Tage schmeuchelte er sich, das Reich mit seinem Herrn zu theilen. Aber auf das Zeichen, welches Gainas gab, fielen Soldaten auf ihn los, und tödteten ihn vor den Füßen des Kaisers.

Eutropius trat an seine Stelle, und zog die Ausbeute von ihm. Dieser neue Minister, welcher wohl wußte, wie sehr er verhaßt und verachtet war, machte ein Gesetz, das alle diejejenigen zum Tode verdammte, die sich wider einen von des Fürsten Räthen verschworen, oder die nur einen Anschlag dazu gehabt hätten; und nun sah man nichts mehr als Anklagen und Verbannungen. Unterdessen stellte der Minister für seinen Herrn Lustbarkeiten an.

Alarich, welcher die Gothen bis auf Peloponnesus geführet hatte, lieferte ihnen Griechenland in die Hände. Sie zerstöreten sonderbar die Götzentempel; und was den Gesetzen der der Kaiser entgangen war, konnte ihren Waffen nicht entgehen. Die Barbarn mußten den Um-

sturz

sturz des Götzendiensts vollends zu Stande bringen. (396)

Korinth wehrte sich noch, als Stiliko zum zweytenmal gegen die Gothen auszog. Er erhielt Vortheile, die er sich nicht zu Nutzen machte. Einige tadeln ihn, andere rechtfertigen ihn dagegen. Dieß ist gewiß, daß ihm Eutropius Hindernisse in den Weg legte. Er ließ ihn zum Feinde des Reiches erklären, weil er die Barbarn in Peloponnesus angegriffen hatte: der Hof zu Constantinopel machte sogar ein Bündniß mit Alarich, und trug ihm die Befehlshaberstelle in Griechenland und im morgenländischen Illyrien auf. Diese zwo Provinzen machten seit der Theilung, welche Gratian mit Theodosius geschlossen hatte, einen Theil des morgenländischen Reiches aus.

Eutropius, der immer auf Stiliko eifersüchtig war, versuchte ihn ermorden zu lassen. Er reizte die Feldherren des Honorius zur Aufruhr; und es gelung ihm, daß Gildo, der in Afrika Befehlshaber war, die Waffen ergriff, und bey seiner Empörung das Leben verlor.

Er herrschte im Morgenlande, und sein Ehrgeiz war noch nicht befriedigt. Er wollte mit der Macht alle Würden in sich vereinigen; und sah nicht, daß er diese verächtlich machte, ohne sich zu erhöhen. Sein allzuschwacher Kaiser machte ihn zum Bürgermeister. Morgenland ärgerte sich darüber, und das Abendland wollte ihn nicht erkennen. Eutropius eilte seinem Unter-

tergang zu, weil er zu hoch hatte emporsteigen wollen. (399)

Ein Gothe der in Phrygien Befehlshaber war, der Graf Tribigildus, empörte sich; und Gainas, von dem man nicht wußte, daß er mit ihm verstanden war, erhielt den Auftrag, ihn zu Paaren zu treiben. Dieser zog aus: als er nach Phrygien kam, machte er von der Macht des Rebellen eine übertriebene Beschreibung; und rieth, sich mit ihm in Unterhandlung einzulassen, mit dem Beysatze, daß Tribigildus die Waffen nur deßhalben ergriffen haben, um sich gegen Eutropius zu schützen, und daß er bereit sie, dieselben von sich zu legen, wenn man ihm diesen Verschnittenen aufopfern wollte.

Eudoxia, die Frau des Arkadius, welche sich gern in die Regierung einmischen mochte, und schon über Eutropius aufgebracht war, der ihr gedrohet hatte, sie aus dem Palaste zu verjagen, schlug sich auf die Seite seiner Feinde, und erhielt vom Kaiser einen Befehl, ihn handfest zu machen. Es wurde diesem Verschnittenen eben in dem Jahre seines Bürgermeisteramts das Haupt abgeschlagen. Er war ein Beweis, wie wenig die mächtigsten Günstlinge auf einen schwachen Fürsten sich zu verlassen haben.

Eudoxia kam an das Ruder der Regierung, und man konnte unter diesem Weibe, das sich selbst von Verschnittenen regieren ließ, alles erwarten. Und in der That nöthigte Gainas,

der sich empörte, den Kaiser, ihm alle, die er verlangte, aufzuopfern: er zwang ihn, nach Chalcedon zu kommen, um mit ihm in Unterhandlung zu treten; er zwang ihn, den Titel eines Feldherrn an ihm zu bestätigen; ja, er erhielt die Würde des Bürgermeisteramts, und zog wie im Triumphe in Constantinopel ein.

In diesem Jahrhunderte hat, wie es scheint, nur der Religionseifer Muth einflößen können. Die Gothen waren Arianer, und hatten keine Kirche. Gainas verlangte eine zu haben. Der heilige Johann Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel, widersetzte sich, und gab auf die Drohungen des Gainas eben so wenig, als auf die Zudringlichkeit des Kaisers nach. Man griff zu den Waffen. Die Gothen wurden erwürget, und ihr Führer mußte sich über die Donau zurückziehen; dort stieß er auf die Hunnen, welche von jeher Feinde der Gothen waren, und verlor im Kampfe mit ihnen das Leben.

Morgenland hatte seit dem Tode des Arkadius nichts als Zerrüttungen erfahren, die einerseits durch den Eifer, und anderseits durch die Verfolgung veranlasset wurden. Der heilige Johann Chrysostomus wollte die Sitten verbessern, und Eudoxia verfolgte diesen heiligen Bischof, welcher der tugendhafteste und beredsamste Mann seiner Zeiten war.

Indessen daß diese Verwirrungen in Morgenland herrschten, war das Abendland mehr als jemals den Ueberfällen der Barbarn ausgestellt.

gestellt. Alarich, welcher auf gewisse Art in Illyrien, wo er zu gebiethen hatte, Monarch war, und von seinen Truppen als König ausgerufen wurde, verheerte die Provinzen am Poflusse, und setzte Rom in Schrecken. Man hatte kein Kriegsheer ihm entgegen zu stellen. Stiliko fieng eine Friedensunterhandlung an, machte seine Rüstungen, und fiel auf einmal über die Gothen her. Das Treffen war blutig und unentschieden. Aber weil Alarichs Kinder gefangen worden waren, mußte er den Frieden auf jene Bedingnisse, die man ihm vorschrieb, annehmen, und er begab sich zurück.

Maximian hatte seinen Sitz zu Mayland aufgeschlagen, um besser gefaßt zu seyn, die Gränzen zu schützen. Honorius, den Alarich erschrecket hatte, schlug den seinigen zu Ravenna auf, um in der Lage zu seyn, schneller zu entfliehen: er konnte von dannen auf Epirus flüchten. Die Feigherzigkeit dieses Fürsten lieferte also Italien den Barbarn in die Hände.

Es ließen sich auch die Gothen bald wieder blicken: mehr als zweymal hundert tausend Männer, von Radagäsus angeführt, fielen über diese Provinz her, drangen bis in Toskana vor, und fiengen an Florenz zu belagern. Radagäsus war ein Götzendiener, und deßhalben schien er den Heyden desto fürchterlicher, welche glaubten, der Beystand ihrer Götter sey ihm für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung Bürge. Ja, ihre Blindheit war so groß, daß

sie sich dieses Ueberfalls freuten. Sie hofften, daß der Zeitpunkt gekommen sey, wo sie die Tempel wieder aufrichten, und den vorigen Götterdienst einführen würden.

Die Barbarn, welche von Kriegskunst nichts wußten, waren nur geschickt, ein offenes Land zu verwüsten; und wenn sie eine Unternehmung herzhaft anfiengen, führten sie dieselbige insgemein mit geringer Vorsicht aus. Stiliko richtete in der Eile ein Kriegsheer auf, das hauptsächlich aus Hunnen, Alanen, und Gothen bestand, überraschte den Radagásus, und schlug ihn aufs Haupt. Dieser Führer, der gefangen wurde, verlor das Leben. Man machte eine erstaunliche Menge Gefangener; und jene, die dem Schwerte des Siegers entgiengen, zerstreuten sich in den Bergen, wo sie alle beynahe den Tod fanden. Um das Andenken dieses Sieges zu verewigen, ließ der Senat einen Triumphbogen errichten, welcher der letzte war. (405)

Dieser Sieg war in der That die letzte Anstrengung eines Reiches, das sich nicht mehr halten konnte. Honorius verlor bald alle Provinzen, die jenseits der Alpen gelegen waren.

Ein Schwarm von Barbarn ergoß sich auf einmal über Gallien, und breitete sich ohne Hinderniß bis an die pyrenäischen Gebirge aus. Es waren Wenden, Sueven, Alaner, Hunnen, Sarmater; und bald darauf wandelten auch die Franken und Burgunder dem Wege nach, der offen vor ihnen stand. (406)

Die

Die römischen Truppen, die in Britannien standen, konnten keine Hülfe mehr erwarten; und waren dennoch den Einbrüchen der Picten und Schotten ausgesetzt, zweyer wildartiger Völker, die nordwärts an dem Eilande wohnten. Sie sannen auf ihre Vertheidigung. Nachdem sie Markus, den sie ermordeten, und Gratian, den sie wieder ermordeten, zum Augustus ernannt hatten, fiel ihre Wahl auf einen Soldaten, der sich den Namen Constantin beylegte. Dieser neue Augustus gieng nach Gallien über, wovon er Besitz nahm. Sein Sohn Constans, der aus einem Mönchen Cäsar geworden war, brachte Spanien in seines Vaters Gewalt; und Honorius mußte diesen erkennen. (407)

Alarich bedrohete damals Italien. Es scheint, er habe sich zu einer Unternehmung gerüstet, zu welcher ihn Stiliko eingeladen hatte, und die man hatte fahren lassen müssen: er foderte zu seiner Schadloshaltung eine Summe, die man ihm nicht geben konnte, und die man ihm versprach.

Unterdessen erfuhr man den Tod des Arkadius, welcher das Reich seinem Sohne Theodosius, einem siebenjährigen Kinde, hinterließ. Man behauptet, Stiliko habe die Vormundschaft über diesen jungen Fürsten gesuchet, als er durch die Untreue des Olimpius, dessen Glück er gemacht hatte, das Leben verlor.

Olimpius beschuldigte ihn, als ob er nach dem Reiche strebte, und die Barbarn nach Gallien berufen hätte. Allein der schwache Hono-

rius trug Anstand, ihm seinen Feind in die Hände liefern. Olimpius machte sich die Abwesenheit des Stiliko zu Nutzen: er reizte das Kriegsheer gegen die Freunde dieses Ministers zur Aufruhr, und ließ sie ermorden. Nun besann sich der Kaiser nicht mehr: er hätte die Rache seines Feldherrn allzusehr gefürchtet. Er ließ dann den Stiliko einfangen, und man schlug ihm das Haupt ab. (408)

Das Reich verlor einen Schutzgeist. Aber diese Begebenheit raubte dem Kaiser Soldaten, und waffnete sie gegen ihn. Dreyßigtausend Barbarn, die unter Stiliko gedienet hatten, und deren Weiber und Kinder im Aufstand ihr Leben eingebüßt hatten, flohen zu Alarich, bothen ihm ihre Dienste an, und foderten Rache.

Der Gothenkönig durchzog Italien ohne Widerstand, und kam bis nach Rom, das er belagerte. Olimpius, der die Ministerstelle an sich gerissen hatte, war in keiner Verfassung, ihm Einhalt zu thun: ja er war außer Stand den Römern die geringste Hülfe zu leisten; und er hatte mit einer beleidigenden Verachtung geantwortet, als Alarich die Summe, die man ihm schuldig war, hatte fodern lassen. (408)

Die Stadt Rom, welche bald in die äußerste Noth gerathen war, hatte nicht Gold genug, sich loszukaufen. Sie lieferte alle Kostbarkeiten aus den Götzentempeln aus; und weil das nicht erkleckte, verband sie sich durch einen Friedensschluß, den der Kaiser bestätigte, und gab die

Kinder der vornehmsten Bürger als Geiseln her. Alarich zog in Toscana zurück, wo er die Erfüllung des Friedensschlusses erwartete.

Man hielt ihm nicht Wort, und er griff wieder zun Waffen. Sein Heer war mit den Truppen seines Schwagers Ataulfus, und mit vierzigtausend Sklaven, die aus Rom entflohen waren verstärket worden. (409)

Olimpius war in die Ungnade gefallen, und hatte Jovinus, einen Vorsteher, des Prätoriums, zum Nachfolger gehabt, der ein Verräther ohne Talente war. Unter dem ersten von diesen Ministern hatte Honorius wider die Ketzer und Heyden grausame Gesetze herausgegeben: unter dem zweyten gestand er beyden eine vollkommene Gewissensfreyheit zu.

Indessen daß er sich bloß durch die Ränke seines Hofes leiten ließ, und eitel fehlerhafte oder widersprechende Schritte machte, zwang Alarich die Römer ihn zu erkennen, und gab ihnen Attalus, den Vorsteher der Stadt, zum Kaiser, welcher ein Schattenbild war, das er wechselweise mit dem Purpur bekleidete, oder desselben beraubte, so wie es sein Eigennutz erfoderte.

Unter dem Vorwande, dem Honorius beyzuspringen, wollte Constantin sich Italiens bemeistern, als Gerontius, welcher in Spanien seine Stelle vertrat, sich empörte. Bey dieser Gelegenheit giengen die Wenden, die Sueven, und die Alaner über die pyrenäischen Gebirge. Sie machten sich diesen bürgerlichen Krieg zu Nu-

tzen, um sich in Spanien festzusetzen. Im Anfange verheerten sie alles mit Feuer und Schwerte. Nachdem sie milder geworden, weil sie im ruhigen Besitze waren, beherrschten sie die Völker mit Sanftmuth: aber diese Staatsveränderung schlug den Kirchen dieser Provinz eine Wunde, die lange Zeit blutete: es breitete sich dadurch der Arianismus aus, die Kirchenzucht wurde verderbet, und alle kirchlichen Gesetze geriethen in Vergessenheit.

Die Barbarn fuhren immer fort, Gallien zu verwüsten; und Constantin, der seinen Ehrgeiz weiter erstreckte, hatte noch dort seine Macht nicht befestiget. Jedes Volk mußte auf seine Sicherheit denken. Bey dieser Veranlassung warfen die Armoriker, welche die Ufer zwischen der Sayne und der Loire bewohnten, das Joch der Römer von sich ab, und fiengen an, sich als Republikaner zu regieren. Honorius hatte nun alle Oberherrschaft auf Britannien aufgegeben, und die Völker dieses Eylandes erhielten ihre Freyheit wieder.

Alarich stand mit dem Hofe zu Ravenna in Unterhandlung, als Sarus, ein gothischer Hauptmann, der im Dienste des Honorius war, plötzlich ihn angriff. Diese Untreue trieb ihn an die Mauern der Stadt Rom zurück, und er gab sie der Plünderung preis. Unterdessen, weil er sich zum Arianismus bekannte, befahl er der heiligen Oerter zu schonen: sonderbar verboth er, denjenigen etwas zu Leide zu thun, die sich in

die

die Kirche der heiligen Petrus und Paulus flüchten würden. Diese Freystätten erhielten einer großen Menge Bürger das Leben: aber Feuer und Schwert richteten doch ein großes Blutbad an. Alarich starb in dem nämlichen Jahre, als er die Eroberung Afrikens im Sinne hatte.

IV. Kapitel.

Bis auf den Tod des Honorius.

Die letzten Jahre des Honorius haben nichts mehr, als Zerrüttungen aufzuweisen, die hauptsächlich in Gallien vorbeygiengen. Wir wollen sie flüchtig überschauen.

Constantin war über die Alpen gegangen, in der Absicht, Italiens sich zu bemeistern: er verließ sich auf Allobich, den Feldobersten des Honorius. Der Tod dieses Verräthers nöthigte ihn bald sich zurückzuziehen. (411)

Er hatte eben selbst Spanien vollkommen verloren, und war in Gefahr das Reich zu verlieren. Gerontius, der den Constans verfolgte, ertappte ihn zu Vienne, und ließ ihm das Haupt abschlagen. Nachmals kam er die Stadt Arles zu belagern, wo sich Constantin eingesperrt hatte, und er legte dem Maximus den Purpur an.

Constantius, ein Feldherr des Honorius, und der einzige, den dieser Fürst nicht unter den Barbarn gewählet hatte, hielt diesen Umstand für günstig, Gallien wieder zu erlangen. Er

hatte unter Theodosius gedienet, und ließ Talente an sich blicken.

Kaum hatte er die Alpen überstiegen, als Gerontius von seinen Truppen verlassen, und gezwungen wurde, nach Spanien zu flüchten, wo er ums Leben kam. Maximus, der ihm bald darauf nachfolgte, hatte das nämliche Schicksal, und Arles eröffnete seine Thore. Die Einwohner erhielten eine vortheilhafte Capitulation, und Constantius versprach dem Constantin das Leben zu schenken, welcher zum Priester geweihet ward. Aber Honorius ließ ihn und seinen Sohn Julian hinrichten. Es hatte sich damals Jovinus, an der Spitze einer Schaar von Barbarn, in dem diesseitigen Gallien als Augustus ausrufen lassen.

Ataulfus schickte den Kopf dieses Aufrührers dem Kaiser, woraus sich schließen läßt, er habe mit Honorius ein Verbindniß gehabt. Dieses Bindniß war von keiner Dauer, und er hatte es ohne Zweifel vorgesehen: denn er zog immer den Attalus, als ein Schreckbild, dessen er sich bedienen konnte, mit sich. Und in der That bekleidete er ihn mit dem Purpur wieder; er verwüstete Gallien, und eroberte einen Theil davon. (412) Gleichwohl vermählte er sich mit Placidia, einer Schwester des Honorius, welche Alarich zu Rom gefangen bekommen hatte. Im übrigen, wo man ihn nachmals an der Spitze der Gothen wieder erscheinen sieht, weiß

man

man nicht, was er seit dem Tode seines Schwagers gethan hatte.

Auf diese Zeit giebt man die erste Niederlassung der Burgunder in Gallien an, wo sie öfter eingefallen waren: sie setzten sich im ersten Germanien an, welches ein Land war, davon Elsaß heut zu Tage nur einen Theil ausmachet. Sie nahmen den katholischen Glauben an, beherrschten mit Sanftmuth die eroberten Völker, und fiengen an, sich auf den Ackerbau und die mechanischen Künste zu verlegen. (413)

Unterdessen erwarb Constantius einen Theil von Gallien wieder. Die Gothen, die er besieget hatte, überließen ihm diese Provinz, und zogen sich nach Spanien, wo Ataulfus getödtet wurde; sein Nachfolger war Sigerich, sein Feind, der alle seine Kinder erwürgen ließ, und selbsten ermordet wurde, nachdem er sieben Tage regieret hatte. Vallia, den die Gothen alsdann zu ihrem Führer wählten, schloß Frieden mit Honorius: er stellte ihm Placidia zurück, und nahm den Auftrag auf sich, den Krieg gegen die Wenden zu führen. (415)

Die Streifzüge der Gothen, die unerachtet ihrer Siege sich nicht festsetzen konnten, beweisen, wie dieses Volk noch ungesittet, und unfähig war, durch Gesetze regieret zu werden. Nichts als die Zeit konnte ihnen endlich die Lust benehmen, allenthalben Kriege zu führen, und nirgends Frieden zu finden. Vallia beförderte diesen Zeitpunkt. Nach großen Vortheilen, die

er über die Wenden erfocht, erhielt er von Constantius das zweyte Aquitanien, wo er sich niederließ. Diese Provinz erstreckte sich von Toulouse, das die Hauptstadt davon wurde, bis an das große Weltmeer.

Seit zehn Jahren beherrschte und beschützte Constantius das Reich, als ihn Honorius zum Mitregenten annahm. Er starb nach etlichen Monaten. Er hatte Placidia zur Ehe genommen, und zween Söhne von ihr hinterlassen, welche Valentinian und Honorius hießen. (420)

Placidia, die von ihrem Bruder aus Italien verjaget wurde, begab sich mit ihren zween Söhnen an den Hof zu Constantinopel, und Honorius starb in dem nämlichen Jahre. Dieser Fürst hat neun und zwanzig Jahre regieret. (423)

V. Kapitel.

Bis auf die Zeit, wo Attila das Reich zu bedrohen anfieng.

Das Reich von Constantinopel hat, von dem Tode des Arkadius bis auf den Tod des Honorius, wenig Begebenheiten aufzuweisen. Es wurde im Anfange von Anthemius, dem Vorsteher des Prätoriums, beherrschet, der ein einsichtvoller, weiser, und tugendhafter Minister war, der die Misbräuche abstellte, und der

die

die Macht seines Herrn in Hochachtung erhielt.

Er fieng an Ordnung und Ruhe in den Provinzen wieder einzuführen, als Pulcheria, die Schwester des Theodosius, den Titel Augusta erhielt, sich bey den Regierungsgeschäfften obenan stellte, und ihren Bruder auf gewisse Art unter ihre Vormundschaft nahm. Sonderbar sorgte sie für seine Erziehung.

Diese Fürstinn, die um zwey Jahre älter als Theodosius war, zählte fünfzehn Jahre; und obschon sie den Staat regierte, saget man doch nicht, von wem sie regiert worden sey. Man spricht von Anthemius nicht mehr: unterdessen sollte man, zur Ehre Pulcheriens, uns die Todesart dieses Ministers erzählen. Wie es immer seyn mag, so bewies die Regierung des Theodosius, daß diese Prinzessinn wenig Talente, oder wenig Einfluß gehabt hat.

Theodosius war sanftmüthig, fromm, ein Liebhaber von den Künsten und Wissenschaften, ja auch verständig genug, einigen Fortgang darinnen zu machen. Da er gern viel lernen mochte, wendete er viele Zeit auf das Studieren an: es schien, als wollte er alles wissen, was immer zu wissen möglich ist. Mit diesen Eigenschaften, die sich an ihm von seiner Kindheit an zeigten, betrug er sich dennoch wie ein blödsinniger und unwissender Fürst.

Es giebt zweyerley Arten von Wißbegierde. Eine heißt uns alles verachten, was für uns fremder

fremde ist, um sich an Dinge zu heften, die wir Pflicht halben erkennen müssen. Sie läßt sich nicht ermüden; sie geht von einem Gegenstande nicht ab, eh sie ihn ergründet hat; und findet sie Schwierigkeiten, so verdoppelt sie nur ihre Bemühungen. Diese Wißbegierde, welche das Kennzeichen starker Seelen ist, kann allein wahre, gründliche, und nützliche Kenntnisse verschaffen.

Es giebt eine andere Wißbegierde, die sich zuweilen in einer niederträchtigen, langsamen, und trägen Seele findet: alles schrecket sie ab; sie erhält sich nur durch den beständigen und unüberlegten Wechsel von einem Gegenstand auf den andern. Sie kostet von allem, und fasset nichts: bleibt sie zuweilen stehen, so hängt sie an leichtfertigen Dingen, die von Seite des Verstands keine Anstrengung erfodern. Dann fällt sie mit dem ganzen Gewicht ihrer Trägheit darauf, und ermüdet durch kindische Fragen diejenigen, von denen sie Aufklärung zu verlangen glaubet.

Also war die Wißbegierde des Theodosius beschaffen: seine Lobredner sagen, er sey in allen Wissenschaften erfahren gewesen. Er war Maler, Bildhauer, hatte die Kräuterkunde studieret, besaß die Arzneykunde, schmeuchelte sich kostbare Steine zu kennen, und hielt sich für einen Theologen.

Unterdessen hatte er in allen Gattungen wenig Einsicht, wenn wir nach seinen Kenntnissen

in der Theologie urtheilen wollen. Er hatte diese Wissenschaft zu seinem Hauptstudium genommen, und man bewunderte die Fortschritte seines Verstandes sonderbar in diesem Fache.

Seine Frömmigkeit artete in Schwachheit aus, weil es die Frömmigkeit einer schwachen Seele war. Er bethete ohn Unterlaß, besuchte beständig die Kirchen, beschenkte sie, machte ein Kloster aus seinem Palaste. Die Bibel wußte er auswendig: er hatte sich alle Auslegungen davon angeschafft, und sie gelesen. Es war ihm keine von den Fragen unbekannt, die in der Kirche Verwirrung stifteten. Er kannte vollkommen alle geistliche Gebräuche. Endlich, heißt es, unterhielt er die Bischöfe, als ob er im Priesterthume grau geworden wäre. Das lobte man alles an ihm. Eine Begebenheit wird erklecken, über seine Einsicht ein Urtheil fällen zu können.

Ein Mönch, dem er eine Gnade verweigert hatte, war so unverschämt ihm zu sagen, daß er von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen sey. Auf diese Rede glaubte der Kaiser, er sehe alle Bannstrale der Kirche auf ihn fallen. Er war nicht allein so einfältig, daß er sich für excommunicirt hielt; sondern er war auch der Meynung, daß er sich so lange von aller Speise enthalten müsse, bis eben derjenige den Bann von ihm genommen hätte, der ihn darmit beleget hatte. Vergeblich versicherte ihn ein Bischof, mit dem er vertraut war, es habe nicht jedermann das Recht, also von der Kirche

iche auszuschließen: er konnte nicht ruhig werden, bis ihn der Mönch selbsten ledig gesprochen hatte. Wenn es oft so unwissende Fürsten gab, wie dieser gewesen ist, so wird sich das Priesterthum ohne Mühe des Reiches bemächtigen. Es bemächtigte sich auch dessen in der Folge.

Theodosius, saget Tillemont, hatte alles an sich, was man haben muß, um in dem Privatleben heilig zu werden; und nach dem Ausdrucke des heiligen Augustinus, hätte er heilig gesprochen seyn können, wenn er in der Einsamkeit gelebet hätte. Er war also gottselig: aber seine Gottseligkeit war für einen Mönchen angemessen; und er hatte darneben andere Pflichten zu erfüllen. Wir wollen ihn als Regenten betrachten.

So wie ihn seine träge Wißbegierde auf tausend unnützliche Dinge verleitete, so lenkte sie ihn von den Reichsgeschäfften ab. Weil er zur Anstrengung untüchtig war, ließ er alles machen; er hieß Dinge gut ohne sie zu untersuchen; er unterzeichnete ohne zu lesen. Er war mehr als zwanzig Jahre alt, als man ihm einen Auffsatz zur Unterschrift vorhielt, kraft dessen er seine Frau als Sklavinn von sich gab. Pulcheria hatte ihm selbst diesen Fallstrick geleget. Er schämte sich seiner Unachtsamkeit, und besserte sich nicht. Es wäre ihm viel zu bemühlich gewesen, über das Betragen seiner Minister zu wachen: es war ihm leichter sein Vertrauen einem jeden zu schen-

schenken, der es haben wollte, und alles gehen zu lassen.

Unter allen Leuten, die einen Fürsten umgeben, sind die Bedienten in der besten Lage, dieses Vertrauen, das er irgendwo zu verschenken suchet, an sich zu bringen. Die Verschnittenen regierten dann unter Theodosius. Sie unterhielten ihn mit Spielen, und die Geschäffte nahmen sie über sich. Anstatt zu befehlen gehorchte er: aber der Mühe sah er sich überhoben.

Man mußte dann den Verschnittenen Folge leisten, oder als ein Rebelle gegen den Regenten behandelt werden; und daraus entstanden sehr viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Der heilige Isidor, der unter dieser Regierung lebte, saget, man habe noch lebenden Menschen Erben gegeben; einigen habe man ihre Kinder, andern ihre Weiber geraubet: und es seyn wenig reiche Bürger gewesen, denen man ihr Vermögen gelassen habe.

Weil der Kaiser keinen Muth hatte, erkauften die Minister den Frieden. Deßhalben machten die Barbarn ein Gewerb daraus; und da sie immer unter den Waffen standen, bothen sie ihn wieder feil, nachdem man ihn schon öfter gekauft hatte. Dieses Gewerb war schädlich für das Reich. Die Schätze, die man so oft für einen Frieden erschöpfte, der nur gezeiget, nicht gegeben wurde, verursachten den Nothfall, die Völker mit Abgaben zu überladen, und die unmäßigen Auflagen nebst den himmelschreyendsten

sten Ungerechtigkeiten, verjagten die besten Bürger aus dem Reiche. Man wollte lieber unter den Barbarn leben.

Theodosius hat sonderbar, wie es scheint, durch seinen Eifer für die Religion großes Lob verdienet. Gleichwohl ist dieser Eifer nicht allezeit der Wahrheit günstig gewesen. Er warf sich in den Fragen, die in der Kirche bestritten wurden, zum Richter auf: oder vielmehr, er ließ seine Verschnittenen darüber aussprechen. Nicht zwar, als ob er sich über die Bischöfe des Rechts anmaßen wollte zu entscheiden; sondern, wie ich gesagt habe, weil die Verschnittenen näher um ihn waren, um sein Vertrauen zu erhalten.

Er half auch durch eine unvorsichtige Frömmigkeit die Ausschweifungen der Geistlichen befördern. Diese Anmerkung machet Tillemont nach dem heiligen Isidorus. **Die Frömmigkeit der gottseligen Fürsten, saget dieser Heilige, hat die Ausgelassenheit der Bischöfe ans Licht gebracht, oder vielmehr verursachet. Die ausnehmenden Ehren, die sie ihnen erwiesen, haben die Frömmigkeit derjenigen geschwächt, die diese Ehren empfiengen; und die große Freygebigkeit, die sie an ihnen ausübten, hat ihnen Gelegenheit gegeben, in Wohllüsten und übermäßiger Pracht zu leben.**

Diese Frömmigkeit, wovon der heilige Isidor spricht, diente nicht allein, die geistliche Kirchenzucht zu verderben; sondern sie unterhielt auch

auch den Fanatismus der Götzendiener und Ketzer, die sie verfolgen ließ. Theodosius erneuerte die Gesetze, die seine Vorfahren wider sie herausgegeben hatten, und veranlaßte die größten Unordnungen. Die Städte waren den Einfällen der Mönche ausgestellt, die sich nach ihrem Stande für die Vollzieher dieser strengen Gesetze ansahen, mit Gewalt aus ihren Einödden hervorbrachen, über die Ketzer, die Götzendiener, die Juden herfielen, die Völker zum Aufstande reizten, den Oberkeiten Hohn sprachen, und allerley Gewaltthätigkeiten ausübten. Aegypten, wo sie sich in großer Anzahl aufhielten, und wo das Volk immer vom nämlichen Fanatismus besessen war, ist mehr als einmal der Schauplatz ihrer blutigen Ausfälle gewesen. Im Jahre 4 5 wurden die Juden aus Alexandria verjaget. Man plünderte ihre Güter; man ermordete viele von ihnen, und Hipatia wurde von dem Pöbel in Stücke zerrissen, weil sie eine Heydinn war. Sie war eine Tochter des Meßkünstlers Theo: sie hielt selbst in der Philosophie Schule: man schätzte ihre Kenntnisse hoch, und sprach gut von ihren Sitten. Es ist zu bedauren, daß der allzu ungestüme Eifer des heiligen Cyrillus, Bischofs von Alexandria, zu diesen Greuelthaten, wie es scheint, beygeholfen hat. Theodosius bestrafte sie nicht: man wird sich auch darüber nicht wundern.

In Persien war um die nämliche Zeit der unüberlegte Eifer eines Bischofs die Ursache ei-

ner grausamen Verfolgung wider die Christen. Man behauptet, Isdegerdus, der König von Persien, habe den Entschluß gefaßt, das Christenthum anzunehmen, als der Bischof Abdas einen Tempel im Lande verbrennte. Diese Gewaltthat brachte ihn von seinem Vorhaben ab, und er wurde ein Verfolger. Die Verfolgung, die bis auf Varanus seinen Sohn währete, nöthigte die Christen, sich in die Länder des Reiches zu flüchten. Varanus ließ sie zurückfodern: Theodosius gab es nicht zu; und es entstand ein Krieg daraus. Der Friede wurde im folgenden Jahre 422 geschlossen.

Bey dem Tode des Honorius hätte Theodosius versuchet, die zwey Reiche unter seiner Herrschaft zu vereinigen, wenn ihn diese Unternehmung nicht in einen Krieg verwickelt hätte. Aber Johann, ein Staatsgeheimschreiber des Honorius, war als Augustus ausgerufen worden, und er verließ sich auf ein Kriegsheer der Hunnen, welches ihm Aetius, sein Heersführer, herbeybringen sollte. (423)

Theodosius ließ sich also mit dem Morgenlande genügen, erkannte Valentinian den III. als Kaiser, und schickte ihn mit Placidia seiner Mutter nach Italien. Er gab ihm ein Heer, worüber Ardaburus zu gebiethen hatte.

Johann war schon enthauptet, als Aetius mit einer Schaar Hunnen ihm zu Hülfe kam. Dieser Feldherr, den man gewinnen mußte, trat in die Dienste Valentinians, welcher

allge-

allgemein erkannt wurde; und Placidia regierte unter dem Namen ihres Soh es, der ein sechsjähriges Kind war. Es scheint, das Reich sey verdammet gewesen, kein Oberhaupt mehr zu haben.

Valentinian hatte das Reich vorzüglich dem Heldenmuthe und der Treue des Bonifacius zu verdanken, der in Afrika zu gebiethen hatte. Aetius, aus Eifersucht über di Gunst, die dieser Feldherr verdiente, versuchte ihn bey Placidia verdächtig zu machen, und brachte es wirklich zu Stande. Zugleich schrieb er an Bonifacius, man lege ihm eine Verschwörung zur Last, und rieth ihm auf seine Sicherheit zu denken.

Bonifacius, der auf die Freundscha t des Aetius rechnete, zweifelte nicht, man habe seinen Untergang beschlossen. Er wurde nach Hofe berufen; aber er weigerte sich zu kommen, und machte alle Rüstungen sich in seinem Standpunkte zu vertheidigen. Placidia, welche durch dieses Betragen in ihrem Argwohn bestärket wurde, glaubte an Aetius einen getreuen Unterthanen zu sehen, und zog gegen Bonifacius zu Felde.

Dieser war zu schwach den Truppen Valentinians Widerstand zu thun, und rief die Wenden um Hülfe an, die seit etlichen Jahren sich in Bötika niedergelassen hatten, und denen er Schiffe gab, um über die Meerenge zu kommen. Genserich, ihr König, ein kühner, vernünftiger Feldherr, d r sonderbar geschickt war, Zwietracht unter seinen Feind n zu stiften, bemei-

sterte sich ganz Afrikens, ausgenommen Karthago, Hippo, und Cirta. Diese Begebenheit war der Kirche nicht weniger als dem Reiche nachtheilig. (427)

Als nun endlich Placidia erkannt hatte, daß sie von Aetius betrogen war, schenkte sie ihr Vertrauen dem Bonifacius wieder, der es vergeblich versuchte, die Wenden zu vertreiben. Er verlor noch überdas Hippo, und wurde geschlagen.

Bey seiner Rückkehr trug ihm Valentinian die Befehlshaberstelle seiner Heere auf, und nahm sie seinem Mitwerber, oder wollte sie ihm nehmen. Aber Aetius, der in Gallien an der Spitze der Truppen stand, behauptete sie. Er führte dort Krieg mit den Franken, die sich in den Niederlanden ansetzten; und wie es scheint, trat er ihnen durch einen Friedensschluß die Länder ab, die sie erobert hatten. (431)

Um die Befehlshaberstelle ihm zu nehmen, mußte man ihn besiegen. Bonifacius besiegte ihn. Dieser Sieg beraubte das Reich zweener großer Feldherren. Bonifaz starb an seinen Wunden nach etlichen Tagen; und Aetius begab sich zu den Hunnen in Pannonien, wo er ein neues Kriegsheer warb.

Mit Hülfe dieser Barbarn wurde er fürchterlich. Placidia ließ sich mit ihm in Unterhandlung ein: sie gab ihm die Befehlshaberstelle über die Heere wieder, legte ihm noch den Titel eines

Patri-

Patriziers bey; und es war noch ein Glück für das Reich, daß ihm Aetius dienen mochte.

So schwach war die Regierung bestellet: es konnte einen Rebellen nicht strafen, sondern mußte ihn durch Gnaden an sich locken. Man dorfte dann alles wagen; und es läßt sich daraus auf die Misbräuche schließen, die in denselben unruhigen Zeiten eingeführt wurden, wo der Geiz, der Fanatismus, und die Unbändigkeit alle Rechte verkehrte. Bedrückungen von Seite der Vorgesetzten, Empörungen von Seite der Völker waren die Auftritte, die sich in allen Provinzen hervorthaten. In diesem bedaurenswürdigen Zustande freueten sie sich auf gewisse Art über die Einfälle von Barbarn, von denen man eine minder verhaßte Regierung zu hoffen hatte, weil sie die Laster der Römer noch nicht kannten.

Der größte Theil von Gallien war den Franken, den Gothen, und den Burgundern überlassen worden. Valentinian behielt wenig in Spanien für sich, wo die Sueven Bötika in Besitz genommen hatten, das von den Wenden verlassen worden war. In Afrika blieb ihm nur Cirta und Karthago noch; und das westliche Illyrien gehörte weniger ihm, als den Barbarn zu, die es verheeren wollten.

Allenthalben, wo die Barbarn sich niederließen, brachten sie den Arianismus oder den Götzendienst mit sich; und sie waffneten sich gegen die Katholiken, die sich aus unüberlegtem Eifer gegen sie waffneten. Es schien, als ob eine

allgemeine Verfolgung die Völker vollends ausrotten sollte. Das war die Wirkung der Unduldsamkeit der Kaiser. Ihre Gesetze wurden nach dem Buchstaben ausgelegt, zu einer Zeit, wo die Barbarn, die auch im Schooße des Christenthums ihre Wildartigkeit noch behielten, nur Veranlassungen zum Würgen suchten. Ich will nur ein Beyspiel anführen.

Unter der Regierung Theodosius des Großen erregte Ithakus, ein Bischof in Spanien, eine heftige Verfolgung gegen die Priscillianisten, welche Ketzer waren, denen man die Irrthümer der Gnostiker und der Manichäer Schuld gab. Man nahm ihnen ihre Kirchen, verjagte sie aus den Städten, beraubte sie ihres Vermögens, und ließ sie unter Martern sterben. Dieser Schwärmgeist wurde zwar in verschiedenen Kirchenversammlungen verdammt: man trennte sich von ihm; und man findet unter denen, die wider seine Gewaltthaten eiferten, den heiligen Martin, den heiligen Ambrosius, und den Papst Sirius. Gleichwohl that er nichts mehr, als die Gesetze der Kaiser nach dem Buchstaben ausüben.

Die Priscillianisten fochten wieder gegen die Ithacier, als die Wenden in Spanien einfielen. Während der Unordnungen, die bey dieser Gelegenheit entstanden, erhielten sie ihre Kirchen wieder, und die katholischen Bischöfe hatten nicht mehr die Freyheit, mit einander Gemeinschaft zu pflegen. Nun befand sich Spanien in der bedaur-

lichsten Lage. Die Kirchenzucht gieng zu Grunde, der Glaube verkehrte sich, die Meynungen wurden vermischt, wie die Völker; man wußte nicht mehr, was man glauben sollte: unterdessen fuhr man immer fort, einander zu erwürgen.

Das morgenländische Reich war allerdings ganz. Es bestand aus dem östlichen Illyrien, Thracien, Pontus, Kleinasien, Syrien, und Aegypten. Die Barbarn hatten sich nirgends festsetzen können, und es war Friede, den man mit Persien geschlossen hatte: aber die Kirche war zerrüttet.

Die menschliche Natur und die göttliche Natur sind in Jesu Christo nur eine Person. Die Apollinaristen kamen auf den Einfall, um dieses Geheimniß zu erklären, daß das Wort die einzige Seele Jesu Christi sey. Da man diese Ketzerey bekämpfte, verfiel man in eine andere. Man sah an dem Erlöser nur eine menschliche Seele: man leugnete, daß die zwo Naturen also vereinigt seyn, daß sie nur Eine Person ausmachen; und man sagte, das Wort wohne in dem Menschen wie in einem Tempel. Es folgte daraus, daß ein Gott für uns nicht gebohren worden, nicht gelitten habe, nicht gestorben sey.

Nestorius, Bischof zu Constantinopel, war der Urheber dieser Ketzerey. Er war ein eitler, und heftiger Mann, der sich schon am Tage seiner Einsetzung kennbar machte, wo er in einer Predigt, die er vor dem Kaiser hielt, ihn mit

sen Worten anredete: Laß den wahren Glauben allein auf der Erde regieren, so will ich dich mit Gott in dem Himmel regieren lassen: hilf mir die Ketzer vertilgen, so will ich mit dir die Persier vertilgen. Nichts fehlte mehr als zu sagen: Denke wie ich, oder ich will dich selbst vertilgen. Andere haben es nach ihm gesaget.

Die Schuld dieses Schwärmers ist es nicht gewesen, wenn nicht das Blut von allen Seiten geströmet hat. Er verfolgte die Ketzer kraft eines Gesetzes, das er von Theodosius erhielt, und in welchem die Eunomier, Valentinianer, Montanisten, Messalianer, Marcioniten, Photinianer, Paulianisten, Donatisten, Audianer, Manichäer, Arianer, Macedonianer, Apollinaristen, Novianer, Sabbatianer, Priscillianisten, Phrygier, Borborianer, Euchiten oder Enthusiasten, Hidroparastraten, Askodrugiten, Marcellianer benamset waren. Von den Pellagianern geschieht keine Meldung darinnen, weil ihnen Nestorius günstig war. Es hilft wenig, die Irrthümer all dieser Ketzer zu kennen; man darf nur ihre Anzahl betrachten, so wird man urtheilen mögen, was für Zerrüttungen die Verfolgung anrichten mußte. Sie fieng zu Constantinopel wider die Arianer an. In fünf Tagen brachte sie Nestorius zu einer solchen Verzweiflung, daß sie selbst ihre Kirche verbrannten. Er wurde der Mordbrenner geheißen: denn die Brunst legte verschiedene Häuser in Aschen.

Dieser

Dieser verfolgende Erzketzer brachte bald die ganze Kirche in Gährung. Der heilige Cyrillus, Bischof von Alexandria, kämpfte nachdrücklich wider ihn. Nestorius vertheidigte sich durch verleumderische Beschuldigungen, und brachte zuwegen, daß man ihn in einer Kirchenversammlung, die zu Constantinopel gehalten wurde, verdammte. Man kann sich einbilden, weil er am Hofe war, daß er die Verschnittenen, und folglich Theodosius auf seiner Seite hatte.

Unterdessen wurde er durch einen Synodus zu Rom verdammet, und der Papst Cölestin hatte dem heiligen Cyrillus den Auftrag gegeben, das wider diesen Erzketzer gefällte Urtheil in seinem Namen zu vollstrecken. Nun schien eine allgemeine Kirchenversammlung nothwendig zu seyn. Alle Bischöfe wünschten, daß sie zusammen berufen würde, und Nestorius verlangte sie selbst: er verließ sich auf sein Ansehen am Hofe. Diese Versammlung, welche der Kaiser ausschrieb, wurde zu Ephesus am Pfingsttage des folgenden Jahres eröffnet. (433).

Es kam zu dieser Versammlung kein Bischof aus Afrika, Spanien, und Gallien. Man hatte in diesen Provinzen keine öffentlichen Fuhranstalten mehr: und überdas waren die Wege von bewaffneten Männern so unsicher gemacht, daß man sich auf lange Reisen nicht wagen dorfte.

Die Bischöfe von Aegypten und von Kleinasien, welche zu erst angekommen waren, verdammten den Nestorius, und setzten ihn ab, an dem Tage, der zur Eröffnung der Kirchenversammlung festgestellt war, und ohne die übrigen Bischöfe zu erwarten. Die Bevollmächtigten des Papsts, die nach dem Urtheile dazu kamen, hießen alles gut, was geschehen war. Weil aber die morgenländischen Bischöfe, welche Johann von Antiochia an ihrer Spitze hatten, sich durch diese Eilfertigkeit beleidiget fanden, trennten sie sich, und setzten in ihrem Synodus den heiligen Cyrillus von Alexandria und Memnon von Ephesus ab.

Beyde Parteyen suchten sich bey Hofe Gunst zu erwerben. Theodosius, der wie gewöhnlich nicht wohl unterrichtet war, glaubte klug zu handeln, wenn er allzumal die Absetzung des Nestorius, des heiligen Cyrillus, und Memnons guthieße. Also warf er sich zwischen beyden Parteyen zum Richter auf, und hieß gut und verdammte sie beyde zu gleicher Zeit. Endlich blieb doch Nestorius, unerachtet seiner Ränke, allein abgesetzt. Der Kaiser stellte den heiligen Cyrillus und Memnon in ihre Bißthümer wieder ein; und Johann von Antiochia trennte sich von dem Erzketzer: aber die Ketzerey war nicht erloschen.

Da der heilige Cyrillus gegen Nestorius beweisen wollte, daß die zwo Naturen in Jesu Christo nur Eine Person ausmachen, bediente er

sich

sich zuweilen solcher Ausdrücke welche die zwo Naturen in eine zu schmelzen scheinen: so sehr ist es hart für jene, die ein Irrthum bestreiten, allen Schein eines entgegengesetzten Irrthums zu vermeiden.

Eutyches nahm die Ausdrücke des heiligen Cyrillus nach dem Buchstaben an. Er gestand zwar, daß vor der Menschwerdung die göttliche Natur und die menschliche unterschieden gewesen seyn; aber er behauptete, sie haben sich durch die Menschwerdung vereinigt, und gleichwie an Jesu Christo nur Eine Person sey, also sey auch Eine Natur an ihm.

Eutyches war ein Mönch von Constantinopel, der unter dem Schutze des Chrysaphius eines Verschnittenen stand, welcher an dem Hofe alles vermochte. Theodosius pflichtete ihm bey. Alle Mönche in Aegypten waren seine Anhänger; und er wurde sonderbar von Dioskorus, dem Nachfolger des heiligen Cyrillus, unterstützet. Diese Ketzerey wurde erst etliche Jahre nach jener von Nestorius bekannt. Ich rücke sie zusammen, weil ich die Ordnung der Dinge der Ordnung der Zeiten vorziehe.

Die Eutychianer beschuldigen die Katholiken, daß sie Nestorianer wären, und die Katholiken hieße die Eutychianer Apollinaristen. Daraus entstanden lange Spaltungen und große Verwirrungen. Wir wollen dabey nichts weiter als das Betragen des Kaisers beobachten.

Nach-

Nachdem Eutyches zu Constantinopel in einer Kirchenversammlung, wobey der heilige Flavian, Bischof derselben Stadt, den Vorsitz hatte, verdammet worden war, beklagte sich Chrysaphius, Flavians Feind, bey Theodosius über diese Verdammung: er stellte sie ihm als eine himmelschreyende Ungerechtigkeit vor, und versicherte ihn, daß alle Väter bey der Versammlung eitel Nestorianer wären. Alsobald ließ der Kaiser den Bischof von Constantinopel kommen: er forderte ein Glaubensbekenntniß von ihm, und berief eine Kirchenversammlung nach Ephesus, um ihn zu richten. Er redete nur von Ausrottung des Nestorianismus, und wurde der Beschützer einer neuen Ketzerey.

Durch Ränke machte man Dioskorus zum Vorsteher des Conciliums, und gab ihm oberkeitlichen Beystand. Proklus, der in Asien Befehlshaber war, erhielt den Auftrag, mit Truppen nach Ephesus zu ziehen. Diese Vorsorge war nicht vergeblich. Die Soldaten traten auf, wann es Dioskorus verlangte, und man mußte der Gewalt nachgeben. Diese unrechtmäßige Versammlung erklärte Eutyches als rechtgläubig: sie setzte den heiligen Flavian ab; und der Kaiser jagte die Bischöfe ins Elend, die diese Unbilligkeiten nicht unterschreiben wollten. Vergebens versuchte man ihm die Augen zu öffnen. So lang er lebte, freute sich Dioskorus seines Sieges, und setzte Morgenland in Verwirrung. Erst nach dem Tode des Theodosius

sius ist Eutyches in der Kirchenversammlung von Chalcedon verdammet worden. Seine Ketzerey ist bis heute noch nicht ausgestorben.

Zu der Zeit, als die Ketzerey des Nestorius im Morgenland herrschte, wurde das Reich von Attila und Bleda bedrohet, welche der Hunnen Führer waren; und Theodosius kaufte den Frieden. Er verband sich, den Feinden der Hunnen keinen Beystand zu leisten; alle Ueberläufer, die sich in die Länder des Reiches geflüchtet hatten, auszuliefern; und alle Jahre einen Tribut von siebenhundert Pfund Goldes zu bezahlen. Nach diesem Friedensschlusse kehrten die Hunnen ihre Waffen gegen die nordlichen Nationen. Wir werden sie bald wieder begegnen. (433)

VI. Kapitel.

Bis auf den Tod des Attila.

Wir haben im Morgenlande Ketzereyen gesehen. Im Abendland, wo man ungesitteter war, dachte man nicht so fein; und wir werden da Kriege zu sehen bekommen. (435)

Um von Genserich Frieden zu erhalten, hatte ihm Valentinian einen Theil von Afrika abgetreten; und er behielt noch Feinde genug übrig. Er war damals im Kriege begriffen, mit Theodorich dem Könige der Gothen, die in Aquitanien wohnten; mit den Burgundern, denen Aetius sogar neue Länder abtreten mußte; und mit den Sueven, welche den größten Theil von Spa-

nien

nien im Besitze hatten. Indessen daß die Truppen mit diesen Kriegen beschäfftiget waren, ließ die Regierung, die täglich schwächer wurde, die Küsten den Seeräubereyen der Barbarn, und das Herz der Provinzen den Räuberschaaren, die alles ausplünderten, bloßgestellt.

In dieser Verwirrung schien es, als hätte ein jeder das Recht erlanget, sich selbst zu vertheidigen, um seine Habe und seine Freyheit sicher zu stellen, und als wäre es nothwendig zu rauben, um nicht selbst ausgeraubt zu werden. Alles stand in den Waffen. Die Bauern zogen sich unter dem Namen Bagauden schaarweise zusammen, und empörten sich hauptsächlich in Gallien: sie begiengen allerley Gewaltthätigkeiten, um sich den Bedrückungen der Reichen und der Räuberey ihrer Oberkeiten zu entziehen.

Diese Verwirrungen stellten das Reich den Feinden bloß: Genserich machte sich es zu Nutzen. Er brach den Frieden, nahm Karthago ein, und machte eine Landung in Sicilien. Aetius hatte damals in Gallien die Hände voll zu thun, und Littorius, ein anderer Feldherr des Kaisers, war geschlagen und von Theodorich gefangen worden. Valentinian erlaubte seinen Unterthanen, sich zu ihrer Wehre zu waffnen, und schenkte ihnen alles, was sie von den Wenden erobern könnten. Er legte dadurch nur seine Schwachheit an den Tag. (435)

Das Morgenland rüstete auch. Der verschnittne Chrysaphius, der die Eroberung von Afrika im Sinne hatte, erschöpfte das Reich, um mehr als tausend Schiffe zu bemannen. Die Flotte landete in Sicilien: sie war zur Ueberlast, und schaffte keinen Nutzen. Genserich täuschte die Feldherren durch verstellte Unterhandlungen. Das Heer wurde aufgerieben; und Theodosius war bald gezwungen, dasselbe zurückzurufen, um seine Provinzen zu schützen, die von den Persiern, Sarazenen, Isaurern, und Hunnen angegriffen wurden. Genserich machte nun Frieden, und behielt ganz Afrika in seiner Gewalt. (441)

Attila und Bleda waren in Europa zurückgekommen, nachdem sie in der Tartarey bis an China Schrecken um sich verbreitet hatten. Sie bedroheten Illyrien, und bothen dem Theodosius wieder den Frieden zu kaufen an. Dasmal wagte es der Rath des Kaisers Entschlossenheit blicken zu lassen; und es gereichte Illyrien, Mösien, und Thracien zum Verderben: man mußte dennoch am Ende den Frieden wieder kaufen. Er kostete sechs tausend Pfund Golds, und zwey tausend, die man jedes Jahr zu bezahlen sich verpflichtete. (44)

Wenn die Kaiser diese schimpflichen Friedensschlüsse machten, wollten sie den barbärischen Königen nur den Titel als Feldherren des Reiches geben, und die Tribute, die sie bezahlen mußten, nannten sie Besoldungen. Attila schlug

schlug diesen Titel nicht aus, und nahm ihn nicht an. Ein Barbar führet nicht um Ceremonien willen Kriege. Aber er verlangte unter seinen Sklaven Könige zu haben, die eben so gut als die Feldherren der Kaiser, und die Kaiser selbst wären. Mein Herr, und der deinige, sagten die Abgesandten dieses Eroberers zu Theodosius: und Theodosius machte denen Abgesandten herrliche Geschenke. Wenn Attila einige seiner Sklaven reich machen wollte, schickte er sie als Abgesandte nach Constantinopel.

Attlia ließ seinen Bruder ermorden, und herrschte allein über die Hunnen. Er hatte alle Nationen in Germanien und Scythien unterjochet, und man behauptet, er habe sein Reich bis an das östliche Weltmeer ausgedehnt. Das ist der Schrecken seines Namens verbreitete sich im Norden Europens und Asiens, und gieng noch weiter hinaus, als er mit seinen Waffen gekommen war. Die Horden, die in der Tartarey herumirrten, haben wohl, aus Furcht, oder um sich selbst furchtbarer zu machen, seine Herrschaft erkennen mögen; aber er herrschte nicht über sie, wie man über gesittete Völker herrschet. Die Meynung befestigte seine Macht mehr als die Stärke; und obschon die Römer vor ihm zitterten, so mußte doch sein weites Reich schneller zusammenstürzen, als es emporgestiegen war.

Zu Constantinopel war man anderer Meynung. Theodosius, der sich keine Hoffnung

machte,

machte, den Attila zu besiegen, versuchte ihn ermorden zu lassen. Chrysaphius, sein Minister, gab ihm diesen Rath; und dieser feige Verschnittene versprach ihm von dieser Treulosigkeit den besten Erfolg. Aber alles wurde dem Könige der Hunnen entdecket; dieser verlangte, man sollte ihm den Chrysaphius ausliefern, und er behandelte den Theodosius wie einen Sklaven, der seinem Herrn treulos geworden war. Der Kaiser mußte Schätze verschwenden, um seinen Minister zu behalten. (449)

Indessen daß er also das Reich zu Schanden richtete, warf er sich zum Vertheidiger der Ketzerey des Eutyches auf, und setzte die Kirche in Verwirrung. Er starb im folgenden Jahre, welches das drey und vierzigste seiner Regierung war. (450)

Schon seit mehrern Jahren hatte Honoria, die Schwester Valentinians, eine Fürstinn, die ihr Bruder um ihrer Schandthaten willen aus dem Palaste gejaget hatte, den Attila eingeladen, bewaffnet nach Italien zu kommen, und ihre Hand anzunehmen. Der König der Hunnen schien auf die Lockungen dieses Weibes nicht zu achten, als er nach dem Tode des Theodosius sie von Valentinian, mit der Hälfte des Reiches, zur Ehe begehrte. Er vermuthete ohne Zweifel, sie habe ein Recht darzu: aber man gab ihm zur Antwort, sie habe keines.

Marcian, ein alter Soldat, der auf Theodosius gefolget war, weigerte sich den Tribut

zu bezahlen. Er sagte, daß er für Feinde nichts als Eisen habe. Es schien dann, als ob sich Morgenland unter diesem neuen Fürsten zu vertheidigen vermöchte. Das Abendland schien leichter zu erobern zu seyn. Das stellte Genserich dem Hunnenkönige vor, und machte ihm Muth Gallien anzugreifen. Seine Absicht war sonderbar, ihn gegen Theodorich, der sein Feind war, fechten zu sehen.

Attila fieng diesen Krieg an. Um desto sicherer zu Werke zu gehen, ließ er sich allzugleich mit Theodorich und mit Valentinian in Unterhandlung ein: er stellte sich, als suchte er sich mit beyden zu verbinden, und wollte den Römern weiß machen, daß er gegen die Gothen; und den Gothen, daß er gegen die Römer zu Felde ziehe: darneben machte er sich gefaßt über jenes Volk herzufallen, das am wenigsten auf seiner Hut wäre. Er hintergieng Niemanden: Aetius eröffnete Theodorichen die Augen.

Seine Eilfertigkeit schien ihm Anfangs besser zu taugen, als seine Staatsklugheit. An der Spitze von fünfmal hundert Tausenden hatte er schon beynahe den ganzen Strich von Gallien verheeret, der am Rheine, an der Mosel, der Marne, und der Sayne liegt, und er belagerte Orleans, als Aetius anlangte, wo er nur erst wenige Truppen gesammelt hatte. Der König der Visigothen, Merovåus, der König der Franken, die Burgunder und andere Völker stießen zum Heere dieses Feldherrn. Er machte einen

angestrengten Marsch, überfiel die Hunnen, richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, verfolgte sie bis in Champagne, wo er einen vollständigen Sieg über sie erhielt. Mehr als hundert und sechszig Tausende blieben auf dem Schlachtfelde. Theodorich war unter den Todten begriffen. (451)

Der Nord zeugte nichts als Soldaten. Wenn Attila immer so großen Verlurst erlitten hatte, so war es ihm leicht denselben zu ersetzen; und gleich im folgenden Jahre machte er Italien zittern. Er nahm Aquileja im Sturm ein, und verheerte es gänzlich: er verwüstete Venetien und Ligurien; und schien auf Rom losgehen zu wollen. Bey dieser Gelegenheit suchten die Einwohner von Venetien einen Zufluchtsort auf den Inseln des adriatischen Meeres, und legten den Grund zu der Republik von Venedig. (452)

Attila wußte noch nicht, unerachtet seines Kriegsglücks, ob er nach Rom ziehen sollte. Er hatte seine Staaten gegen den morgenländischen Kaiser zu schützen, der ihm den Krieg erklärte: sein Heer schmolz durch Krankheiten zusammen; und Aetius, welchem Marcian Hülfstruppen zugeschickt hatte, erhielt einige Vortheile. Er fürchtete ohne Zweifel diesen Heerführer. In dieser Lage befand er sich, als der heilige Papst Leo, von Valentinian abgeschickt, zu ihm kam, um Frieden zu bitten; er willigte darein: aber die Römer unterwarfen sich einen Tribut zu be-

zahlen. Im folgenden Jahre gieng er mit Tode ab. (453)

Das Reich des Attila gieng mit ihm zu Grabe. Seine Söhne schwächten es, weil sie es theilten, und noch mehr, weil sie den Ruhm ihres Vaters nicht geerbet hatten. Die Völker, die sich zuvor unterworfen hatten, schüttelten das Joch ab. Die Hunnen wurden immer beynahe besieget, und zerstreueten sich. Ein Theil begab sich an das schwarze Meer; eine große Anzahl vermengte sich mit den andern Barbarn; einige ergaben sich an den morgenländiischeu Kaiser. Endlich erlosch diese Nation gleichsam, fünfzehn oder zwanzig Jahre nach dem Tode des Attila. Ihr Name kömmt in der Geschichte nicht mehr zum Vorschein.

Die größte Gabe des Attila bestand ohne Zweifel darinnen, daß er die schwachen Gemüther an sich fesselte. Stolz, unerschrocken, kühn in seinen Entwürfen, schien er von dem Gotte der Schlachten begeistert zu seyn. Ja, man glaubte, daß er mit einem Schwerte focht, welches ihm dieser Gott gegeben, und man erwies ihm eine Art von göttlicher Verehrung. Die Könige, die in seinem Gefolge waren, empfiengen seine Befehle, ohne daß sie es wagten, ihm in das Gesicht zu blicken, und alle Soldaten zitterten vor ihm. Unterdessen ist es nicht ausgemacht, daß er ein großer Kriegsheld gewesen sey. Er hat, wie es scheint, von Eroberungen keine andern Begriffe gehabt, als alle

Bar=

Barbarn davon haben. Es war ihm genug, zu plündern, zu verheeren, und sich furchtbar zu machen. Er dachte niemals, einen festen Sitz aufzuschlagen. Seine vergängliche Herrschaft war die Wirkung von der Schwachheit seiner Feinde, mehr als von seinen militarischen Talenten.

Treulos an Völkern, mit denen er im Kriege begriffen war, hielt er auf Gerechtigkeit bey jenen, die ihm unterthan waren. Er duldete nicht, daß man sie bedrückte, und er bestrafte das Unrecht, das ihnen angethan wurde. Mit einem ungekünstelten Aussehen suchte er sich, durch seine Verachtung der Pracht, über Könige hinauszusetzen. Auf einem hölzernen Stuhle empfieng er die Abgesandten des Theodosius; und bey dem Gastmahle, das er ihnen gab, ließ er ihnen goldne und silberne Geschirre auftischen, indessen daß man ihn selbst mit hölzernen Geschirren bediente. Man hätte sagen mögen, er wolle die Römer ausrauben, mehr um sie arm zu machen, als sich zu bereichern. Man sieht auch fürwahr nicht, wozu die Hunnen Gold oder Silber bedorft hätten; und nach ihrer Lebensart hätte man glauben sollen, sie müßten zum wenigsten vom Geize rein seyn. Aber die Laster sind so schnell ansteckend, daß die Barbarn nach Schätzen geizten, ehe sie was von ihrem Gebrauche wußten.

VII. Kapitel.

Bis zum Umsturze des abendländischen Reiches.

Nach dem Tode des jüngern Theodosius hätte Morgenland, wie es scheint, dem Valentinian zufallen sollen: denn die zwey Reiche wurden vereinigt, wenn einer von beyden Kaisern Niemanden mit dem Titel eines Cäsars oder Augustus zurückließ. Zum Glücke für Morgenland hätte Valentinian unmöglich seine Foderungen durchsetzen können. Er dachte nicht einmal daran, und man vergab dieses Reich, ohne seinen Rath einzuholen.

Ich gründe seine Rechte bloß darauf, daß er abendländischer Kaiser war, und nicht auf seine Vermählung mit Eudoxia, der Tochter des Theodosius. Denn das Reich war nicht, wie andere Erbfolgen zu betrachten: eine Tochter erbte es nicht, und folglich konnte sie es nicht auf ihren Mann bringen.

Pulcheria lebte noch. Es ist augenscheinlich, daß der Titel Augusta bey ihr nur eine Würde ohne Macht, und kein Anspruch war, welcher Rechte einräumte: aber damals nahm man diese Sachen nicht so genau. Es scheint, sie habe geglaubt, das Reich gehöre ihr nicht zu, weil sie es nicht wagte, dasselbe zu übernehmen; und es scheint auch, sie habe geglaubet, es gehöre ihr zu, weil sie es vergab. Sie bildete sich ein, weil sie Augusta hieß, daß einer,

ner, den sie zum Manne nähme, Augustus seyn würde, wie sie: und obschon ihr Unternehmen ohne Beyspiel war, so fand sie doch keinen Widerstand. Sie vermählte sich dann mit Marcian, und gab ihm das Reich. Nur ein Bedingniß setzte sie bey, daß er ihrer Jungferschaft schonen sollte. Sie war zwey und fünfzig Jahre alt, und Marcian acht und fünfzig. Er war ein Soldat auf gut Glück, welcher dem Feldherrn Aspar, dem Sohne des Artaburus, zugethan gewesen war. (450)

Schon im zweyten Jahre dieser Regierung hielt man zu Chalcedon die vierte ökumenische Kirchenversammlung, wobey der Kaiser und die Kaiserinn sich einfanden, und ihren Eifer für den katholischen Glauben an den Tag legten. Diese Versammlung verdammte die Ketzerey des Eutyches, machte verschiedene Verordnungen in der Kirchenzucht, und gab dem Bißthume von Constantinopel den zweyten Rang, obschon bisher Alexandria und Antiochia den Vorzug gehabt hatten. Der heilige Papst Leo gab zu dieser letzten Verordnung seine Einwilligung nicht. Seit dieser Kirchenversammlung hat man den Bischöfen von Rom, Constantinopel, Alexandria, Antiochia, und Jerusalem den Titel Patriarchen beygelegt. (451)

Unter den Kaisern kamen oft die Verfolgungen nach den Entscheidungen einer Kirchenversammlung heraus. Marcian war vernünftiger. Er bestätigte mit all seinem Ansehen

und durch eine Menge Verordnungen, wie Tillemont saget, die Aussprüche der Kirchenversammlung von Chalcedon. Aber ohne die geringste Gewalt dabey zu gebrauchen, wodurch die Wahrheit hätte verhaßt werden können. Denn er befahl niemals, Jemanden zu zwingen, etwas wider seinen Willen zu bejahen oder zu unterzeichnen; denn er wollte die Menschen nicht durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten auf den Weg der Wahrheit leiten.

Ich bringe die eigenen Ausdrücke Tillemonts bey; denn wenn er die Mäßigung von Marcian lobet, so hat er die gewaltsamen Gesetze Theodosius des Großen noch weit mehr angerühmt. Wer, wie Tillemont, Sammlungen machet, ist der Gefahr ausgesetzt, sich zu widersprechen, weil Sammler insgemein nach verschiedenen Schriftstellern, und selten aus sich selbsten denken (*).

Obschon Marcian bey stürmischen Zeiten den Thron bestiegen hat, so war doch seine Regierung ruhig. Die Barbarn hatten nach dem Tode des Attila allzuviel mit ihren innerlichen Zwistigkeiten zu thun, um an eine Unternehmung auf die römischen Provinzen zu denken. Die Persier konnten den Frieden nicht brechen, weil sie

(*) Ich will dem Werke dieses Gelehrten sein Verdienst nicht absprechen. Im Gegentheile bekenne ich, daß ich zu allem, was ich von der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte sage, den Grund von ihm geborget habe.

sie selbsten von den Hunnen, die man Cidariten nannte, angegriffen wurden. Die Sarazenen, die Blemmier, und andere mittägliche Völker wagten zwar Einbrüche; aber sie wurden bald zurückgeschlagen und zu Paaren getrieben.

Marcian gab das Beyspiel zur Sparsamkeit; und das erkleckte schon, viele Misbräuche, wenigst am Hofe zu verhindern: in den Provinzen stellte er sie durch seine Wachsamkeit ab. Er hatte nicht viel Einsicht, aber er war gerecht. Er starb im siebenten Jahre seiner Regierung. (457)

Zwey Jahre zuvor war Valentinian ermordet worden, als er eben selbst den Aetius erstochen hatte, der ihm von dem verschnittnen Heraklius war verdächtig gemacht worden. Dieser feigherzige Fürst, der in Schwelgereyen lebte, hatte die Frau des Maximus, eines mächtigen Mannes geschändet, der um seine Rach auszuführen, den Aetius in das Verderben stürzte, und das Reich an sich zog.

Unter der Regierung Valentinians erhielt der heilige Papst Leo ein Gesetz, wodurch alle Bischöfe des Reiches der Gerichtbarkeit des heiligen Stuhls unterworfen wurden. Es war ihnen verbothen, etwas neues vorzunehmen, ohne von dem Papst die Erlaubniß zu haben; und gebothen, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen, so oft sie berufen würden. Dieses Vorrecht machte aus dem Papst einen Monarchen, der

seine Gewalt misbrauchen konnte, und es werden viele Misbräuche entstehen.

Kraft eines Gesetzes von Honorius waren die Bischöfe in bürgerlichen Sachen die obersten Richter geworden, und jeder Kläger war befugt, seinen Handel vor ihr Gericht zu bringen. Ohngefähr vierzig Jahre darauf wiederrief Valentinian dieses Gesetz, weil man schon die Unbequemlichkeiten davon einsah.

Maximus regierte nur drey Monate. Er wurde zu Rom, auf die Ankunft Genserichs, den Eudoxia, die Wittwe Valentinians, herbeygerufen hatte, von dem Pöbel ermordet. Der König der Wenden plünderte diese Stadt vierzehn Tage lang aus. Er führte eine große Menge Gefangener mit sich davon, worunter Eudoxia und ihre zwo Töchter waren, und er schlug es dem Marcian ab, diese Fürstinnen auszuliefern.

Ein Gallier, und Feldherr des Maximus, Avitus mit Namen, bemächtigte sich des Reiches, und nachdem er etwas mehr als ein Jahr regieret hatte, fiel er dem Ricimer in die Hände, der sich empöret hatte, und der ihn zum Bischofe von Placenz weihen ließ. Wir haben schon gesehen, daß Constantin in Gallien zum Priester geweihet worden war, als er von Constantius gefangen wurde. Das sind die Mittel, welche die Barbarn erdachten, um einen Mann zum Reiche unfähig zu machen. In der

Folge

Folge werden sie die Fürsten, die sie absetzen, in die Mönchskutte stecken.

Der Feldherr Ricimer, ein Sueve von Abkunft, welcher den Purpur anzunehmen nicht wagte, oder nicht vermochte, wollte ihn zum wenigsten in seiner Gewalt haben, und ließ das Reich zehn Jahre lange ohne Oberhaupt.

Im Morgenlande sah man ohngefähr die nämlichen Auftritte. Der Feldherr Aspar war Herr über den Thron, und konnte ihn nicht besteigen. Er schenkte ihn nach dem Tode Marcians dem Leo, den er zu beherrschen hoffte, als ihn Ricimer dem Majorian schenkte, den er gleichfalls zu beherrschen hoffete. (457)

Majorian hatte unter Aetius gedienet. Er schien fähig zu seyn, den Umsturz des Reiches aufzuhalten. Er dachte auf Mittel die Ordnung wieder herzustellen, und den Völkern aufzuhelfen. Er besiegte die Wenden, die in Campanien eine Landung gewaget hatten; und zwang Theodorich den II., König der Gothen, die Waffen von sich zu legen.

Ricimer wollte keinen Fürsten haben, der selbst regierte. Er ließ ihn ermorden, und gab ihm zum Nachfolger Libius Severus, der so war, wie er ihn verlangte. Aegidius, welcher zugleich Befehlshaber über die römischen Heere in Gallien, und Führer der Franken war, die den Childerich, einen Sohn des Merovåus und Vater des Clodovåus, verjaget hatten, griff vergebens

gebens zu den Waffen, um den Tod Majorians zu rächen. (461)

Aspar, hatte im Morgenlande nicht so, wie Ricimer im Abendlande, zu gebiethen. Aber Leo war voller Laster. Seine unersättliche Habsucht richtete die Provinzen zu Grunde, und gab ihm gegen Bürger, die er ausrauben wollte, die Waffen in die Hand. Gleichwohl haben ihm die Griechen den Namen des Großen beygelegt, weil es schien, als wollte er die Religion beschützen. Sie priesen ihn sonderbar, daß er die Staatsgeschäffte den Religionsgeschäfften nachsetzte. Aber mir deucht, zu einer Zeit, wo alles den Umsturz des Reiches zu befürchten gab, wäre auch der Religion daran gelegen gewesen, daß ein Monarch für die Geschäffte des Staates eben so gut gesorget hätte, als für die Angelegenheiten der Religion.

Anthemius, ein Enkel jenes Ministers, der unter Theodosius dem Jüngern regieret hatte, war Befehlshaber über die Truppen, und hatte sich eben in einem Kriege gegen die Gothen in Pannonien hervorgethan, als durch den Tod des Severus das abendländische Reich sein Oberhaupt verlor, und Ricimer, der es nicht wagte einen Titel anzunehmen, seit etlichen Monaten als Tyrann regierte. Leo gab diesen Feldherrn den Römern zum Kaiser, welche aus dieser Absicht eine Gesandtschaft an ihn geschicket hatten; und Ricimer, der darein willigen mußte, suchte

sich

sich mit Anthemius zu verbinden, welcher ihm seine Tochter zur Ehe gab. (467)

Nun glaubte der morgenländische Kaiser verbunden zu seyn, sich um die Vertheidigung des abendländischen Reiches anzunehmen, und er erklärte den Wenden den Krieg. Die Ausführung trug er dreyen Feldherren, Basiliscus seinem Schwager, Heraklius, und Marcellinus auf. Dieser letzte hatte den Auftrag Sardinien anzugreifen, welches er ohne viel Mühe in seine Gewalt bekam. Heraklius, nachdem er die Truppen in Aegypten, Thebais, und Cyrenaika zusammengezogen hatte, fiel auf einmal zu Meere in das tripolitanische Gebieth ein, schlug die Wenden, nahm Tripoli weg, und gieng zu Lande auf Karthago los. Alsdann erschien Basiliscus mit einer fürchterlichen Flotte, und der Untergang für Genserich schien unvermeidlich zu seyn. Aber der Wende stellte sich an, als ob er Friede machen wollte: er erhielt einen Waffenstillstand, und während der Unterhandlungen überraschte er die Flotte, und verbrannte sie. Das war das Ende dieser Unternehmung. Basiliscus, den man beschuldigte, er sey ein Verräther gewesen, wurde verbannet. (468)

Als Leo das Reich übernahm, hatte er versprochen, einen Sohn von Aspar zum Cäsar zu erklären, und er hatte es nicht gethan. Gleichwohl dorfte man Aspar, wie es schien, nicht aus dem Sattel werfen. Er hatte eine eigene Kriegsschaar, und die Feldherren waren ihm

zugethan. Um gegen diesen allzumächtigen Unterthanen eine Stütze zu haben, suchte der Kaiser mit den Isaurern ein Bündniß zu schließen, welche ein Raubvolk waren, und Asien sehr oft verwüstet hatten: er berief dann Zeno, einen ihrer Führer an seinen Hof, der ein Mann ohne Tugend, ohne Talente war, den er zum Eydam wählte, zum Bürgermeister machte, und dem er die Befehlshabersteller seiner Kriegsheere übergab. Als nun die Eifersucht bey Aspar ausgebrochen war, hielt endlich Leo, der ihn auf den Schein besänftigen wollte, sein Wort, das er ihm gegeben hatte. Aber bald darauf ließ er ihn mit seinen beyden Söhnen, Ardaburus und Patricius, ermorden, wovon gleichwohl der leztere nur verwundet wurde. (371)

Als Ricimer den Tod des Aspar erfuhr, glaubte er sein Schicksal vorauszusehen. Er schwang also die Fahne der Aufruhr, und kam Rom zu belagern, wo sich Anthemius eingeschlossen hatte.

Leo schickte Olibrius dem abendländischen Kaiser zu Hülfe. Dieser Verräther vereinigte sich mit Ricimer: er ließ sich als Augustus ausrufen: Rom wurde geplündert, und Anthemius ermordet. Ricimer starb an einer Krankheit nach etlichen Tagen, und Olibrius regierte nicht drey Monate.

Glicerius nahm den Purpur, und trug ihn ein einziges Jahr. Der Hof zu Constantinopel erkannte ihn nicht; und Julius Nepos, der

von

von Leo geschicket, und zu Ravenna ausgerufen worden war, überraschte ihn, zwang ihn die Regierung niederzulegen, und ließ ihn zum Bischofe von Salonä in Dalmatien salben. Unterdessen war Leo gestorben, und hatte das Reich seinem Enkel Leo, einem Sohne des Zeno hinterlassen. (474)

Unter dieser Regierung war ein Großkämmerer, der ein Mönch wurde, und gleichwohl Großkämmerer blieb, und dessen Amt verrichtete. Es war auch ein Mönch Bürgermeister, den man feyerlich in sein Kloster zurückführte, wo er seine Mönchskutte wieder nahm. Diese Dinge sind desto befremdlicher, weil Leo ein Gesetz gemacht hatte, welches den Mönchen verboth, aus ihren Klöstern zu gehen, und in den Städten herumzuschweifen. Man sieht, wie sehr die Barbarn alle Begriffe verwirret haben.

Unter dem jungen Leo, der fünf Jahre alt war, führte Zeno die Regierung, und bekam nach etlichen Monaten durch den Tod seines Sohnes das Reich in seine Gewalt. Er verlor es im folgenden Jahre, und entfloh nach Isaurien. Dieser Fürst, der eben so verhaßt als verächtlich war, wurde von den Soldaten abgesetzt.

Basiliscus, der unter Leo dem I. war verbannet worden, wurde nun ausgerufen. Er legte seinem Sohne Markus die Titel Cäsar und Augustus bey. Er machte sich bey den Katho-

liken

liken verhaßt, weil er der Ketzerey des Eutyches beystimmte; und stellte unter den Isaurern, die zu Constantinopel waren, ein großes Blutbad an. Zeno, der durch dieses Betragen einen Anhang gewann, erhielt das Reich wieder, zwey Jahre nachdem er entflohen war. Er verwies den Basiliscus nach Kappadocien, wo er ihn Hungers sterben ließ, und Markus wurde Lector in einer Kirche. Während dieser Zerrüttungen nahm das abendländische Reich ein Ende.

Nepos hatte nur ein Jahr regieret. Orestes, sein Feldherr, der zuvor Geheimschreiber des Attila gewesen war, hatte ihn verjaget, und das Reich seinem eigenen Sohne Romulus Augustus gegeben, den man um seiner Jugend willen oder aus Verachtung Augustulus nannte. (475)

Um diesen Veränderungen ein Ende zu machen, dorften die Barbarn, von denen das Reich angefüllt war, und welche folglich darüber zu gebiethen hatten, nur erklären, sie wollen keinen Kaiser mehr. Und dieses geschah auch. Odoaker belagerte Pavia, wo sich Orestes eingeschlossen hatte: er nahm diese Stadt mit stürmischer Hand ein, ließ diesem Feldherrn das Haupt abschlagen, aber den Augustulus leben, den er nicht fürchtete; er brachte Italien in seine Gewalt, und regierte mit dem Titel eines Königs. Dieß war das Ende des abendländischen Reiches, im fünf hundert und siebenten Jahre nach der Schlacht bey Actium, und im zwölfhundert und neun und zwanzigsten nach Erbauung Roms. (476)

VIII. Ka-

VIII. Kapitel.

Beschluß von der römischen Geschichte.

Zum Beschlusse bin ich Vorhabens, die verschiedenen Formen, welche die Umstände der Regierung gegeben haben, in einen Gesichtspunkt zu sammeln. Wir wollen diese Dinge in einem neuen Lichte vorstellen, und sie in einen engern Raum zusammen schließen.

Die Römer haben niemals die Freyheit gehabt, für sich Gesetze zu machen. Sie sind gestiegen und gefallen durch die Macht der Umstände. Ihre Lage verstattete ihnen nicht von der Handlung zu leben; die Künste waren in Italien wenig bekannt; und überdas war eine Schaar von Hirten und Landstreichern nicht viel aufgelegt, dieselbigen zu betreiben. Sie mußten Weiber entführen, und über Länder herfallen; und um ihren Raub zu beschützen, waren sie gezwungen wieder zu rauben. Unter Romulus waren sie dann bloße Räuber, und konnten nichts anderes seyn.

Also mußte Rom nach seinem Ursprunge zu Grunde gehen, oder sich erweitern: die Verfassung war darauf eingerichtet. Sie fieng unter Numa an, eine andere Gestalt anzunehmen. Die Siege, welche die Römer fürchterlich machten, waren zu den friedfertigen Gesinnungen dieses Fürsten günstige Umstände. Man saget, er habe durch seine Gesetze die Sitten des Volkes gemildert; und das mit Grunde, wenn es wahr

ist, daß die Sitten milder werden können, wenn nicht der Verstand von den Pflichten der Menschheit aufgeklärt wird. Um die Römer zu bewegen, ihre Verbindlichkeiten treulich zu erfüllen, machte er aus der Treue eine Gottheit; eine andere machte er aus einem Steine, um jeden Bürger zu verhindern, auf die Felder seines Nachbarn Eingriffe zu thun. Mit einem Wort, er hielt sie nur durch die Furcht irgend eines Gottes in Schranken, und brachte ihnen von Gerechtigkeit keinen Begriff bey. Oder vielmehr, er hielt sie nicht in Schranken; denn man sieht nicht, daß die Römer ihre Verbindlichkeiten treulich erfüllet, oder aufgehört hätten, sich einander Eingriffe zu thun. Sie fuhren dann fort Räuber zu bleiben, und wurden nur abergläubischer.

Numa sprach ihnen von einem zukünftigen Leben kein Wort. Er bekümmerte sich nicht ihnen zu erklären, was sie zu fürchten hätten, wenn sie ihren Göttern mißfielen. Er war gewiß versichert, daß diese rohen Köpfe etwas fürchten würden und das war ihm schon genug.

Er behielt die Götter, an welche man glaubte, und er erfand noch andere, an welche man unfehlbar glauben mußte. Er untersuchte weder ihre Natur, noch ihren Ursprung. Er stellte sie nicht so allwissend vor, daß sie das Herz ergründeten, um auch die Gedanken zu bestrafen. Es schien, als ob sie, so wie der Gesetzgeber, nur die äußerlichen Handlungen zu richten hätten.

Die

Die ganze Religion bestand in eitel Ceremonien. Man war sehr genau, nichts daran zu verändern. Sie wurden prächtig begangen, und der größte Theil des Götterdienstes bestand in Feyerlichkeiten für das Volk. Durch den Pomp der Ceremonien wurde die Einbildungskraft rege gemacht: die genaue Beobachtung machte sie ehrwürdig: und die Schauspiele, wormit sie begleitet waren, zogen den Zulauf aller Bürger herbey. Also setzten sich die Römer in den Fall, mit eitel Spielen sich zu beschäfftigen, wann der Krieg, der in der Ferne geführt wurde, nichts als einen müßigen Pöbel zurückließ.

Der einzige Glaubenssatz, der unter ihnen eingeführt wurde, war, daß sich die Götter die Erweiterung Roms angelegen seyn ließen. Zwey Stücke entsprangen daraus: eines, daß dem Vaterlande dienen das einzige Mittel war ihnen zu gefallen; und das zweyte, daß der Nutz der Republik die einzige Richtschnur ihres Betragens wurde. Dadurch zielte alles auf die Aufnahme der Römer ab; und man darf beysetzen, alle Mittel, dieselbige zu befördern, haben gleich gesetzmäßig scheinen müssen. Bey dieser Denkensart begiengen sie Ungerechtigkeiten, ohne sich für ungerecht zu halten, und der Aberglaube schien sogar aus ihrer Unmenschlichkeit eine Tugend zu machen.

Diese Religion hat ihnen gut gedienet, eben weil sie ihre Sitten nicht gemildert hat. Sie hat ihnen ihren ersten Charakter gelassen: sie wa-

ren Räuber nach ihrem Stande, und wurden es aus Aberglauben. Man brauchte nicht die Billigkeit einer Unternehmung zu untersuchen; man dorfte nur die Zeichendeuter zu Rathe fragen, die sich allezeit nach dem gemeinen Nutzen richteten, so zweifelte der Soldat nicht mehr, daß er den Göttern gehorchte.

Sobald die Römer nicht fähig waren, durch Aufklärung geleitet zu werden, würde Numa übel gethan haben, wenn er mit ihnen hätte vernünfteln wollen: er konnte nur den Aberglauben gebrauchen. Aber seine Unterweisungen besserten den Charakter des Volkes nicht, sie leiteten ihn nur auf das gemeine Beste; und dieses gemeine Beste war nur, und konnte nur Räuberey seyn. Jeder religiöse Bürger wurde dann ein Soldat, der alles gegen die Feinde, das ist, gegen die benachbarten Völker für erlaubet hielt. Wenn Numa, wie man saget, und wie es in der That das Ansehen hat, der Meynung war, aus den Römern ein friedfertiges Volk zu machen, so hat er sich mächtig betrogen.

Wenn ich Verordnungen von Romulus und Numa anführe, so folget nicht daraus, daß ich versichern wollte, sie seyn die wahren Urheber davon gewesen. Aber die Erblehre, die sie ihnen zuschreibt, beweist, daß sie alt sind: ja, es gehen einige über die Erbauung Roms zurück, in was immer für eine Zeit man sie versetzen will. Vor Romulus hatte die Religion der Völker in Italien alle Aberglauben der Zeichendeuter

deuter zum Grunde. Natürlich glaubte ein jedes Volk der Gegenstand jener Götter zu seyn, die es um Rath fragte. Da nun die Römer nach ihren Umständen bessere Soldaten, als andere Völker gewesen sind, so haben sie mehr Kriegsglück erfahren, und folglich mehr Gelegenheit gehabt, sich zu überreden, die Götter haben ihre Stadt vorzüglich in ihren Schutz genommen. Deßhalben hat ihre Religion mehr Einfluß zu Rom, als in Hetrurien gewonnen, wo sie die Römer hergeholet hatten.

Die Regierungsart, die im Anfange gemischt gewesen war, wurde despotisch unter Tarquinius dem Hoffärtigen; und nachdem die Könige waren verjaget worden, nahm die Republik ihren Anfang. Wenn aber die Römer im Stande waren, eine schnelle Staatsveränderung zu veranlassen, so wußten sie doch nicht mit gleicher Fertigkeit für die Lage, in der sie sich befanden, die schicklichen Maaßregeln zu ergreifen. Ein unbestimmter Hang zur Freyheit erweckte in allen den Wunsch, nicht zu gehorchen; und um nicht zu gehorchen, hätten alle gebiethen mögen. Daraus entstand eine Unruhe, welche sie ohne Unterlaß herumtreiben mußte, und die nicht gestillet werden konnten, bis sie gefesselt waren. Weil sie keine Gesetzgeber gehabt hatten, mußten sie den alten Gebräuchen nachwandeln, oder erst nach dem Falle, und insgemein mit wenig Vorsicht, Verordnungen machen. Da sie immer von den Umständen geleitet, immer durch

Mishälligkeiten in Bewegung gesetzet wurden, so war es für sie nicht einmal möglich, sich von der Freyheit, welche sie suchten, einen richtigen Begriff zu machen.

Nach der Verjagung der Tarquinier wurde die Regierungsart des Servius Tullius unter den Bürgermeistern beybehalten, und diese war eine Quelle von Mishälligkeiteiten, weil die Reichen oder die Patrizier die einzigen Regenten blieben.

Ich sage die Reichen oder die Patrizier; und in der That mußte das einerley seyn: denn einerseits konnten die Römer nur durch Eroberungen reich werden; und anderseits haben die Patrizier, auch sogar unter den Königen, allezeit den größten Antheil von den eroberten Feldern gehabt. Es machen auch die Geschichtschreiber die Anmerkung, als man die Bürgermeister aufstellte, habe sich die ganze Obergewalt in den Händen der Patrizier befunden; und dennoch sprachen sie die Verordnungen des Servius Tullius den Reichen zu.

Vor Servius Tullius, und als die Versammlungen nach Curien gehalten wurden, besaßen die gemeinen Bürger die größte Obergewalt, weil sie in der größten Anzahl waren, und weil die Gesetze durch die größte Anzahl gemacht wurden. Sie hatten in den Comitien die Oberhand: denn ihr Wille hatte seine Wirkung ohne die Beystimmung, wie mit Beystimmung der Patrizier.

Aber

Aber di Regenten wußten sich durch die eingeführten Gebräuche zu helfen. Sie dorften nicht, oder glaubten zum wenigsten nicht, daß sie die Regierung Vorgesetzten vertrauen dörften, die ohne Unterschied aus einem der beyden Stände genommen wären. Sie wählten sie allezeit unter den Patriziern.

Ueberdas waren diese allein im Besitze des Priesterthums. Da sie die Zeichendeutungen anzuordnen hatten, fanden sie dieselbigen günstig oder ungünstig, je nachdem eine Unternehmung ihnen selbst günstig oder ungünstig war; und sie hatten aus der Religion hergeleitet, daß sie eigentlich nur für sie bestimmet sey, und sie unendlich über die gemeinen Bürger hinaussetze. Das Priesterthum bestätigte sie mehr und mehr in diesen Vorzügen, als bey der Einsetzung des Bürgermeisteramts die Comitien nach Centurien die Oberherrschaft und die Würden in ihrer Person vereinigte.

Nun wurde die Regierung eine erbliche Aristokratie. Die Oberherrschaft, welche, wie von Rechtswegen, bey den Patriziern blieb, kam von dem Vater auf den Sohn, und die gemeinen Bürgerfamilien konnten keinen Antheil mehr daran erwerben.

Diese Aristokratie konnte, wie man glaubte, nicht anders als durch die Tyranney erhalten werden. Man dachte, die gemeinen Bürger würden desto gehorsamer seyn, je elender sie wären, und alles half darzu sie äußerst elend zu machen.

machen. Denn der Krieg, der zu Rom das einzige Mittel war, reich zu werden, machte nur die Patrizier reich, die alle eroberten Felder an sich rissen, oder sie bald durch Wucher erwarben, wenn sie etwas davon hatten abtreten müssen.

Die Amtsstellen kamen zwar auf die gemeinen Bürgerfamilien; aber diese Veränderung war nur einer sehr geringen Anzahl günstig. Sobald ein Bürger an der Regierung Theil hatte, nahm er die Denkensart der Patrizier an; und der Pöbel, der ihn erhoben, wurde in seiner Erwartung betrogen, und blieb in der Sklaverey und im Elende. Deßhalben hatte Rom, nachdem es die Hauptstadt eines weiten Reiches geworden war, ein armes, müßiges, und unnützliches Volk.

Als sich das Volk auf den geheiligten Berg begeben hatte, waren die Patrizier zu geizig, um Reichthümer aufzugeben, die sie mit Gewalt oder durch Wucher erworben hatten, und wollten ihm lieber Vertheidiger für die Zukunft zugeben, als wegen des Vergangenen Recht wiederfahren lassen. Man stellte dann Zunftmeister auf; und weil man ihnen nur das Recht einräumte, sich Dingen zu widersetzen, die sie für die Angelegenheiten der gemeinen Bürger für nachtheilig hielten, so sah man nicht vor, wie furchtbar sie werden sollten. Gleichwohl säumten sie nicht, von ihrer Macht Beweise zu geben, da sie drey Jahre hernach Coriolan verbanneten.

Da

Da der Titel als Vertheidiger des Volkes das Recht mit sich brachte, alle Bedrückung zu verhindern, so war es nicht natürlich, daß sie sich genau an ihr Veto halten würden. Sie mußten beständig der Macht der Patrizier neue Schranken setzen, und folglich dieselbige früh oder spät zu Grunde richten.

Um den Coriolan zu verbannen, hatten sich die Zunftmeister angemaßt, das Volk zunftweise zu berufen; und das ist der Zeitpunkt, wo sie wahrhafte Oberkeitsglieder wurden. Denn an der Spitze dieser Comitien, die sie versammelten, ohne die Zeichendeuter Raths zu fragen, und wovon sie die Patrizier ausschlossen konnten sie schon der Macht der Bürgermeister die Wage halten. Hiermit nahm die Demokratie ihren Anfang, oder um eigentlicher zu reden, entstanden nun zwo Republiken in Rom, wovon eine aus Patriziern, die andere aus gemeinen Bürgern bestand. Sie waren zween Regenten, die zu Friedenszeiten immer uneinig waren, und sich nur vergleichen konnten, um auf einen gemeinsamen Feind loszugehen.

Das agrarische Gesetz, welches S. P. Cassius, im Jahre 297 nach Erbauung Roms, vorgeschlagen hatte, war eine unversiegliche Quelle von Mißhälligkeiten, weil dieses Gesetz niemals in Erfüllung gebracht werden konnte. Es blieb auch nur eine Lockspeise, welche die Zunftmeister dem Volke vorhielten, um eine Stütze gegen die

Patrizier zu haben, und sich zu den Würden emporzuschwingen.

Günstig war ihnen sonderbar, daß man die Art der Comitien nach Centurien abänderte, und ihnen zum Theile die Gestalt der Comitien nach Zünften gab. Es ist zwar unmöglich, die Zeit, wo diese Veränderung geschehen ist, zu bestimmen, oder genau zu erklären, worinnen sie bestand. Aber sicher ist es, daß das Recht, zu erst die Stimme zu geben, den Comitien nach Centurien beygelegt wurde. Dadurch konnte jene Centurie, die am meisten Bürger enthielt, zu erst die Stimme geben, und das war erklecklich, um alle Obergewalt, wenigst zuweilen, auf die zweyte Klasse zu bringen. Denn die erste Stimme zog insgemein alle übrige nach sich; das Loos, welches das Recht darzu gab, ließ vermuthen, es haben die Götter ihren Willen dadurch an den Tag gelegt.

Nun kämpften, also zu reden, die Patrizier und gemeinen Bürger in den Comitien nach Centurien mit einander, und suchten wechselweise sich einander Eintrag zu thun. Die Patrizier konnten unter dem Volke Zwietracht stiften, weil sie einen Theil ihrer Clienten auf ihre Seite zogen; und das Volk konnte es auch unter den Patriziern thun, weil es allezeit einige gab, die entweder aus Billigkeit oder aus Ehrgeiz mit dem Volke hielten. Also waren die zween Regenten, die über die Republik zu gebiethen hatten, immer in einer Gattung von Kriege begriffen, und

hatten

hatten auch immer geheime Verständnisse gegen einander.

In dieser Verwirrung hörten die Patrizier und die gemeine Bürger allmählig auf, zweyerley Körper auszumachen. Man unterschied nur den Senat und das Volk noch, und diese zween Stände machten sich nun einander die Oberherrschaft streitig. Der Senat brachte die reichsten Bürger auf seine Seite; aber die größte Anzahl, und vorzüglich die ehrgeizigsten waren von der entgegengesetzten Partey.

Etwas erhielt noch das sinkende Ansehen des Senats: die Ehrerbiethung des Volkes gegen diese Versammlung; eine Ehrerbiethung, die so sehr zur Gewohnheit geworden war, daß es lange Zeit brauchte, ehe das Volk alles wagte, was es konnte. Es war auch eine Zeit, wo der Senat und das Volk, die Comitien nach Centurien und die Zunftcomitien, die Zunftmeister und die Bürgermeister ein ziemlich vollkommenes Gleichgewicht in der Republik erhielten. Diese Zeit war kurz, weil das Gleichgewicht nur von der Einbildung abhieng. Man hatte es nur durch Mishälligkeiten erhalten, bey denen die gemeinen Bürger emporgestiegen waren: es mußte aufhören, wann die Bürger durch neue Mishälligkeiten noch weiter emporstiegen.

Diese Mishälligkeiten waren unendlich vortheilhaft, weil sie die Wetteiferung unterhielten, und die Talente in beyden Ständen anfeuerten, da einige die Amtsstellen nicht verlieren, und

die

die andern sie erhalten wollten. Das war eine Gährung, welche beständig vortreffliche Bürger erzeugte, und welche die Römer immer fürchterlich machte.

Die schädlisten Wirkungen entstehen aus den nämlichen Ursachen, aus denen die größten Vortheile entstehen: es brauchet nicht mehr, als daß sich die Umstände in etwas verändern. Die Mishälligkeiten kosteten kein Blut, solang der Senat den Unternehmungen der Zunftmeister Einhalt thun konnte, da er ihnen neue Amtswürden abtrat. Dieses bemerket man länger als zwey Jahrhunderte. Die großen und langen Kriege, die darauf folgten, ließen der Republik eine ziemliche innerliche Ruhe. Nach der Zerstörung Numantiens fiengen die Verwirrungen wieder an.

Die Zunftmeister hatten sich einen Weg zu den Würden gebahnet: sie hatten in dieser Betrachtung nichts mehr zu verlangen. Ihre Unruhe konnte dann in Zukunft keinen andern Grund mehr haben, als den Ehrgeiz, die Tyrannen des Vaterlands zu werden, oder die Absicht, Armen aufzuhelfen, da sie die Reichen in den Schranken halten wollten, wie es durch die agrarischen Gesetze gebothen war. Es ist augenscheinlich, daß diese beyden Entwürfe die Bürger in verschiedene Parteyen vertheilen, und sie bewaffnen mußten, entweder um ihre Güter zu behalten, oder ihre Freyheit zu vertheidigen. Es war nicht mehr die Zeit jener Mishälligkeiten, welche der

Senat

Senat durch die Aufopferung einiger Amtsstellen besänftigte. Die Factionen nahmen ihren Anfang, und das Blut mußte fließen. Der Senat griff zuerst zu den Waffen, und sobald er mit dem Beyspiel der Gewaltthätigkeit vorangegangen war, stellten die Zunftmeister an der Spitze des Volkes, lauter Meutereyen an. Dann war die Regierung weder aristokratisch, noch demokratisch, sondern eine wahre Anarchie.

In dieser Verwirrung stimmten sich die Gemüther allmählig zum Joche eines Gebiethers: man fieng an zu sagen, die Republik habe eines Oberhaupts vonnöthen; und die herzhaften Bürger strebten vergebens, die erlöschende Freyheit zu vertheidigen: da sie die Republik zu retten glaubten, stürzten sie dieselbige in neues Unglück. Unterdessen konnten die Factionen, die sich in Rom entspannen, nichts als kurzdaurende Tyrannen hervorbringen: die Größe des Reiches mußte endlich die Römer für immer zu Boden stürzen.

Fürwahr, die Größe des Reiches verursachte bey den Comitien eine Unordnung, welche den Bürgern, die nach Tyranney strebten, günstig war. Dieses muß man erklären.

Im Anfange der Republik konnten die Zünfte und die Centurien sich leicht versammeln, weil das Gebieth von Rom sehr eingeschränkt war. Als sich aber die Zünfte nach der Eroberung von Veja vermehrten, und einige sich von Rom entfernet befanden, war es nicht mehr leicht für

alle

alle Bürger, sich bey den Comitien einzufinden. Es läßt sich vermuthen, daß unter denen, die sich nicht leichtlich darbey einfinden konnten, einige nur alsdann darzu kamen, wann es ihre Privatangelegenheiten erfoderten, und daß sie folglich nicht mehr die alte Liebe zum Vaterlande behielten, oder sich unvermerkt an die Denkensart der benachbarten Völker gewöhnten.

Diese Beschwerlichkeit war noch fühlbarer, als man allen Völkern in Italien das Bürgerrecht geschenket hatte. So viele Bürger konnten sich zu Rom nicht versammeln, und es waren schon zu Rom allzuviele noch. So wie sie mit verschiedenen Absichten dahin kamen, trennten sie sich, sie machten Factionen, und die Republik mußte darunter leiden.

Um den Einfluß der neuen Bürger zu vermindern, die durch ihre Menge bey den Comitien die Oberhand erhalten hätten, steckte sie der Zinsmeister in eine kleine Anzahl von Zünften, und er brauchte noch die Vorsorge, sie in jene Zünfte einzuschreiben von denen sie am weitesten entfernet waren. Insgemein waren es die Zünfte der Stadt, oder einige von den ländlichen Zünften des Servius Tullius.

Da nun die alten Bürger mit den neuen nicht in den nämlichen Zünften vermengt werden wollten, verlangten sie in die consularischen Zünfte überzugehen; und der Gebrauch wurde eingeführt, sie in verschiedene Zünfte einzutheilen,

len, ohne auf den Ort, wo sie wohnten, eine Rücksicht zu nehmen.

Wenn die Zünfte noch ferner, wie unter Servius Tullius, eine bloße Lokalabtheilung geblieben wären, so würde die große Menge der Bürger, die zu den Comitien kommen konnten, nicht verstattet haben, die Zunft sicher zu kennen, zu welcher ein jeder gehörte. Noch unthunlicher wurde die Sache, nachdem die Zünfte eine politische Abtheilung geworden waren: denn man hätte alle Bürger, die sich einfanden, einen nach dem andern vornehmen, und die Verzeichnisse nachschlagen müssen. Allein diese Vorsorge brauchte man nicht, und konnte sie nicht brauchen, sonderbar in den letzten Zeiten der Republik, wo die Comitien eilfertig berufen, und unruhig gehalten wurden. Diese Versammlungen bestanden dann bloß aus einer unordentlichen Menge von Leuten, die sich austheilten, wie sie es für gut fanden, und wie es ihre Absichten erfoderten. Daher entstanden Schlüsse des Volkes, von denen das Volk nicht wußte, daß es sie gemacht hatte. So groß waren die Unordnungen, die sich bey den Comitien eingeschlichen, nachdem die Republik die Anzahl ihrer Bürger allzusehr vermehret hatte.

Es ist leicht zu begreifen, wie unter diesen Unordnungen die Ehrsüchtigen einige gewinnen, andere erschrecken, und den Pöbel verführen mochten. Aber das mußte beständig wiederholet werden, weil man ein Privatmann wurde, nach-

dem man die Amtsstellen verwaltet hatte, und neuerdings werben mußte, um dieselbigen zum zweytenmal zu erhalten. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo man sich des Volks bediente, um Legionen zu haben, und der Legionen, um das Volk zu unterjochen.

Es war eine Zeit, wo die Feldherren ihre Macht nicht misbrauchen konnten, weil die Soldaten, welche sie anführten, lauter Bürger waren, die für ihre Freyheit eiferten, oder denen zum wenigsten der Namen des Tyrannen verhaßt war. Man hatte dann nicht zu fürchten, daß die Legionen damals gegen die Republik zu ihrem Führer hielten, ja, sie würden sich vielmehr gegen ihn empöret haben, wenn sie nur im geringsten vermuthet hätten, daß er nach Tyranney strebte. Es wäre dann ein solches Unternehmen äußerst verwägen gewesen, und diese einzige Betrachtung ließ nicht einmal den Gedanken davon aufkeimen.

Unterdessen hätte die Repuplik eher zu Grunde gehen können, als es geschehen ist. Sie erhielt sich, nicht so viel aus ihrer eigenen Beschaffenheit, als durch die Kraft der Vorurtheile. Es herrschet in der Gemüthsart eines jeden Volkes ein gewisser Gewohnheitsgang, welchem Jedermann lange Zeit folget, ehe sich Jemand einfallen läßt, drüber hinauszublicken. Weil nun die Römer die Gewohnheit angenommen hatten, die oberkeitlichen Stellen für den Zweck ihrer Ehrsucht anzusehen, dachten jene, die sie erhalten hat-

hatten, nicht weiter, als dieselbigen wieder zu erlangen. Die ganze Bürgerschaft dachte so, aus Hasse gegen die Tyranney, und diese Denkensart theilte sich aus Nachahmung jedem Privatmanne, mit. Marius hätte nichts anders gewünschet, als immer Bürgermeister zu bleiben, und Sylla sah Rom in seiner Gewalt, ohne den Entwurf darzu gemacht zu haben.

Nun giengen den Ehrsüchtigen die Augen auf, und die Feldherren, die in ihren Verwaltungen schon zu gebiethen hatten, entdeckten, daß die Legionen ihnen angehörten, und daß sie auch in Rom gebiethen konnten. In diesen Umständen machte Cäsar den Entwurf, seinem Vaterlande Fesseln anzulegen, und ein Jahrhundert zuvor würde er ein guter Republikaner gewesen seyn. Die Tyranney des Sylla hat ihn auf diese Gedanken gebracht, und er machte sich gefaßt darzu, ehe er eine Amtsstelle verwaltet hatte. Es gelung ihm sein Vorhaben, und vieleicht wäre er nicht ermordet worden, wenn er sich mit der Macht hätte genügen lassen, und nicht den Ehrgeiz gehabt hätte, selbst die Einbildung der Römer zu unterjochen, da er auf eitle Titel versessen war.

Endlich vereinigten sich alle Umstände zum Untergang der Republik, und Augustus regierte. Der tragische Tod von Cäsar war eine Lehre für diesen Tyrannen, der immer grausam geblieben wäre, wenn er nicht für sein Leben hätte besorget seyn müssen. Er schien nicht viel fürch-

terlich zu seyn, und das war die Ursache seines Glückes. Er hatte das Reich dem allzu großen Zutrauen des Senats, der übereilten Verzweiflung des Cassius und des Brutus, und den Ausschweifungen des Antonius zu verdanken. Es giebt Leute, die zu einer sehr gelegenen Stunde gebohren werden. Augustus würde zu jeder andern Zeit mit Schande von seiner Legion verjagt worden seyn.

Alle Umstände waren ihm günstig. Der Ruf der Freyheit wurde nicht mehr gehöret, seitdem die unbiegsamsten Republikaner unter dem Schutte der Republik begraben lagen. Man hatte lang unter Unordnungen geseufzet: alle Familien hatten in den Kriegen gelitten, in denen das Reich hart mitgenommen worden war. Wenn man es nicht wagte, einen Gebiether zu verlangen, so fühlte man doch, daß man eines Oberhaupts vonnöthen hatte; und der Friede schien für Freyheit zu gelten. Augustus richtete sich nach dieser Beschaffenheit der Gemüther, both sich zum Oberhaupte an, und schenkte den Frieden.

Diese Ruhe war für die Römer ein köstlicher Zeitpunkt. Voll Zufriedenheit, daß sie der Anarchie entgangen waren, blickten sie nicht in die Zukunft hinein; sondern sahen nur auf das Gegenwärtige: sie sahen einen Senat mit einem Fürsten regieren, von dem er zu Rathe gezogen und in Ehren gehalten wurde. Das Volk versammelte sich: es machte die Gesetze; es vergab

gab die Amtsstellen. Mit einem Worte, die Republik fiel allein in die Augen: man sah die verborgene Macht nicht ein, von der sie geleitet wurde; man fürchtete sie nicht. Und was ist fürwahr daran gelegen, wenn man glücklich ist, daß man wisse, ob man frey sey? So haben jederzeit alle Völker gedacht. Sie lieben nicht soviel die Freyheit, als sie die Tyranney hassen, und empören sie sich, so ist es gegen Tyrannen, daß sie sich empören.

August wußte, zu seinem und der Römer Glücke, die Täuschung des Volks zu unterhalten. Er machte wieder Ueberfluß herrschen: er gab gern den Bürgern, die in öffentlicher Schätzung standen, Zeichen der Hochachtung; er erhub eifrige Republikaner zu Amtswürden, und gieng sogar mit denen behutsam um, die er von dem Senat ausschließen mußte: endlich befestigte er den Frieden, und führte Schauspiele auf.

Er schlug den gehäßigen Titel eines Dictators aus. Er nahm nur jene Amtsstellen an, die sich mit den Begriffen der Freyheit betrugen. Er lehnte zuweilen das Bürgermeisteramt von sich ab, um nicht verdächtig zu werden, wenn er es in seiner Person hätte immerwährend machen wollen. In dem Augenblicke des größten Enthusiasmus stellte er sich an, als ob er sich zur Ruhe geben wollte. Er willigte darein, die Republick noch zu regieren, nur um den Wünschen des Senats und den Befehlen des Volkes zu gehorchen. Endlich ver-

band er sich nur auf zehn oder fünf Jahre. Durch dieses Betragen machte er sich alle Bürger zu Freunden, und man häufte unvermerkt alle Amtsstellen in seiner Person zusammen. Das Volk, welches aus den vorhergehenden Unglücksfällen Eckel gefaßt hatte, seine Macht zu gebrauchen, liebte ein Joch, von dem es die Bürde nicht fühlte.

August war nur ein Diener der Republik: er war nur, was vor ihm jene Vorgesetzten gewesen waren, über die das Volk östermal das Urtheil gesprochen hatte; und seine Regierung war gemäßiget, weil er allezeit das Volk zum Richter anzunehmen schien. Mit einem Worte, er wollte nicht mehr als ein Verwalter seyn, oder zum wenigsten scheinen, der alle seine Gewalt von dem Volke und dem Senate hatte, der ihnen dafür Rechenschaft abzulegen schuldig war, und der sie nur auf eine bestimmte Zeit erhalten hatte. Unterdessen war dieses gemäßigte Betragen nur eine Wirkung seiner Staatsklugheit; und die Ordnung, die er eingeführt hatte, nöthigte seine Nachfolger nicht, mit gleicher Mäßigung zu verfahren. Ja, diese Ordnung konnte nicht einmal Platz haben, weil sie bloß von dem Willen des Regenten abhieng: sie mußte dann in den Despotismus ausarten.

Aus der Anarchie, die alle Liebe zur Freyheit ersticket hatte, waren die Römer auf einmal unter die Herrschaft eines Gebiethers gekommen, der ihnen ihre Sklaverey angenehm machte. Der Charakter des Volkes hatte sich

dann auf einmal verändert. Diese vormals so unbändigen, herzhaften, republikanischen Seelen hatten auf einmal die Gewohnheit zu gehorchen angenommen; und ihre ganze Feigherzigkeit mußte sich zeigen, sobald ein Tyrann es wagte, sie als Sklaven zu behandeln. Also waren die Gemüther beschaffen, als Tiberius zur Regierung gelangte.

Dieser Fürst erkannte sie ohne Zweifel, und trug kein Bedenken, von dem Plane des Augustus abzuweichen. Außerdem war er von Natur allzu mistrauisch, um ein Betragen zu äußern, das irgend ein Vertrauen zu verrathen schien. Er verstellte sich, so lang er einen Mitwerber befürchtete; er versuchte allmählig seine Gewalt; endlich wurde er kühner, und regierte wie ein Despot. Er ließ dem Senate nur noch einiges Ansehen, um denselben zum Werkzeuge seiner Tyranney zu machen; und er hub die Comitien des Volkes auf.

Die Schritte des Despotismus sind von Natur schnell. Allein ein so unbedachtsamer und grausamer Fürst war geschickt, sie noch zu beschleunigen. Tiberius ließ wenigst diejenigen anklagen, die er verdammen wollte, und der Senat sprach das Urtheil. Caligula hatte weder der Ankläger noch des Senats vonnöthen. In seinen schlaflosen Nächten geboth er, den verwiesenen Bürgern das Leben zu nehmen, weil sie schliefen, und er nicht schlafen konnte: und man ermordete sie.

Was in dem Rathe des Augustus beschlossen wurde, hatte die nämliche Kraft, als was im Senate entschieden war. Claudius konnte sich dieses Rechts bedienen; aber dieses alte blödsinnige Kind ließ sich von seinen Knechten zum Despotismus verleiten. Er entschied ohne Rath; er wollte seine Freygelaßnen mit gleicher Macht, wie er, entscheiden lassen; und seine Gewaltträger, die in den Provinzen zerstreuet waren, wurden eine Art von Regenten. Es brauchte nicht mehr als vier Kaiser, um die Gewalt von dem Volke an den Senat, von dem Senat an den Fürsten, von dem Fürsten an die Knechte zu bringen. Das war der Weg, den der Despotismus nahm, und der letzte Grad des Despotismus.

Nero zeigte, wie schwer es für einen Despoten sey, die Geduld eines verderbten und niederträchtigen Volks zu ermüden. Warum hätte er nicht alle Unanständigkeiten und alle Verbrechen wagen sollen, da er beständig auf den Beyfall des Volkes, des Senats, und selbst des Burrhus rechnen konnte, der zwar wider seinen Willen, aber dennoch am Ende seinen Beyfall gab?

Der Luxus, der in den letzten Zeiten der Republik angefangen hatte, war immer weiter geschritten, und er mußte unter despotischen Fürsten noch zunehmen, denen nicht daran gelegen ist, demselbigen Einhalt zu thun. Die Bedürfnisse, die er ohne Unterlaß vervielfältiget, bringen die Knechtschaft der Völker vollends zu

Stande. Nero gab das Beyspiel, und der Luxus wurde zum höchsten Uebermaße getrieben. Dann galt keine Ehrsucht mehr, sondern alles war Habsucht. Otto strebte nach dem Reiche, um sein verschwendetes Vermögen wieder einzubringen, und Vitellius, um seine unsinnigste Schwelgerey zu ersättigen.

Vergebens häufte man Schätze zusammen; die Verschwendung des Luxus ließ Niemanden reich werden, und man wurde nur habsüchtiger noch. Diese Habsucht war ansteckend. Sie verblendete alle Stände des Staates, und sonderbar die Soldaten, welche dem Despoten allzu nothwendig waren, um nicht an der Ausbeute der Bürger mit ihm Theil zu nehmen. Dadurch wurde die Kriegszucht zu Grunde gerichtet.

Während der Republik gab man den Soldaten Schankungen, die aber von geringer Erheblichkeit waren: sie machten nur einen Theil der Beute aus, die man vom Feinde erobert hatte. In den Kriegen des zweymaligen Dreymänneramts gab man ihnen große, und nahm sie von den Gütern der Bürger selbsten.

Claudius erkaufte die Gunst der prätorischen Wachen. Nero, der nicht zufrieden war, dieselbige einmal zu kaufen, ließ nicht ab ihnen Geschenke zu machen. Es war nothwendig, daß jeder Despot das Bedürfniß fühlte, sie immer sich mehr geneigt zu machen, das ist, sie durch noch größere Verschwendung zu bestechen.

Die prätorischen Wachen konnten sich mit den Schankungen eines Fürsten begnügen lassen, der erkannt wurde, sobald sie ihn darzu gemacht hatten. Aber als die Kriegsheere das Reich vergaben, waren sie noch weit habsüchtiger. Weil sie zu Felde ziehen mußten, um ihren Feldherrn im Reiche zu bestätigen, sahen sie die Städte Roms und Italiens für eine Beute an, die man ihnen freygeben sollte, und dadurch wurde die Kriegszucht zu Grunde gerichtet. Nach dem Tod des Nero richtete der Mangel der Subordination die größten Unordnungen an.

Die Ordnung, die unter Vespasian und unter Titus wieder hergestellt wurde, gab zu erkennen, daß die ganze Macht der Regierung in der Weisheit des Fürsten bestand; und daß die Gesetze, welche unter den Tyrannen immer verachtet sind, in Ehren gehalten werden, wenn der Fürst sie in Ehren hält. Aber Titus, die Freude der Römer, lebte nicht lang, und unter der Tyranney des Domitian fiel alles wieder in die Niederträchtigkeit und Verwirrung zurück. Wir wollen das schönste Jahrhundert des Reichs überschauen, und wir werden immer besser überzeugt werden, daß die Weisheit des Regenten die ganze Macht der Regierung ausgemacht hat.

Nerva, Trajan, Hadrian, Antonin, Mark Aurel waren vortreffliche Fürsten. Ich bedaure, daß die Laster des Hadrian einen Flecken auf dieses Bild werfen: ich lobe sogar an Trajan seine Eroberungen nicht. Aber Antonin und Mark

Aurel

Aurel lassen nichts zu wünschen übrig. Welcher Unterschied, wenn man ihre Regiergungen liest, nachdem man jene von Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und Domitian gelesen hat?

Unter diesem Kaiser erhielt der Senat sein Ansehen wieder, die Gesetze hatten ihre Kraft, die Kriegszucht stellte unter den Truppen die Subordination wieder her, die Bürger erhielten ihre Freyheit, und die Republik lebte auf: ihre Vorgesetzten regierten, und der Despotismus war aus dem Reiche verbannet. Aber Commodus kam auf den Thron, und die Glückseligkeit der Römer war wie ein Traum verschwunden.

Wenn man das Betragen einsichtvoller und tugendhafter Fürsten beobachtet, lernet man erkennen, wie groß die rechtmäßige Macht eines Regenten sey. An Mark Aurel sonderbar kann man ihren Umfang und ihre Gränzen abmessen. Er schätzte sich nicht allein nicht über die Gesetze erhaben, sondern glaubte nicht einmal würdig zu seyn zu gebiethen, wenn er nicht von Gehorsam das erste Beyspiel gäbe: er erkannte sich nur für einen Verwalter der Republik, und anstatt zu sagen: alles ist mein, sagte er zum Senate: Ich habe kein Eigenthum; selbst das Haus, wo ich wohne, ist euer.

Die Soldaten, die er in den Schranken gehalten hatte, wurden nur desto verwägener unter Commodus: und nachdem dieses Ungeheuer

ermordet war, wurde das Reich einem jeden angebothen, der ein Sklave der Legionen seyn wollte, um der Tyrann des Volkes zu werden. Dann schlossen die Verbrechen, die sich vermehrten, unter den Füßen der Tyrannen Abgründe auf. Die meisten lebten nicht lange; und in dieser Verwirrung wurden die besten Fürsten niedergemacht.

Das ist das Loos der Regenten, wenn das Volk vor ihren Augen nichts gilt, und wenn sie nur auf die Gunst der Soldaten rechnen. Diese Gunst ist theuer, und sie kostet von Tage zu Tage mehr, weil die Habsucht desto mehr zunimmt, je mehr man sie durch große Geschenke zu stillen sucht. Es kömmt eine Zeit, wo der Despot nicht reich genug ist: dann wird der Staat zu Grunde gerichtet, und das Leben des Tyrannen ist deßhalben nicht besser gesichert.

Commodus war die erste Ursache dieser Unordnungen. Severus vermehrte sie durch die Versäumung der Kriegszucht, und Caracalla durch die unermeßlichen Geschenke, die er den Soldaten machte. Er wurde ermordet; und nach ihm Makrinus, Heliogabalus, Alexander, beyde Maximine, die zween ersten Gordiane, Maximus, Balbinus, der dritte Gordian, Philippus, Decius, Gallus, Aemilian, Valerian, der aus Verrätherey den Persiern in die Hände geliefert wurde, und Gallien sein Sohn. Dieser wurde ermordet, nachdem er das Reich mit einer Menge Tyrannen getheilet hatte, welche

che den Titel Augustus anzunehmen wagten, und die alle beynahe eines gewaltsamen Todes starben. Wenn vier große Männer, die darauf folgten, Claudius, Aurelian, Tacitus, Probus, würdig geschienen haben, zu regieren, so wurden die drey letzten auch ums Leben gebracht, und nach ihnen hatten Carinus und Numerian das nämliche Schicksal.

Man sah nicht voraus, was für ein Ende diese Unordnungen nehmen würden. Denn die Soldaten, die das Reich verkaufet hatten, wollten es immer verkaufen; und der Tyrann, der es kaufte, gab ihnen bald die Waffen gegen sich in die Hand, weil er eine Schuld gemacht hatte, die er nicht bezahlen konnte. Es kam also darauf an, daß man ihnen die Macht nahm, das Reich zu verkaufen: Diokletian nahm sie ihnen. Gleichwohl erfuhr der Plan, den er sich machte, große Schwierigkeiten in der Ausführung, und zog große Misbräuche nach sich. Man fasset nicht, wie er sich schmeucheln konnte, seine Mitregenten in Schranken zu halten; und wäre es ihm nicht gelungen, so würden wir ihn für den unvernünftigsten Mann halten. Aber zwanzig glückliche Jahre sprechen sein Lob, sonderbar, wenn man an den Charakter des Maximian Herkules und des Galerius denket.

Hier ist der Ort zu betrachten, wie die Schwingfedern der Regierung sich durchkreuzen und schwächen, so wie das Reich sich erweitert, und das allgemeine Verderbniß der Sitten alle

Theile

Theile davon auflöset und unbrauchbar machet.

Als die Republik begann, hatte die Oberherrschaft ihren Sitz in den Comitien nach Centurien, und die Bürgermeister waren zugleich die Vorgesetzten des Volkes, und Führer der Heere. Dieses einfache System hätte Bestand haben können, wenn die Patrizier die Macht nicht gemisbraucht hätten. Aber ihre Habsucht brachte die gemeinen Bürger zum Aufstand, und diente dem Ehrgeize der Zunftmeister zum Vorwande. Bald gab es zweyerley Comitien, zweyerley Regenten, und die Amtsstellen wurden vermehrt. Hier waren schon Triebfedern, die sich verwickelten, und die Verwirrungen nahmen mit den Mishälligkeiten überhand. Aber die Feinde, die auf allen Seiten eindrangen, hielten die Theile zusammen, die sich auflösen wollten, und die Republik wirkte von außen mit all ihren Kräften. Man kann also vorsehen, daß sie sich nur so lang erhalten werde, als die sich auflösenden Theile durch auswärtige Kräfte zusammen gedrängt werden: weil aber diese Kräfte nachlassen müssen, so wie sich die Republik weiter ausbreitet, so sieht man wieder voraus, daß sie endlich zerfallen muß. Die Mishälligkeiten, welche die Grundursache ihres Wachsthums gewesen sind, werden also die Ursache ihres Zerfalls werden.

Fürwahr, da die Bürgermeister nicht mehr erkleckten, die Hauptstadt und die Provinzen

zu

zu regieren, mußte man Vicebürgermeister aufstellen; und bald darauf mußte man diese neuen Vorgesetzten bestätigen, und ihnen Zeit lassen, die Kriege zu Ende zu bringen, die sie angefangen hatten. Allein diese neue Amtsstelle mußte mit der Zeit für die Republik nachtheilig werden. Die Vicebürgermeister mußten nothwendig mächtiger werden, als die Bürgermeister selbsten, weil sie beständig ein Kriegsheer auf den Beinen hatten, weil sie länger im Amte standen, und weil sie in ihrer Entfernung von Rom unabhängiger waren.

Unterdessen zogen die Factionen, die in der Hauptstadt fortwährten, desto größere Misbräuche nach sich, weil die Macht der vornehmsten Glieder mit der Macht der Republik gewachsen war. Aber so viel immer sie Blut kosteten, waren sie doch nur Meutereyen noch, wo der Senat und das Volk, die wechselweise Sieger und Tyrannen waren, sich einander die Herrschaft aus den Händen rissen, ohne sich einen Gebiether aufstellen zu können. Man mußte dann die Legionen ausziehen lassen. Sie allein konnten die Factionen im Zaume halten; sie allein konnten in Rom, und von Rom dem ganzen Reiche gebiethen. Also entfloh Marius, wo Sylla heranrückte; und Pompejus floh auch, sobald er erfuhr, daß Cäsar über den Rubikon gegangen sey.

Es war nicht mehr möglich, der Regierung eine einfache Richtung zu geben; das Reich war

zu groß, um von einer geringen Anzahl der Vorgesetzten regieret zu werden. Augustus folgte dem Plane, der schon angelegt war. Er machte keine andere Veränderung, als daß er die Kriegsheere säßhaft machte, und den Soldatenstand zu einem eigenen Stande ernannte, der von der Bürgerschaft unterschieden war: dadurch allein wurde die Regierung mehr verwickelt. Es wäre freylich einfacher und vortheilhafter für die Freyheit gewesen, wenn jeder Römer Bürger und Soldat geblieben wäre. Aber der Nutze des Fürsten verlangte das nicht; und in die Länge wäre dieser Plan ohnedas unthunlich geworden. Also dienten die Kriegsheere, nach der Wesenheit der Sachen, und nach den verborgenen Absichten des Regenten, eben so viel gegen die Völker des Reiches, als gegen die Feinde; und wenn sie die Bürger vertheidigen konnten, so konnten sie noch leichter sie unter das Joch der Tyranney zwingen.

Die Unternehmung der Soldaten nach Nero, nach Commodus, und jene, die nach Caracalla wieder angefangen hatten, und erst unter Diokletian ein Ende nahmen, sind nicht so viel eine Regierung, als eine militarische Anarchie, welche die Auflösung aller Theile des Reiches vorbereitete. Es war nicht mehr möglich, nach dem Plane des Augustus, so verwickelte Misbräuche zu bessern: es hatte eben dieser Plan selbsten die Veranlassung darzu gegeben. Diokletian mußte dann nothwendig die Regierung noch mehr verwickeln,

wickeln, nicht in der Hoffnung, alle Fehler daran zu verbessern; sondern weil es Misbräuche gab, denen man schnell entgegen arbeiten mußte: und er half ihnen ab.

Es ist allezeit ein Beweis des Zerfalles, wenn eine Regierung vonnöthen hat, verwickelt zu werden. Erwirbt sie neue Kräfte dadurch, so wird sie dieselbigen nicht lange behalten; und aus der Verwicklung selbst werden neue Misbräuche entstehen. Man kann sich nicht leicht alle vorstellen, die durch vier Fürsten, vier Höfe, vier große Kriegsheere, und die Menge Aemter entstanden sind, welche ein jeder von diesen Regenten in seinem Gebiethe errichtete. Man sah alle Fehler dieser Regierung ein, als sie von Diokletian nicht mehr beseelet wurde.

Das Reich wurde alsobald getrennet, und die bürgerlichen Kriege, die wieder anfiengen, hörten nicht eher auf, als nachdem alle Provinzen unter einem Oberhaupte vereiniget worden waren.

Wenn ein Gebäude zusammenstürzen will, unterstützet man es, so gut man kann. Dieses eben that Diokletian, und man muß ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er keine andere Veränderungen gemacht hat, als zu denen er, wie es scheint, gezwungen war. Von Constantin kann man nicht das nämliche sagen. Voll Ungeduld alles zu ändern, hat er alles ohne Noth geändert. Er übereilte sogar seine Unternehmungen, und machte alles, was er angriff,

griff, von eben so schlechter Dauer, als die Mauern von Constantinopel.

Obschon das Reich schon vor Constantin seiner Auflösung nahe war, gab es gleichwohl noch einige Haltung unter seinen Theilen. Ja, das Vorurtheil selbst ließ nicht einmal denken, daß es vertheilt werden könnte; und ein Feldherr, von dem man vermuthet hätte, daß er sich in einer einzigen Provinz zum Regenten aufwerfen wollte, würde von seinen Truppen verlassen worden seyn. Dieses Vorurtheil daurete auch noch zu Galliens Zeiten: denn obschon damals jeder Augustus in einen Winkel des Reiches gebannet war, so gab doch keiner von ihnen seinen Anspruch auf das ganze Reich auf.

Als es aber zwo Hauptstädte gab, schien es auch zwey Reiche zu geben, und in der That gab es bald zwey: ihre Angelegenheiten waren verschieden, und sie machten nicht mehr die Theile eines Ganzen aus. Es blieben zwar immer noch einige Spuren des alten Vorurtheils übrig: die Kaiser sahen einander als Mitregenten an: die Gesetze, obschon sie von einem gemacht waren, wurden in beyder Namen bekannt gemacht: von zweenen Bürgermeistern wurde einer im Abendlande, der andere im Morgenlande erwählet, und sie mußten in beyden Reichen erkannt werden. Dieser Gebrauch, der einige Ausnahme gelitten hat, beweist die Stärke des Vorurtheils.

Das

Das Reich hätte einer Verbesserung vonnöthen gehabt. Ich sage nicht, daß es möglich gewesen wäre, die Sitten der vorigen Einfalt zurückzubringen; aber wenigst hätte man sie in etwas verbessern können. Constantin dachte nicht daran. Er, der alles verändern wollte, trug alle Misbräuche der alten Hauptstadt in die neue hinüber. Er glaubte, daß die Hoheit des Regenten erforderte, von einem unermeßlichen Pöbel umrungen zu seyn, der nur von seiner Freygebigkeit lebte; und er setzte noch dem Luxus, den er hätte abstellen sollen, den asiatischen Hochmuth bey.

In den Zeiten der Republik waren die nämlichen Bürger Vorgesetzte und Feldherren zugleich; sie sprachen das Recht, und führten die Kriegsheere an. Dieser Brauch galt noch unter Augustus und unter etlichen seiner Nachfolger: erst im dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung fieng man an, die militarischen und die bürgerlichen Aemter unter verschiedene Bürger zu vertheilen. Constantin wollte diese Veränderung ganz zu Stande bringen, und führte es wirklich aus. Seine Absicht war zu theilen um zu schwächen, und zu schwächen um selbst eine willkührliche und unbeschränkte Macht auszuüben.

Er theilte also das Reich in vier Präfecturen, die Präfecturen in Diöcesen, und die Diöcesen in Provinzen ab. In jede Präfectur setzte er einen Vorsteher des Prätoriums; in jede Diöces einen Verwalter des Vorstehers; und in jede Provinz

einen Richter, der unter dem Verwalter der Diöcese stand, zu welcher sie gehörte. Alle diese Vorgesetzten waren vom bürgerlichen Stande, von deren Macht nichts zu besorgen seyn konnte. Unterdessen, um sich gegen die Vorsteher des Prätoriums zu verwahren, deren Namen allein den Regenten zu erschrecken schien, kam Constantin auf den Einfall, das Patriziat aufzurichten, und dieser Würde ohne Amt den Vorzug über die Präfectur einzuräumen.

Er machte zween militarische Vorgesetzte, einen für das Fußvolk, den andern für die Reiterey. Sie hatten die Aufsicht über die Truppen, und ihnen kam zu, alles zu verordnen, was die Mannszucht betraf. Aber um ihrem Ehrgeize Schranken zu setzen, gab er ihnen den Rang erst nach den Bürgermeistern, den Patriziern, den Vorstehern des Prätoriums, dem Vorsteher der Stadt Rom, und jenem von Constantinopel. Es gab auch noch Feldherren, welche man Herzoge oder Grafen nannten, und die über die Truppen einer Provinz zu gebiethen hatten. Dieser letzte Titel war damals vornehmer als der erste, und wurde vielen Aemtern beygelegt.

Sobald es einmal Titel ohne Aemter gab, vermehrte man sie, weil sich der Regent schmeuchelte, den Ehrgeiz durch eitle Ehren zu sättigen. Man sah lauter Perfectissimi, Egregii, Clarissimi, Spectabiles, Illustres, Nobilissimi. Man grüßte einander mit lauter Excellenzen, Reverenzen,

zen, Magnificenzen, Hoheiten, Eminenzen, Sublimitäten, u. d. gl. Diese ungesittete Höflichkeit nahm desto mehr überhand, je seltener das wahre Verdienst wurde.

Gallien hatte die römischen Senatoren von den Kriegsheeren ausgeschlossen: Diokletian hatte ihnen die Provinzen abgenommen, welche sie seit Augustus zu verwalten gehabt hatten. Endlich nachdem sie unter jedem Despoten waren erniedriget worden, verloren sie nun vollends all ihre Achtung, als der Sitz des Reiches nach Constantinopel verlegt wurde. Sie mußten noch allmählig sich aller Würden beraubet sehen. Constantin zog ihnen die Barbarn vor, von denen er glaubte nichts zu fürchten zu haben. Er irrte sich aber: denn man irret sich allezeit, wenn man den Despotismus einführen will. Nach diesem Kaiser, dessen zahlreiche Nachkommenschaft bald ausgerottet wurde, eilte das Reich seinem Verderben entgegen; und es ist augenscheinlich, daß es die Wirkung einer Staatsklugheit war, die alles veränderte, nichts verbesserte, und eine Quelle neuer Misbräuche wurde.

Ich will mich bey den Nachfolgern Constantins nicht aufhalten. Die langen Regierungen von schwachen Fürsten, als das Reich am meisten eines Oberhaupts bedorfte, weisen nichts als Unordnungen auf, die es erklecket durchlaufen zu haben. Die Unwissenheit, welche schnell um sich griff, vermengte alle Begriffe. Man

wußte nicht mehr, woher die Rechte zum Reiche geleitet wurden, und wir haben gesehen, daß es Weiber vergaben, weil sie den Titel Augusta fürten. Das war nicht das einzige Irrthum, worein man gefallen ist.

Im Jahre 457 christlicher Zeitrechnung, erhielt Leo die Krone aus den Händen des Anatolus, Patriarchen von Constantinopel. Es ist augenscheinlich, daß diese gottselige Ceremonie, die zum erstenmal geschah, einen schon erwählten Kaiser vermuthen ließ, und dem Patriarchen kein Recht gab, sich der Wahl zu widersetzen, oder an derselben Theil zu nehmen. Unterdessen als im Jahre 491 Anastasius, der Nachfolger des Zeno, von dem Senat und dem Kriegsheere ausgerufen worden war, weigerte sich Euphemius, der damals Patriarch von Constantinopel war, ihm eher die Krone zu geben, als der Kaiser, von welchem er argwähnte, daß er ein Eutychianer sey, ein Glaubensbekenntniß unterzeichnet, und versprochen hatte, die Satzungen der Kirchenversammlung von Chalcedon zu beschützen. Diese Forderung schien nicht einmal ungewöhnlich zu seyn: denn der Senat, der drüber wegschreiten konnte, wagte es nicht. Dagegen versäumte er nichts, um den Patriarchen zu bereden, daß er von seiner Widersetzlichkeit abstünde. Nun, wenn man schon dachte, daß ein Ketzer zum Reiche nicht erwählt werden könne, warum hätte man mit der Zeit nicht

denken

denken sollen, daß ein ketzerischer Kaiser könne abgesetzt werden?

So groß war die Verwirrung, die in der Regierung, und in den Begriffen herrschete, als die nordischen Völker, die sich lange Zeit begnügten die Gränzorte zu verheeren, von den Hunnen fortgetrieben wurden; und weil sie gezwungen waren, neue Felder zu suchen, ließen sie sich mit Liebe oder Gewalt in den römischen Provinzen nieder, und bezwangen endlich das abendländische Reich. Gleichwie sich zum Wachsthume der Römer alle Umstände vereiniget hatten, also vereinigten sich auch zu ihrem Untergange die Zänkereyen der Religion, die bürgerlichen Kriege, das Verderbniß der Sitten, die Versäumung der Kriegszucht, die Fehler der Regierung, und die Menge der Feinde.

Ende des sechsten Bandes. (*)

(*) Mit diesem Bande ist die Geschichte der ältern Zeiten, und meine Uebersetzung beschlossen. v. Z.

Verzeichniß
der in diesem Theile enthaltenen
Merkwürdigkeiten.

A.

Aegypten: wird der Mittelpunkt aller Künste und Wissenschaften. 12. ist der Sitz des Aberglaubens. 17.

Alarich: ein Führer der Gothen. 284. setzet Rom in Schrecken. 289. muß Frieden schließen. ebend. giebt den Römern einen Kaiser. 293. läßt die Stadt plündern. 294. stirbt. 295.

Alexander Jannäus: ein verächtlicher Fürst der Juden. 3.

Alexandra: seine Frau, regieret nach ihm. 4. stirbt. ebend.

Ambrosius: (der heilige) sein Betragen gegen Kaiser Theodosius. 276. 279.

Ammonius Sakkas: stiftet den Eklektismus. 16.

Antigonus: wird auf den Thron in Judäa erhoben. 7. und wieder gestürzt. ebend. war der letzte von den asmonäischen Fürsten. 8.

Antonius: ist der berühmteste Einsiedler in Aegypten. 137. der Stifter des Klosterlebens. ebend.

Apollonius von Tyane: ein Pythagoräer, und eifriger Vertheidiger des Götzendiensts. 69.

Arianer: ihre Ketzerey. 128. werden verdammet.

met. 161. halten Kirchenversammlungen. 162. ihre Ausbreitung. 238. u. f. 245.
Aristobulus: nimmt den Titel eines Königs der Juden an. 3. seine grausame, aber kurze Regierung. ebend.
Aristobulus, sein Brudersssohn: kömmt zur Regierung. 5. wird von Pompejus gefangen genommen. 6. entflieht. 7. wird vergiftet. ebend.
Arius: Stifter einer Ketzerey. 128. wird verbannet. 161. und zurückberufen. 162. stirbt. ebend.
Arkadius: wird morgenländischer Kaiser. 282. ein schwacher Regent. 287. 288. stirbt. 291.
Attila: verkaufet den Frieden. 319. beherrschet die Hunnen. 320. wird geschlagen. 323. setzet Italien in Schreken. ebend. stirbt 324. sein Charakter. 324. 325.

B.

Bischöfe: wie sie in den ersten Zeiten der Kirche erwählt wurden. 133. ihre Gewalt unter Constantin. 155.

C.

Christen: ihre erste Lebensart. 63. u. f. werden verfolget. 66. 70. 77. 101. 117. 118. 125. ihre Kirchenzucht. 129. u. f. ihr Opfer. 134. ihr Fasten. 135.
Christenthum: Sieh: Religion (christliche)
Clemens, von Alexandria: ein vornehmer christlicher Schriftsteller. 109. seine Verirrungen. 110. 111.
Constans: Constantins des Großen Sohn, erhält einen Theil an dem Reiche. 219. bekömmt

das ganze Abendland in seine Gewalt. 221. verliert das Leben. 224. ist kein Heiliger gewesen. ebend.

Constantin, der Große: sein Betragen gegen die Kirche. 150. gegen die Geistlichen. 151. er verfolget die Götzendiener. 157. beruft eine Kirchenversammlung nach Rom. 158. eine nach Arles. 159. eine nach Nicäa. 160. widerleget den Arius. 163. sein widersprechendes Verfahren. ebend. handelt grausam. 164. machet viele Veränderungen. 165. u. f. bauet Constantinopel. 171. stirbt. 173. hat seinen Sohn und seine Frau hinrichten lassen. 174. sein Hang zur Pracht. 175. seine Theilung des Reiches. 218. 219. warum er den Airus zurückberufen. 222. ist die Hauptursache des einreißenden Arianismus gewesen. 223. theilet das Reich um seine Macht zu befestigen. 369.

Constantin: sein Sohn, kömmt zur Regierung. 218. verliert das Leben. 122.

Constantina: Tochter des großen Constantins, machet Vetranio zum Kaiser. 225. wird mit Gallus vermählt. 233. giebt ihm schädliche Rathschläge. ebend.

Constantius: erhält einen Theil an dem Reiche. 219. ist den Arianern günstig. 223. ziehet gegen Vetranio mit Magnentius zu Felde. 227. läßt eine Kirchenversammlung halten. 228. sein schlechter Charakter. 229. sein Hofstaat. 230. giebt sich ein lächerliches Ansehen. 232. läßt Gallus und Julian einsperren. 234. will ein

ein Theolog seyn. 237. wird von den Arianern selbst verachtet. 242. stirbt. 247.

Cyprian, der heilige: hält die Taufe der Ketzer für ungültig. 122. ist ein großer Wohlredner. 123. wird gemartert. 124.

D.

Despotismus: wie er in Rom eingeschlichen. 356. u. f.

Donatisten: Ursprung dieser Schismatiker. 127. werden verdammet. 158. 159. ihre Widerspänstigkeit. 159. ihre Anzahl. 160.

E.

Einsiedler: Paul ist der erste gewesen. 136. Antonius der berühmteste. 137.

Eklektismus: worinn er besteht. 15. sein Stifter. 16. seine Grundsätze. 16. 18. 19. wie er die Götterlehre erklärt. 20. was er von Jesu Christo hält. 21. 22. der christlichen Schriftsteller. 98.

Eroberung: was man in den ältesten Zeiten darunter verstanden. 189. u f. was man itzt erobern heißt. 191.

Essenier: eine Sekte unter den Juden. 27. ihre Meynungen. 28. ihre Lebensart. 29. ihre Prüfungen. 30. ihre Lehre. 31.

Eudoxia: die Frau des Arkadius, hilft den Eutropius stürzen. 287. verfolget den heiligen Chrysostomus. 288.

Eukratiten: ihre Irrthümer. Sieh: Ketzerey.

Eutropius: ein mächtiger Verschnittener unter Arkadius. 283. wird sein Minister. 285. wird Bürgermeister. 286. wird enthauptet. 287.

Eutyches: stiftet eine Ketzerey. 315. wird verdammet. 327.

G.

Gallus: herrschet im Abendlande. 233. seine Erziehung. 234. wird ums Leben gebracht. 235.

Genserich: König der Wenden, erobert Afrika. 308. 319. plündert die Stadt Rom. 330. verbrennt die Flotte des Kaisers. 333.

Germanier: treiben den Ackerbau. 211. die eigentliche Lage ihres Landes. 214. ihr Charakter. ebend. u. f.

Gnostiker: eine Sekte, die von Simon dem Zauberer ihren Ursprung hat. 60. ihr Lehrsystem. 61. 62.

Gothen: bestehen aus verschiednen Völkern. 259. lassen sich in Thracien nieder. ebend. besiegen Valens. 261. werden geschlagen. 263. überfallen Griechenland 284. werden geschlagen. 288. 290.

Gratian: wird mit acht Jahren zum Augustus erklärt. 256. sein Charakter. 261. erkläret Theodosius zum Mitregenten. 263. machet die Römer abgeneigt. 274. verliert das Leben. 275.

Gregorius von Nazianz: ist zu hitzig gegen die Ketzer. 265. 266. giebt sein Bißthum zu Constantinopel auf. 271.

H.

Herodes: Antipaters Sohn, erhält die Krone von Judäa. 7. regiert grausam. 8. stirbt. ebend.

Hirkanus: ein Fürst der Juden. 2. seine Regierung. ebend.

Hirkanus: sein Enkel, kömmt zur Regierung. 4. muß sie seinem Bruder abtreten. 5.

Hono-

Honorius: wird abendländischer Kaiser. 282. seine Regierung. 289. u. f. stirbt 298.

Hunnen: fallen in Europa ein. 258. schlagen die Gothen. 259. verwüsten Asien. 284. werden in Gallien geschlagen. 323. zerstreuen sich. 324.

J.

Jerusalem: wird von Pompejus belagert. 6. wird von Titus erobert und zerstöret. 66.

Jovian: wird Kaiser. 248. stirbt. 249. sein Vorhaben, die Toleranz einzuführen. 251.

Irenäus, der heilige: schreibt wider die Ketzer. 83.

Juden: ihr Zustand unter den asmonäischen Fürsten und unter Herodes. 1. ihre Meynungen vor Christi Geburt. 23. legen den Ursprung zum Mönchsleben. 25. es entstehen Sekten unter ihnen. 27. 28. warum sie den Messias nicht erkennen wollten. 43. u. f. verfolgen die christliche Religion. 62. werden zerstreuet. 66. 67. empören sich. 73. 75.

Julian: wird als ein Kind dem Tode entrissen. 220. seine Erziehung. 234. sein Eifer zun Wissenschaften. 236. wird zum Augustus ausgerufen. 247. wird Kaiser. ebend. will das Christenthum vertilgen. 248. stirbt an einer Wunde. ebend.

Justin, der heilige: ein großer Vertheidiger der Kirche. 76. wird gemartert. 78.

K.

Karaiten: eine Sekte unter den Juden. 40.

Ketzerey: die erste des Zauberers Simon. 52. der Marcianiten. 75. der Montanisten. 79. der Eukratiten. 82. andre verschiedene. 84. der Manichäer. 124. der Arianer. 128. 161. 238. u. f. der Macedonier und Apollinaristen. 272. der Priscillianisten. 310. der Nestorianer. 311. der Eutychianer. 315.

Kirchenbuße: giebt zu Verwirrungen Anlaß. 120. wie sie in den ersten Jahrhunderten beschaffen war. 131. 132.

Kirchenversammlung: die erste zu Jerusalem. 64. andere verschiedene. 80. 83. 122. zu Rom. 158. zu Arles. 159. die erste ökumenische zu Nicäa. 161. zu Sirmich. 228. zu Maylaud. 238. zu Rimini und Seleucia. 244. zu Constantinopel. 271. zu Ephesus. 313. 316. zu Chalcedon. 327.

Kirchenzucht: der ersten Christen erkaltet. 117. 118. ist veränderlich gewesen. 128. u. f. wie sie in den drey ersten Jahrhunderten beschaffen war. 129. u. f. wird verderbet. 304.

Klosterleben: Sieh: Mönche.

L.

Leo: wird morgenländischer Kaiser. 331. verdienet den Namen des Großen nicht. 332. stirbt. 335.

M.

Magnentius: wird zum Augustus ausgerufen. 223. sein Charakter. 224. besieget den Nepotian. 226. wird geschlagen. 228. entleibet sich selbst. ebend.

Mani-

Manichäer: ihr Ursprung. 124. ihre Irrthümer. ebend. u. f. werden verurtheilt. 125.
Marcian: wird Kaiser. 327. stirbt. 329.
Marcianiten: ihre Irrthümer. 82. Sieh: Ketzerey.
Maximus: läßt sich zum Augustus ausrufen. 275. wird besieget und hingerichtet. ebend.
Millenarii: ihr Irrthum. 80. 81.
Mönche: haben den Ursprung von den Juden her. 25. und von den Pythagoräern. 26. fangen in Aegypten an. 137. werden mächtig. 280. ein Beweis davon. 301. ihre Gewaltthätigkeiten. 305.
Montanisten: ihre Irrthümer. 80. Sieh. Ketzerey.

N.

Nepotian: wird als Augustus ausgerufen. 226. verliert das Leben. ebend.
Nestorius: Stifter einer Ketzerey. 311. wird verdammet. 313.
Novatian: der erste Afterpapst. 121. wird verdammet. 122.

O.

Osterfest: veranlasset beynah eine Spaltung in der Kirche. 83. 84.
Origenes: ein Schüler des heiligen Clemens von Alexandrien. 112. wird verfolget. 112. 113. widerleget Celsus den Epikuräer. 114. seine Irrthümer. 115. 116.

P.

Parther: sind den Römern fürchterlich. 202.
Paul: der erste Einsiedler in Aegypten. 136.
Persier: stiften ein neues Reich. 202.

Pharisäer: ihr Haß gegen die Sadducäer. 21. mischen sich in die Geschäffte der Regierung. 4. ihre Meynungen. 35. u. f. ihre Lebensart. 36. dauren unter dem Namen Rabbiner noch fort. 37.

Philosophie: ihre Veränderungen unter den Heyden. 9. u. f. die griechische. ebend. die ägyptische. 12. u. f. die jüdische. 27. u. f. man erkennt ihre Nichtswürdigkeit. 87. was die christlichen Väter darunter verstanden. 94. wird für die Quelle der Ketzereyen gehalten. 96. ist das Hauptstudium der christlichen Schriftsteller geworden. 98.

Placidia: Schwester des Honorius, wird mit Ataulfus vermählet. 296. regieret unter dem Namen ihres Sohnes in Abendland. 307.

Platonismus: der christlichen Väter. 90. 97. der christlichen Schriftsteller im dritten Jahrhunderte. 99.

Pompeius: belagert Jerusalem. 6.

Pulcheria: Schwester des jüngern Theodosius, nimmt den Titel Augusta an. 299. vermählt sich mit Marcian. 327.

R.

Reich, römisches: ist sehr entkräftet. 174. nimmt ein Ende. 336. Betrachtungen darüber. 337. u. f.

Religion, christliche: Hindernisse ihrer Ausbreitung. 41. u. f. bey den Juden. 43. 44. bey den Heyden. 44. 45. Betrachtungen über das erste Jahrhundert. 49. u f. über das zweyte. 70.

70. u. f. wird durch Schutzschriften vertheidiget. 74. 77. 78. 101. wird mit philosophischen Meynugen vermenget. 89. u. f.
Rom: wann hat der heilige Peter seinen Sitz daselbst gestiftet? 63. wird geplündert. 294. 330.
Rufin: Minister des Kaisers Arkadius. 283. wird getödtet. 285.

S.

Sadducäer: ihr Haß gegen die Pharisäer. 2. ihre Lehre. 38. 39.
Schisma: der Donatisten. 127. des Afterpapsts Ursinus. 258.
Scythen: was für Völker darunter verstanden werden. 192. breiten sich in Asien aus. 199.
Senat, römischer: seine Rechte. 177. verliert sein Ansehen. 179. u f. 347. u. f.
Simon, der Zauberer: nimmt den christlichen Glauben an. 52. entsaget ihm wieder. ebend. sein Lehrsystem. 53. rühmet sich Wunder zu wirken. 57. ist zu Rom nicht angebethet worden. 58. sein Tod. 60.
Stiliko: Minister des Kaisers Honorius. 283. fällt über die Gothen her. 289. schlägt sie. 290. verliert das Leben. 292.
Synkretismus: worinn er besteht. 13. seine Wirkungen. 15.

T.

Tartarn: ihre Lebensart. 195.
Taufe: veranlasset einen großen Streit in der Kirche. 122.

Tertullian: vertheidigt die Kirche. 101. u. f. fällt in die Ketzerey der Montanisten. 108.

Theodosius der Große: begiebt sich nach Spanien. 261. wird zurückberufen. 263. wird morgenländischer Kaiser. ebend. macht Gesetze wider die Heyden. 267. besieget den Maximus. 275. läßt sich durch Bedrohung der Excommunication schrecken. 277. thut öffentliche Kirchenbuße. 280. sieget und stirbt. 281.

Theodosius, der Jüngere: wird Kaiser mit sieben Jahren. 291. sein Charakter. 299. seine Andächteley. 301. ein schlechter Regent. 302. u. f. fällt dem Ketzer Eutyches bey. 321. stirbt. ebend.

Therapeuten: eine Sekte unter den Juden. 27. ihre Lebensart. 32. 33. 34.

V.

Valens: wird Kaiser. 255. ist verhaßt. 256. sein Geiz. 260. verliert das Leben. 261.

Valentinian: wird Kaiser. 254. sein Charakter. 255. stirbt. 258.

Valentinian der II: wird abendländischer Kaiser. 275. 276. wird ermordet. 281.

Valentinian der III: wird als Kaiser erkannt. 306. ist ein schlechter Regent. 321. wird ermordet. 329.

Verfolgungen: der Christen. Sieh: Christen.

Vetranio: wird Kaiser. 225. wird verwiesen. 227.

W.

Weissagungen: der erste Grund des Glaubens. 140. die nach dem Tode des Erlösers erfüllt wurden. 141. u. f.

Wenden: erobern Afrika. 308. 319. plündern Rom. 330. verbrennen die Flotte des morgenländischen Kaisers. 333.

Wunderwerke: sind der Grund der Ausbreitung des Christenthums gewesen. 51. 140. 141. der Apostel. 144. sind immer seltsamer geworden. 148. 149.

Z.

Zeno: wird morgenländischer Kaiser. 335.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Condillac, Etienne Bonnot de, 1714-1780 / Zabuesnig, Johann Christoph von, 1747-1827 / Aulinger, Johann Baptist [Illustrator]

<<Des>> Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten

Bd.: 6

Augsburg (1781)

H.un. 696 g-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034493-3
VD18 90172256